

Patriarch Kyrill, Romy Schneider, Baudelaire, Globi

Nummer 20 – 19. Mai 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Kriegstreiber

Büro-Milizionäre im Kampf gegen Russland und die Neutralität.

Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt

Walther Rathenau

Industrieller, Schriftsteller, Politiker: Ein deutsches Schicksal. *Stefan Zweig*

Der freie Westen im Kontrollwahn

Gesundheitsdiktatur, Finanzüberwachung, Zensur.

Beat Gygi

Die chinesische Sicht
Wie Peking
Putins Feldzug
einschätzt



ROLEX

LADY-DATEJUST

Seit ihrer Vorstellung im Jahr 1957 ist die Lady-Datejust ein Synonym für zeitlose Eleganz. Mit ihrem unverwechselbaren 28-mm-Gehäuse und einzigartiger Technik hebt sie klassische Schönheit auf ein neues Niveau.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

BUCHERER

1888

bucherer.com

Unausgeglichene Liebe

Nichts ist schöner als die ebenmässige, ausgeglichene Liebe. Sie ist der Stoff ungezählter Hollywoodfilme, der ewige Sehnsuchts-traum des Menschen, irgendwo, irgendwann die Person zu finden, in der man sich aus Liebe verliert, sich uneingeschränkt hingebend, eintaucht in einen warmen Ozean des Vertrauens, der totalen Innigkeit, wo die Grenzen zwischen Ich und Du verschwimmen, aber eben so, dass man sich dabei nicht abhandenkommt, sondern im Gegenteil im andern sich erst richtig findet, vorstösst in unentdeckte Zonen des Selbst, zweisam vereint, auch in der körperlichen Verfliessung, die dann als Ausdruck einer fast schon überirdischen, dem Materiellen, Fleischlichen entrückten Glückseligkeit empfunden wird.

Das ist wunderbar, es kommt im realen Leben sicher auch vor. Doch die Wirklichkeit der Liebe läuft oft, vielleicht meistens darauf hinaus, dass der eine mehr liebt als die andere, die eine mehr als der andere im lodernen Feuer der Gefühle steht. Und die Frage lautet, ob die Unausgeglichenheit der Liebe ein Problem darstellt, das zu lösen ist, oder vielmehr die Normalität verkörpert, die zu verkraften und zu ertragen uns das Schicksal, Gott, unsere Natur aufgetragen hat. Lieben Frauen mehr als Männer, oder sind gerade die Männer dazu bestimmt, die Frauen mehr zu lieben? Diese Lebensfrage ist zu klären.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort trügerisch klar: Wer mehr liebt, ist der Unterlegene. Er oder sie leidet, erlebt die Liebe als beständige Nahtoderfahrung drohender Ablehnung, Zurückweisung durch den Stärkeren, Erlebnis der Schwäche, Kränkung der Sehnsucht, in der Liebe die höchste Form der Anerkennung zu erfahren, das Aufgehobensein im andern und damit die Vollendung der Geborgenheit, die uns befreit von der ätzenden Säure der Selbstzweifel, die an den Herzen und am Ego der sich einsam Fühlenden frisst.

Erlösung.

Handkehrum ist ein Grossteil der von Männern verfassten Weltliteratur ein einziger Ur-schrei wider das Unheil der verschmähten, nicht oder nicht ausreichend erwiderten Liebe. Die Unausgeglichenheit erscheint hier als Treibstoff der Kreativität, als Quelle grosser Kunst, Musik, im Grunde allen Schaffens, Gründens, Eroberns, das

letztlich aus Sicht des Mannes dazu dient, die Aufmerksamkeit der geliebten Frau zu wecken oder aber über deren Unerreichbarkeit hinweg-zukommen.

Die Liedzeile «La donna è mobile» in Verdis «Rigoletto» drückt diese männliche Urahnung aus, wonach der Mann sich der steten, lau-ern den Gefahr ausgesetzt sieht, von der mühselig ausfindig gemachten Angeboteten in jedem Moment, ansatzlos, verlassen zu werden. Nichts ist flüchtiger als das Glück, das der Mann in Gestalt seiner Herzengeliebten zu besitzen glaubt.

Und noch vertrackter: Hat der Mann die Frau gesichert, ist die Gefahr gebannt, besitzt er das Glück tatsächlich, schwindet es dahin, verliert es seine betäubende, mitunter lähmende, geradezu dämonisch-charismatisch süsse Macht. Für

Auf den ersten Blick scheint die Antwort trügerisch klar: Wer mehr liebt, ist der Unterlegene.

den Mann, man muss es ehrlich aussprechen, ist das, was er für die Liebe hält, oft genug nur eine romantisch vernebelte Form seines Jagd- und Beutetribs, der in dem Moment erschläft, da er das Objekt seines Wollens und Drängens vollständig unter Kontrolle wähnt.

Das sind natürlich Gedanken, die man nicht äussern sollte, da sie als uncharmant empfunden werden können. Wahr ist aber auch, dass die Frauen die Männer längst durchschaut haben, ohne ihnen allerdings den Rausch ihres romantischen Selbstgefühls zu nehmen. Im Gegenteil, sie stacheln es an, halten die Nachfrage aufrecht, indem sie sich dem Mann entziehen, ihn in seinem jägerischen Beutedrang bewusst im Ungewissen lassen. Er soll sich nie zu sicher fühlen.

Irrig ist die Meinung, es sei der Mann, der kraft seiner eingebildeten Unwiderstehlichkeit die Frau «erobert», die uneinnehmbar scheinende Festung «knackt». Die Frauen, und nur die Frauen, bestimmen, ob es zwischen beiden etwas wird. Oder eben nicht.

Jede grosse Liebe beginnt mit einem Nein der Frau. Und nur der Mann, der die Kraft hat, durch den Todesstreifen seiner Verneinung zu marschieren, ohne die Fassung und den Anstand zu

verlieren, qualifiziert sich für das Glück, das die ersehnte Frau für ihn verkörpert.

Die Strategie des gezielten Liebesentzugs lässt die These plausibel erscheinen, dass Beziehungen nur dann stabil sein können, solange der Mann die Frau mehr liebt als umgekehrt. Darin allerdings steckt bereits wieder eine unterschwellige Geringschätzung, eine Herabwürdigung, dass nämlich die Frauen angeblich liebesbedürftiger, demnach unselbständiger und weniger unabhängig seien als die Männer. Während der Mann, so die Theorie, sich im Beruflichen verwirklichen, Bestätigung finden könne, sei für die Frau das Gefühl des abgöttisch Geliebtwerdens alternativlos, allein bestimmend angeblich für ihr Selbst- und Weltvertrauen.

Ich bin nicht sicher, ob das stimmt. Es gibt auch unausgeglichene, überschüssig liebende Frauen, die trotzdem bei ihren Männern bleiben, glücklich, selbstbewusst, und sei es nur, um die Macht der Liebe im Notfall durch die Macht des schlechten Gewissens zu ersetzen, das sie ihren Männern, die sie des Liebesmangels verdächtigen, einpflanzen. Für den weniger Geliebten gilt zudem die tröstende Wahrheit, dass der mehr Liebende intensiver, erfüllter lebt als der Mensch, der mehr geliebt wird, aber weniger liebt.

Interessanterweise kann sich das Ungleichgewicht der Liebe in einem Lebensalter auch verschieben. Es gibt Paare, bei denen zunächst der Mann und dann die Frau mehr liebt oder umgekehrt, eine Art ausgleichende Unausgeglichenheit, bei der die Summe der Gefühle am Ende, wenn auch nicht gleichzeitig, wieder gleichmässig verteilt ist.

Muss der Mann die Frau mehr lieben? Frauen neigen dazu, ihren Männern diesen Auftrag auf fantasievolle, nachdrückliche, manchmal gebieterische bis fast schon handgreifliche Weise einzuschärfen. Aber auch hier öffnen sich für den Mann Abgründe. Frauen lieben keine Klebstreifen, wollen keine männlichen Kletten, die zu anhänglich, zu haustierhaft, zu unterwürfig sind. Es braucht im Mann eben doch noch eine Restmenge des nomadischen Abenteurers, der dem Besitzanspruch der Frauen trotzig widersteht, auf dass ihre Liebe niemals ver-glimmen möge. R. K.

Die chinesische Sicht auf den Ukraine-Krieg, Tom Kummers Frühlingsreise, Stefan Homburg über die Pandemie, Globi, Stefan Zweig über Walther Rathenau

In Peking herrscht Ernüchterung über den langjährigen Partner Wladimir Putin. «Der russisch-ukrainische Krieg ist das wichtigste internationale Ereignis seit dem Ende des Kalten Kriegs», erklärt der ehemalige Botschafter Chinas in der Ukraine, Gao Yusheng. China befinde sich durch Russlands Angriff auf den Nachbarn an einem strategischen Scheideweg. Sinologen werten den Vortrag des Diplomaten als Zeichen für eine Neuorientierung Chinas. Die *Weltwoche* druckt die Analyse Gaos in voller Länge. **Seite 24**

Die Schweiz im Mai 2022: Ein Land erwacht aus dem zweijährigen Corona-Winterschlaf. Unser literarischer Korrespondent Tom Kummer hat sich auf eine Frühlingsreise quer durch das Land gemacht. Er folgt einem jungen Pärchen von Montreux an den Bodensee, vorbei an blühenden Narzissen und Kirschbäumen, auf der Suche nach dem Geheimnis der Liebe. **Seite 28**

Was weiss man jetzt eigentlich über die Pandemie, über die Gefährlichkeit der Krankheit, über die Engpässe in den Spitälern? Welches sind verlässliche Daten? Wir fragen den deutschen Ökonomen Stefan Homburg, seit Beginn der Corona-Zeit einer der profiliertesten Wissenschaftler, wenn es um die Analyse und Bewertung von Statistiken geht. Seine nüchterne Bestandaufnahme fasst er in die griffige Wendung: Die vermeintlichen Schwurpler



Premiere auf dem Green.

hatten recht. Es kommen zunehmend neue Erkenntnisse an die Öffentlichkeit, die der Corona-Zeit ihre damalige Dramatik nehmen. **Seite 44**

Globi ist ein Kinderstar, eine Schweizer Kultfigur. Seine Abenteuer und Reisen sind Erfolgsgeschichten, wahre Literatur- und Hörbuchwunder – und das seit neun Dekaden. In diesem Jahr feiert der schräge Vogel mit den karierten

Hosen seinen 90. Geburtstag. Warum überdauert Globi? Was macht ihn generationenübergreifend so beliebt? Wir treffen Gisela Klinkenberg, die seit 1995 beim Globi-Verlag arbeitet. Die heutige Chefin sagt, Globi funktioniere relativ einfach. «Wir wissen, was sich die Kinder wünschen.» **Seite 64**

In der Weltgeschichte fand Walther Rathenau sein wahren Gegenspieler. Seine Ermordung im Juni 1922 war eine deutsche Schicksalsstunde. Der Literat Stefan Zweig schildert das sagenhafte Leben seines Freundes, des Industriellen, Schriftstellers und Politikers, an dessen Tod der Anfang von Deutschlands Höllensturz stand. **Seite 51–56**

In eigener Sache: Am 23. Juni 2022 veranstaltet die *Weltwoche* erstmals ein Golfturnier für ihre geschätzten Leserinnen und Leser. Verbringen Sie einen Tag mit den Golfern aus der Redaktion. Das Abendbankett im Fünfsternehotel «Chedi» findet in Anwesenheit von *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel statt. Wir freuen uns über Ihre Anmeldung (www.weltwoche.ch/golfturnier). Zur Einstimmung liegt dieser Ausgabe unser erstes Golf-Heft bei. Die redaktionelle Verantwortung lag bei unserem Kollegen Kurt W. Zimmermann, der dem Vernehmen nach golferisch ähnlich zu brillieren vermag wie publizistisch.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

*12% Direktbestellungsrabatt + 3% bei Abholung in der Bindella Vinoteca Zürich. Ausgenommen davon sind Spezialpreise (z. B. für Promotionsweine), Spirituosen, Nettoartikeli; ohne weitere Wertrabatte. Ab 6 Flaschen kostenlose Lieferung.

Bindella
la vita è bella



**50 WinzerInnen aus Italien • 300 Weine •
Podiumsgespräche • Masterclasses •
Big Bottle Show • Eintritt frei**

**15. & 16. JUNI 2022
KONGRESSHAUS ZÜRICH**



Mehr Infos

falstaff
GENIESSEN WEIN ESSEN REISEN

annabelle

le menu
EINFACH. RAFFINIERT. KOCHEN.

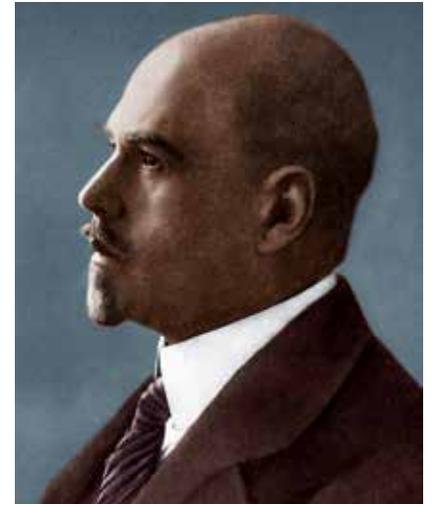
vinum
MAGAZIN FÜR WEINKUNDE



Engelsgleich: Romy Schneider. Seite 23



Kampfbereite Schweizer gegen die Neutralität: Seite 14



Deutsches Schicksal: Rathenau. Seite 51

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Dschihad im Schweizer Gefängnis
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Jonas Projer
- 10 Tagebuch Eric Nussbaumer
- 13 Bern Bundeshaus
Taumelnde Mitte
- 14 Die Kriegstreiber Schweizer Kampftrupp
gegen Russland und die Neutralität
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Lauter lupenreine Demokraten
- 18 Nichts für Gutmenschen
Problem der Neutralität
- 19 Peter Bodenmann
Krieg als Treiber des ökologischen Umbaus
- 20 Der freie Westen im Kontrollwahn Zensur,
Gesundheitsdiktatur, Finanzüberwachung
- 21 News Zuwanderung: Plus 200 000
- 22 Zähnefletschende Herzlichkeit
Österreichs Kanzler Karl Nehammer
- 23 Romy Schneider Sie war ein Klang,
eine goldene Wolke
- 24 Eine Supermacht zeigt Schwächen
Chinas Ernüchterung über Partner Putin
- 26 Finnland und Schweden
Zwei Frauen gegen Putin
- 27 Kurt W. Zimmermann
Spiess-Hegglin: The Show Must Go On
- 28 Tom Kummers Frühlingsreise
Blumenfeld hinter La Chaux-de-Fonds
- 32 Deutschlands nächster Kanzler
Typologie von Harald Martenstein

- 33 Sanktionen
Rubel im Höhenrausch
- 34 Warum der Mensch keine Flügel hat
Der ewige Traum vom Fliegen
- 35 Herodot
- 36 Der gute Mensch von Davos
Niedergang des WEF
- 38 Tabubruch in Washington
Abtreibungsdebatte in den USA
- 39 Anabel Schunke
Gefährliche Entkoppelung
- 40 Putin und sein Patriarch
Kyrill I. und Russlands orthodoxe Kirche
- 41 Broder Die besondere Logik der SPD
- 42 Blühende Weinstöcke im Dezember
Petrus spielte schon immer verrückt
- 43 «Moskau sieht sich stets als Opfer»
Stalin-Biograf Martin van Creveld
- 44 Die Schwurbler hatten recht
Covid war keine Pandemie
- 47 Tamara Wernli
Verlust der gesunden Balance
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Leonid Krawtschuk, Stanislaw
Schuschkewitsch, Scheich Khalifa
- 50 Beat Gygi Jetzt weg mit Negativzins

LEADER: WALTHER RATHENAU

- 51 Selten hat ein einzelner Mensch
sich in seinem grossen Augenblick
so bewährt
Stefan Zweig über den grossen Denker

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche

- 58 Moderne als Vergangenheit
Baudelaires «Fleurs du Mal»
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 «Wir wissen, was Kinder wünschen»
Neunzig Jahre Globi-Bücher
- 66 TV-Kritik
- 66 Film «Dr. Strange
in the Multiverse of Madness»
- 67 Kunst «Sagenhafter Alpenraum»
- 68 Rock Rammstein
- 69 Fotografie Philipp Mueller
- 69 Jazz Lee Morgan

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Empirie
- 72 Häuser Villa Cassel
- 73 Was macht eigentlich?
Andi Gross
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
«Wings-for-Life»
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Auf einen Kaffee mit ...
Brigitte Oertli
- 80 Menschen von morgen
Lorena Branchina
- 82 Das indiskrete Interview
Elke Heidenreich

BRACK.CH

LIEFERT
MOBILITÄT



Dschihad im Schweizer Gefängnis

Ein inhaftierter IS-Terrorist verbreitete in Frauenfeld sein mörderisches Gedankengut. Die Thurgauer Behörden schauten zu.

Kurt Pelda

Man stelle sich vor: Ein IS-Terrorist wird verurteilt und weggesperrt. Im Gefängnis versucht er, Mithäftlinge zu radikalisieren, und er benützt Kontakte mit der Aussenwelt, um Mordaufträge zu erteilen. Die Gefängnisleitung unternimmt wenig bis nichts. Eigentlich ist das schwer vorstellbar, aber in Frauenfeld, dem beschaulichen Hauptort des Kantons Thurgau, ist das so geschehen.

Im Mai 2017 wurde der kurdische Iraker Azad M. vor der berühmten Winterthurer An-Nur-Moschee festgenommen. In dem inzwischen geschlossenen Gotteshaus hatte er sich gelegentlich als Vorbeter betätigt. Anfang 2020 wurde der heute 55-Jährige dann ins Kanton Gefängnis Frauenfeld verlegt. Hinter den Gefängnismauern verbreitete er sein radikales Gedankengut, als ob nichts geschehen wäre. Er missionierte, lud muslimische Gefangene zu sich in die Zelle zum Gebet ein und bedrohte Andersgläubige. Die Bundesanwaltschaft hat inzwischen ein neues Strafverfahren gegen den Kurden eröffnet.

«Eilt zum Gebet, eilt zum Heil»

Geringschätzung von Azad M. bekamen besonders tätowierte Mithäftlinge zu spüren. So wie der inoffizielle Gefängnis-Imam den Islam interpretierte, kann sich ein Muslim zwar in die Luft sprengen, um Ungläubige zu töten, aber seinen eigenen Körper darf er nicht verletzen – zum Beispiel durch das Stechen eines Tattoos. Manchen Häftlingen drohte der kräftig gebaute Mann, ihnen den Körperteil mit der Tätowierung abzuschneiden. Einmal nahm Azad M. einem christlichen Häftling die Bibel weg, warf sie auf den Boden und spuckte darauf. Wenn er am Freitag aus seiner Zelle zum Gebet rief, tat er das in einer Lautstärke, dass es nicht nur die Häftlinge hörten, sondern auch Leute ausserhalb des Gefängnisses: «Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt ausser Allah», sang er auf Arabisch. «Ich bezeuge, dass Mohammed sein Prophet ist. Eilt zum Gebet, eilt zum Heil.»

Ein Thurgauer Ermittler, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, berichtet, dass manche Häftlinge Angst vor Azad M. ge-

habt hätten. Der Polizist bekam auch mit, dass Azad M. beim Freitagsgebet in seiner Zelle als Imam gewirkt und dabei für den Dschihad gewonnen habe. In seinen Predigten habe er manchmal dazu aufgerufen, Andersgläubige und be-

Das Transparent war eine Machtdemonstration. Und was tat die Leitung? Sie liess ihn gewähren.

sonders Schiiten umzubringen.

An sein Zellenfenster hängte Azad M. ein Transparent mit dem muslimischen Glaubensbekenntnis, so dass es die anderen Insassen lesen konnten. Doch das Bekenntnis, die erste der fünf Säulen des Islams, hatte nichts mit jenem gemeinsam, das in den Wohnungen vieler gemässigter Muslime zu sehen ist. Diese Muslime hängen bei sich zu Hause wunderbar verschlungene arabische Kalligrafien des Glaubensbekenntnisses auf. Azad M. hingegen benützte eine ungelenke Handschrift, ähnlich,

wie sie auf der schwarzen Flagge des Islamischen Staats (IS) prangt.

Wie beim IS war das Glaubensbekenntnis am Zellenfenster in zwei Teile gegliedert: Oben «Es gibt keinen Gott ausser Allah» und unten «Mohammed ist sein Prophet». Auf der IS-Fahne befindet sich der zweite Satz in einem weissen Kreis, bei Azad M. war er einfach eine Zeile unterhalb des ersten Teilsatzes. Für jemanden, der den IS etwas kennt, erscheint die Absicht klar: Das Transparent am Fenster war eine Machtdemonstration. Und was tat die Gefängnisleitung? Sie liess den Mann gewähren.

Einem muslimischen Insassen gab Azad M. die Telefonnummer seines Bruders in Schweden. Weil der Iraker selbst nicht telefonieren durfte, wollte er, dass der Mithäftling dem Bruder etwas ausrichtet. Dieser sollte in den Irak reisen, um eine Person umbringen zu lassen. Ausserdem gab Azad M. dem Gefangenen die Handynummer des ehemaligen Imams in der Winterthurer An-Nur-Moschee. Dieser könne ihm nach der Freilassung mit Teufelsaustreibungen helfen, und ausserdem gebe es in Winterthur eine Gruppe, die den Dschihad unterstütze.

In andere Haftanstalt verlegt

In Frauenfeld glaubten Häftlinge nicht nur, dass ihnen Azad M. etwas im Gefängnis antun könnte, sondern sie fürchteten auch seinen langen Arm ausserhalb der Vollzugsanstalt. Selbst das Gefängnispersonal wirkte eingeschüchtert. So hätte die Zelle von Azad M. durchsucht werden sollen, als die Bundesanwaltschaft das neue Strafverfahren eröffnet hatte. Der Iraker widersetzte sich aber, und die Polizei verschob die Aktion auf einen Tag, an dem er einen Gerichtstermin in Bellinzona hatte und somit abwesend war. Das Amt für Justizvollzug dementierte, dass sich das Gefängnispersonal vor Azad M. gefürchtet habe. Es sei ausserdem normal, dass Zellendurchsuchungen in Abwesenheit der inhaftierten Person stattfänden. Zum Vollzugsverhalten dürfe man sich wegen der laufenden Strafverfahren nicht äussern. Inzwischen wurde der Iraker in eine andere Haftanstalt verlegt. Er bestreitet sämtliche Vorwürfe.

Landjäger.ch

Für Männer von Welt,
mit Liebe zur Schweiz.

Edelweiss & Scherenschnitt Mode



Tel: 041 925 60 80
vor Ort 6212 St. Erhard
www.landjaeger.ch

Lieber Jonas Projer

Sie haben als Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* die Tradition wiederaufleben lassen, einen Künstler für die Mitgestaltung des Blattes zu engagieren. «Nägeli zeichnet Zeitung» heisst die Aktion. Der 82-jährige, mehrfach wegen Sprayer-Kritzeleien an Zürcher Häusern verurteilte Harald Nägeli durfte die Zeitung mit Totenköpfen und Fischen verzieren.

«Als Sprayer von Zürich wurde er weltbekannt, nun gestaltet er die *NZZ am Sonntag*.» Schon da muss ich einwenden: Weltberühmt wurde Nägeli nur, weil er nachts unerkant seine *Strichmännli* auf unbefleckte Bürgerhäuser malte. Mit Vorliebe am Zürichberg. Er war ein Gespenst, ein Bürgerschreck, der den satten Zürchern wieder einmal diesen angenehmen Schauer der drohenden Anarchie versetzte. Das war eine Story, die um die Welt ging, nicht als Kunst, sondern als Posse.

Ich habe nie verstanden, warum in Zürich selbst Pfarrer und Stadträte das Wirken dieses



Wow, *wirklich tiefschürfend!*
Chefredaktor Projer.

obsessiven Strichlers als Kunst auffassen. Ich denke, Nägeli hätte nicht die geringste Chance, in die Sammlung der Art brut in Lausanne oder von andern seriösen Museen aufgenommen zu werden. Seine Zeichnungen sind grotteschlecht, einfalllos, miserabel in der Ausführung, aber natürlich Bedeutung heischend,

indem sie strotzen vor Totenschädeln und Skeletten.

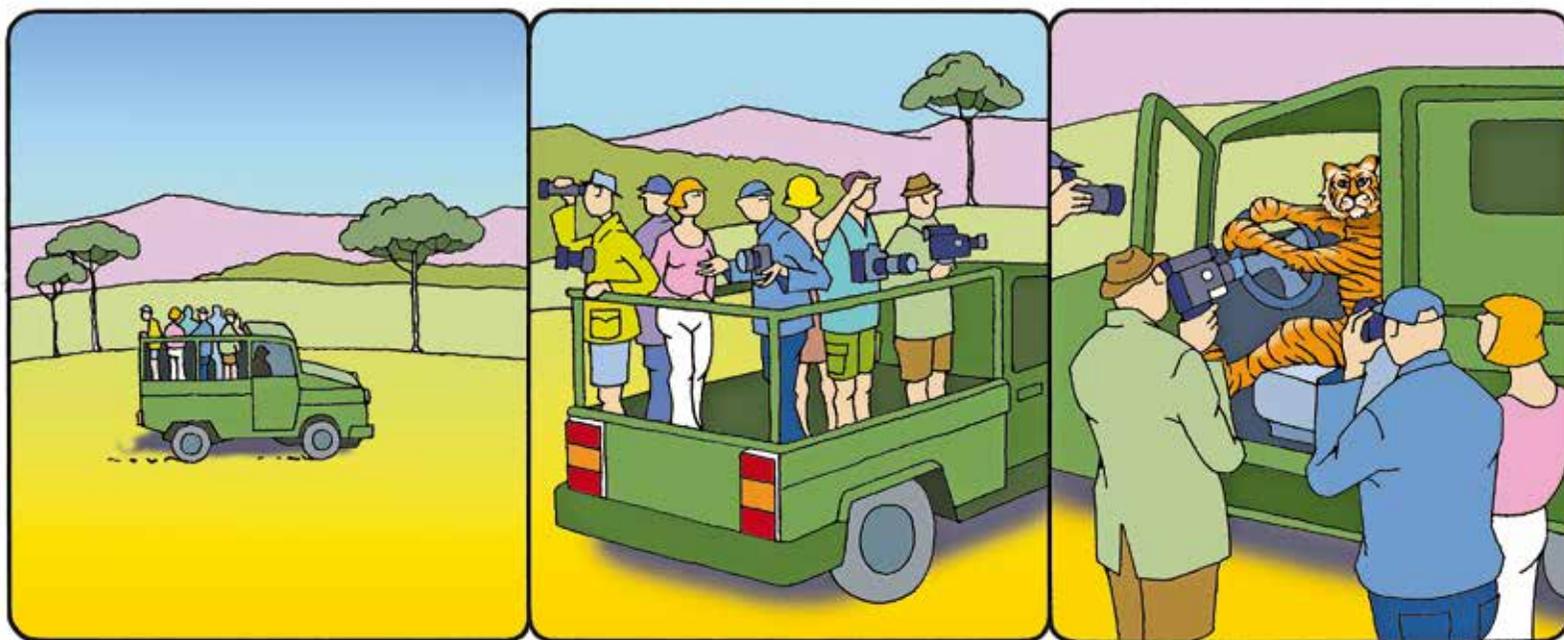
Auseinandersetzung mit Krieg und Tod, wow, wirklich tiefschürfend! Ich könnte Ihnen die Namen von vielen jüngeren Künstlerinnen nennen, die es wirklich verdient hätten, Ihre Zeitung als Plattform zu kriegen. Und besser und einfallsreicher zeichnen als dieser Nägeli.

Ein Künstler muss nicht unbedingt ein Psycho sein, um als gut wahrgenommen zu werden. Für eine nächste Nummer schlage ich Ihnen Ausbrecherkönig Walter Stürm vor, dem geht auch der in Zürich so beliebte Duft der Anarchie voraus. Er soll im Gefängnis auch die Wände verkritzelt haben. Wäre doch etwas für die *NZZ am Sonntag*.

Oder wollen Sie wieder seriös werden?

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Eric Nussbaumer



Ein ehemaliger EU-Botschafter hat mir einmal gesagt, er hätte in keinem anderen Land der Welt ein solch mediales Spektakel erlebt wie in der Schweiz, wenn sich ein Regierungsmitglied mit einem EU-Kommissar treffe oder wenn gar der Kommissionspräsident oder die amtierende Kommissionspräsidentin den Bundespräsidenten treffe. Dabei ist es im Grunde das Normalste der Welt, wenn sich Exekutivmitglieder der Europäischen Union mit Exekutivmitgliedern der Schweiz treffen. Ich bin deshalb nicht überrascht, dass nach dem jüngsten Besuch einer SP-Parlamentarierdelegation bei Kommissions-Vizepräsident Maros Sefcovic das Land – oder zumindest einzelne Medienschaffende – empört und aufgeregt ist. Dürfen Mitglieder der Bundesversammlung eine solche Reise unternehmen?

Klar, dürfen sie. Wir leben in einer freien Welt. Sie wird gerade europäisch verteidigt, auch dank den wirtschaftlichen Sanktionen der EU und der Schweiz. Kommt dazu, dass die Schweiz in keinem einzigen Dossier mit der EU in einer Verhandlung steht. Alles ist blockiert. Nichts geht mehr. In einer solchen Situation ist es angezeigt, dass auch Parlamentsmitglieder dazu beitragen, die Türen wieder aufzustoßen. Seit 2005 ist in der Schweiz die Schaffung eines institutionellen Rahmens im Verhältnis mit der EU ein Thema. 2008 haben erstmals die Mitgliedstaaten der EU einen solchen Rahmen für die Fortführung des bilateralen Weges verlangt. Ab dem Jahr 2014 verhandelte die Schweiz – bis der Bundesrat im Mai 2021 das Dossier bei der EU auf den Tisch knallte. Fertig. Blockiert.

Wir haben daher letzte Woche dem Kommissions-Vizepräsidenten unseren Vorschlag für eine Deblockierung unterbreitet: Die Schweiz und die EU sollten sich rasch auf einen ersten Zwischenschritt einigen und ein Stabilisierungsabkommen abschliessen. In diesem Abkommen sind drei Punkte zu regeln, die es beiden Vertragsparteien ermöglichen würden, den nächsten Schritt zu machen und weitergehende Verhandlungen anzutreiben.

Erstens sollte die Assoziierung der Schweiz an die europäischen Kooperationsprogramme wieder ermöglicht werden. Dazu gehören Horizon Europe und Digital Europe, zwei Forschungsprogramme, aber auch Erasmus plus, das Mobilitätsprogramm für Jugendliche in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung. Beide Vertragsparteien würden von dieser Deblockierung profitieren.

Zweitens sollte sich die Schweiz mit einer vertraglichen Verpflichtung zur verstetigten Kohäsionspolitik in Europa bekennen. Alle europäischen Länder leisten einen regelmässigen Beitrag, damit die wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede auf unserem Kontinent rasch verringert werden können. Es ist im Interesse der Schweiz, dass wir auch regelmässig dazu beitragen. Das ist keine Konzession, denn die Schweiz profitiert seit Jahren vom Binnenmarkt. Aber auf beiden Seiten würde Goodwill geschaffen.

Drittens sollten wir in einem solchen Vertragswerk die Eckpunkte einer zukünftigen institutionellen Abstützung für alle unsere bestehenden und zukünftigen Binnenmarkt-Abkommen regeln. Letzteres wäre noch kein Verhandlungsergebnis, aber ein vertraglich und politisch bezeugter Wille, dass beide Par-

teien wieder verhandeln und zu einem Ergebnis kommen wollen. Ein Abbruch der Verhandlungen wie im Mai 2021 hätte entsprechende Konsequenzen.

Natürlich haben wir Herrn Sefcovic auch die vitalen Interessen der Schweiz im Bereich des Lohnschutzes dargelegt. Er hat seinerseits die Grundüberlegungen der EU-Länder wiederholt. Dann war die Stunde um. Mit einem letzten Blick auf den Schuman-Gedenkstein verliessen wir das Berlaymont-Gebäude.

Niemand hatte die Erwartung, dass etwas entschieden würde. Die Verhandlungen wird der Bundesrat führen müssen. Es war ein Dialog, ein aufmerksames Zuhören und die argumentative Darlegung von Standpunkten auf beiden Seiten. Schweizer Politikerinnen und Politiker sollten sich mehr für die europäischen Institutionen interessieren. Denn nur im Dialog mit ihnen werden wir Lösungen finden, die in unserem Interesse sind.

Alle Begegnungen der zweitägigen Brüssel-Reise haben gezeigt: Ein Jahr nach dem Abbruch der Verhandlungen zum Rahmenabkommen ist es keineswegs so, dass man sich nicht mehr für die Schweiz interessiert. Im Gegenteil, der Bundesrat hat mit seiner Entscheidung vom 23. Februar 2022, die institutionellen Fragen wieder in einer Verhandlung klären zu wollen, einen wichtigen Schritt getan. Maros Sefcovic ist bereit, in die Schweiz zu kommen und konkrete Fragen zu klären. Nun ist wieder der Bundesrat am Zug.

Eric Nussbaumer ist Nationalrat (SP, BL) und Mitglied der Aussenpolitischen Kommission.

Neu aus alt



**100% rPET*: Alle Flaschen
aus recyceltem Material.**

Erfahre mehr zu 100% rPET auf coke.ch

EINE INITIATIVE VON

Coca-Cola

*Abgebildete Flaschen bald in 100% rPET erhältlich (ausgenommen Deckel, Etikett und Umverpackung). ©2022 The Coca-Cola Company

DIE WELTWOCH

Leser-Turnier

1. Weltwoche Open

Am 23. Juni 2022 in Andermatt

Jetzt
anmelden!



Verbringen Sie einen Tag mit den Golfern aus der Redaktion!
Abendbankett im «Chedi» in Anwesenheit von **Roger Köppel**.

Übernachtung zu Spezialkonditionen in den Spitzenhotels
«The Chedi» und «Radisson Blu»

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/golfturnier

THE CHEDI
ANDERMATT, SWITZERLAND

Radisson **BLU**
REUSSEN. ANDERMATT

ANDERMATT 
SWISS ALPS

Taumelnde Mitte

Mit einer Fusion wollten die Verliererparteien CVP und BDP unter neuer Etikette durchstarten. Ziel: einen Bundesratssitz halten. Die Mission ist stark gefährdet.

Die Kantonsratswahl im Kanton Glarus hatte für die neue Mitte so etwas wie Symbolcharakter. Doch dann büsste die Partei ausgerechnet in dieser früheren BDP-Hochburg über 5 Prozent an Wähleranteilen ein – als hätten sich viele frühere BDP-Wähler wieder der SVP zugewandt. Wenn es beim Zusammenschluss CVP/BDP auch darum ging, der SVP Wähler abzuluchsen, dann ist dieser Versuch in Glarus gescheitert. Ist das nun ein schlechtes Omen für das Fusionsprojekt Mittepartei?

Ihr Präsident, Gerhard Pfister, sagt dazu: «Das Resultat in Glarus war durchzogen. Bei verhältnismässig kleinen Sitzzahlen und Wahlkreisen sind es oft auch Persönlichkeitswahlen.» Mit anderen Worten: Das Wahlergebnis taugt nicht wirklich als Gradmesser. Für Pfister laufen Fusionen nie so ab, dass man annehmen könnte, eins plus eins ergebe zwei. Entscheidend sei das Zusammenwachsen zu einer Partei, und dies sei auch in den BDP-Stammländern gelungen, findet der Mitte-Chef.

Der Zuger Politiker verweist auf die kantonalen Wahlen in Graubünden, die am gleichen Tag stattfanden. Im Vergleich zu den eidgenössischen Wahlen 2019 habe die Mitte ihren Wähleranteil von über 25 Prozent auf über 28 Prozent steigern können. Aber kann man Graubünden als Test sehen, wo man doch das Wahlsystem auf diese Wahlen hin umkremelte – von Majorz zu Proporz? Im Bündnerland war die CVP immer schon stark vertreten.

Erster wirklicher Test

Die Mitte ist aus der Fusion von CVP und BDP entstanden. Zwei Verliererparteien wollten damit durchstarten mit dem Ziel, mindestens einen Bundesratssitz zu sichern. Insgeheim wird Pfister auch gehofft haben, in protestantischen Gebieten Fuss fassen zu können. Besonders der Einbruch der Mitte im Kanton Glarus dürfte der Parteispitze jetzt aber ein wenig zu denken geben. Immerhin stellte Glarus vor der Fusion mit Martin Landolt den Chef der BDP.



Wunder geschehen eher selten:
Bundesrätin Amherd.

Das Problem ist, dass diese Partei schon vor der Fusion sozusagen politisch bedeutungslos war. Das musste man bei den Wahlen in Bern, einem anderen früheren Stammland der BDP,

Insgeheim wird Pfister auch gehofft haben, in protestantischen Gebieten Fuss fassen zu können.

erfahren. Auch hier verlor die Mitte bei ihrem ersten gemeinsamen Auftritt Sitze und Wähler. Für den Bündner Ständerat Stefan Engler wird man erst nach den eidgenössischen Wahlen 2023 Klarheit haben. Dies werde der erste wirkliche Test für das Fusionsprojekt.

Die Aargauer Nationalrätin Marianne Binder-Keller, Aargauer Kantonalpräsidentin und Mitglied des schweizerischen Präsidiums, wirft dagegen die rhetorische Frage auf, wo man heute wohl stünde ohne diese Fusion. Sie selber hat allerdings im Aargau bewiesen, dass man auch ohne BDP den Turnaround schaffen kann – wenn auch auf bescheidenem Niveau. «Bei den letzten eidgenössischen Wahlen 2019, wo wir noch unter dem alten Namen CVP ins

Rennen stiegen, haben wir als einzige Aargauer Regierungspartei an Sitzen zulegen können. Dies nach einem jahrelangen Abwärtstrend.» Bei den kantonalen Wahlen 2020 setzte sich dieser Trend fort. Binder betont, dass es bei der Fusion nicht einfach darum gegangen sei, Wähleranteile von CVP und BDP zu addieren. «Der Zusammenschluss ist ein Aufbruch, um das Wählerpotenzial im politischen Zentrum abzuholen.»

Von den Grünen überholt

Erfolgreich ist die Mitte aber vorläufig nur, wenn es darum geht, Vertreter in eine Exekutive zu hieven – das zeigte sich kürzlich wieder in der Waadt. Die Präsidentin der kantonalen Partei, die erst 29-jährige Valérie Dittli, schaffte im zweiten Wahlgang völlig überraschend den Sprung in den Staatsrat – obwohl man Wähleranteile verlor. In Bern verteidigte die Partei mit einer neuen Kandidatin ihren Sitz im Regierungsrat, trotz Sitzverlusts und schrumpfender Wähleranteile im Grossrat. Als anspruchsvoll bezeichnet Gerhard Pfister die Bestätigung der absoluten Mehrheit in der Bündner Regierung. Mit drei von fünf Sitzen habe man dieses Ziel ebenfalls erreicht.

Mit Ausnahme des Kantons Graubünden, wo die Konstellation, wie gesagt, etwas speziell war, ist es der Mittepartei bisher trotzdem nicht gelungen, zusätzliche Wähler zu mobilisieren. Die Partei verwaltet vielmehr eine Art Status quo. Es geht zwar nicht mehr abwärts wie auch schon, aber aufwärts geht es eben auch nicht. Ob sich damit der einzige Sitz im Bundesrat retten lässt, ist eher unwahrscheinlich. Ginge es nach der von der CVP einst selber ausgetüftelten Zauberformel, dass also die drei grössten Parteien zwei Sitze und die kleinste Partei einen Sitz bekommt, hätte die Mitte schon 2019 den ihren abgeben müssen. Damals wurde sie von den Grünen überholt.

Hält der grüne Trend an, könnte der Sitz von Viola Amherd in der Landesregierung zur Debatte stehen – es sei denn, die Mittepartei erlebt 2023 eine elektorale Sternstunde. Aber Wunder geschehen in der Politik eher selten.

Die Kriegstreiber

Sie wollen nicht nur der Neutralität an den Kragen. Führende Persönlichkeiten fordern, dass die Ukraine mit hiesigen Waffen ausgerüstet wird und die Schweiz mit der Nato stärker kooperiert.

Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt

Der Leitartikel eines der mächtigsten Verleger unseres Landes hatte es in sich: In einem ganzseitigen Beitrag forderte Peter Wanner von CHMedia in allen seinen Blättern ein Ende von «Feigheit und Ängsten». Der Westen müsse «klare Kante zeigen». Wanner verlangte von den Amerikanern und den Deutschen Waffen für die Ukraine. Die Nato müsse im Falle eines Angriffs auf Kiew mit einem Luftschlag drohen. «Denn wenn man Angst vor einer atomaren Bedrohung äussert, hat man schon verloren», kraftmeierte der Ritter ohne Furcht und Tadel, offenbar gestählt gegen atomare Auswirkungen durch die Kernkraftwerke in seinem Kanton Aargau. Aus der Ferne seines Schlosses in Würenlos rief Wanner dazu auf, «mit voller Wucht» gegen die Russen zu kämpfen. Und der Multimillionär tadelte seine geizigen Schweizer Mitbürger: «Der Wohlstand ist einem näher als das Blut, das in der Ukraine fliesst.»

Waffenlieferungen auf Umwegen

Seit dem Angriffskrieg Russlands auf seinen Nachbarn wird FDP-Präsident Thierry Burkart in den Blättern von Parteikollege Peter Wanner auf Händen getragen. Die beiden sind Brüder im Geiste. Burkart forderte kurz nach Wanners Intervention in einem NZZ-Gastkommentar eine verstärkte Zusammenarbeit mit der Nato. Die Schweiz, so argumentierte der Aargauer Ständerat, sei nicht in der Lage, sich autonom zu verteidigen. Eine Zusammenarbeit mit anderen Armeen lasse sich problemlos mit der Neutralität vereinbaren. Als leuchtende Beispiele nannte Burkart ausgerechnet Finnland und Schweden, die uns vormachten, «wie eine funktionsfähige, moderne Neutralität aussehen kann». In Wahrheit streben diese beiden Staaten einen Nato-Beitritt an. Wenn Burkart behauptet, ein Nato-Vollbeitritt komme «aus neutralitätsrechtlichen Gründen nicht in Betracht», ist Misstrauen angesagt. Denn bei einer verstärkten Kooperation würde im Ernst- und Kriegsfall gegen die Schweiz rasch der Vorwurf der Drückebergerei und des Rosinenpickens laut.

Ist die FDP wieder bei ihrer «Vision 2007» angelangt, als sie die Armee in den «Nato/Uno-



Muskelspieler, Kraftmeier, Grossmäuler: Schweizer Hardliner von Pfister bis Guldemann.

Verband» eingliedern wollte? Der FDP-Präsident gilt als Experte in Sicherheits- und Armeefragen, seit er nach einem Militärjustiz-Kurs ohne Offiziersschule und andere Beförderungsdienste direkt zum Hauptmann avanciert ist. Burkart vertritt auch die Meinung, dass demokratische Länder Kriegsmaterial aus der Schweiz im Konfliktfall an Demokratien weitergeben sollen. Intellektuellen Geleitschutz erhält er in dieser Frage vom freisinnigen Historiker Georg Kreis, der in der *NZZ am Sonntag* ähnlich argumentiert: «Ich würde unterscheiden, ob es sich um direkte Munitionslieferungen handelt oder um die Zustimmung zur Weitergabe von früheren Lieferungen an einen anderen Staat.» Diese schummrige Schlaumeiertaktik, welche die Lieferung von Waffen beispielsweise via Deutschland an die Ukraine ermöglichen soll, wäre dem Image der Schweiz kaum zuträglich.

Für Aufsehen sorgte jüngst auch FDP-Vizepräsident Andrea Caroni mit der Forderung nach Enteignung russischer Gelder, die in der Schweiz liegen. Völkerrechtlich müsse der Aggressor eine Art Akontozahlung für den Wieder-

aufbau der Ukraine leisten. Der Fokus sei dabei auf den Staat und die Führungsriege um den russischen Präsidenten Putin zu legen. Caroni will es also nicht nur mit Privatpersonen, sondern gleich auch noch mit der Gross- und Nuklearmacht Russland aufnehmen.

Muskelspieler, Kraftmeier und Grossmäuler beherrschen die Szenerie. Dazu kommen unbedachte Ferndiagnosen. Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) fühlte sich bemüssigt, im Schweizer Fernsehen zu sagen: «Die Bilder aus Butschka legen nahe, dass es sich um Kriegsverbrechen handeln könnte.» So urteilt die Bundesrätin im Namen der Schweiz, ohne Anklageerhebung, ohne Prozess, ohne Tribunal. Einzig aufgrund von Bildern, die etwas «nahelegen».

Auch Gerhard Pfister bewegt sich auf glitschigem Terrain. In bester Trump-Manier lancierte er seine Kriegsfantasien. Der privilegiert im reichen Oberägeri lebende Mitte-Präsident twitterte: «Der Bundesrat hat meines Erachtens Kompetenz, Deutschland Lieferungen in die Ukraine zu erlauben, wenn im Landesinteresse (Art. 1 Abs. 2 Embargo-Gesetz). Letzteres scheint

mir hier gegeben, wenn die Schweiz einer europäischen Demokratie hilft, sich zu verteidigen. Der Bundesrat ist verantwortlich für diese unterlassene Hilfe an die Ukraine.»

Wer danach das Gespräch mit dem studierten Philosophen suchte, lief beim Zuger Nationalrat auf. Via Mitte-Generalsekretärin Gianna Luzio liess Pfister ausrichten, er wolle sich zum Thema nicht weiter äussern. Mit einer kurzen Botschaft an einem Sonntagabend auf einem sozialen Netzwerk einen Tabubruch begehen und dann abtauchen – der ehemalige US-Präsident hätte es nicht besser machen können.

Mittlerweile hat der konservative Politiker versucht, seinen Standpunkt zu erklären. Den Mitte-Delegierten stellte er in Näfels vor einigen Tagen die Frage, «ab wann Neutralität unanständig» werde. Pfister mag diese Problematik umtreiben. Doch genauso könnte man zur Diskussion stellen, wieso sich die Schweiz ohne erkennbaren Nutzen vom Neutralitätsrecht verabschieden soll, das den Export von Rüstungsgütern in Kriegs- und Krisengebiete explizit verbietet. Oder glaubt jemand ernsthaft, dass Pfisters Vorschlag von irgendwelchem Belang für die weitere Entwicklung des Ukraine-Kriegs sei? Oder dass er gar helfe, schnell zu einem Waffenstillstand zu kommen?

Die USA alleine bewilligten vergangene Woche 39,8 Milliarden Dollar an Militärhilfe für die Ukraine. Der einzige Beitrag wäre wohl, dass wegen Munition made in Switzerland noch mehr junge Männer ihr Leben lassen und Mütter und Frauen um ihre Söhne und Männer trauern müssten. Ist das tatsächlich die Rolle der Schweiz, die Pfisters angebliche Werte-Partei in diesem schrecklichen Gemetzel einnehmen will? Wer über dem Ägerital thront, hat leicht twittern.

Noch weiter gehen die Grünliberalen. Deren Fraktionschefin Tiana Angelina Moser fordert mit den anderen Kadern der Ökopartei, dass künftig Waffen an Demokratien geliefert werden können, wenn diese Opfer eines Angriffskrieges sind. «Das Neutralitätsverständnis, basierend auf dem Haager Abkommen von 1907, ist nicht mehr zeitgemäss», begründet die Zürcher Nationalrätin ihre Avancen. Früher habe der Angriffskrieg noch als legitimes Mittel zur Verteidigung der Landesinteressen gegolten. Das sei heute nicht mehr der Fall.

Offenbar will die GLP, die bei Wahlen Erfolg an Erfolg reiht, Pfister eilenden Schrittes überholen. Die Partei beabsichtigt, die Eidgenossenschaft an die EU anzudocken. Fällt die Neutralität als identitätsstiftendes Merkmal des Sonderfalls Schweiz, wird es für die EU-Turbos leichter, das Land in Richtung Brüssel zu treiben. Ein erster Schritt war die Übernahme der wirtschaftlichen Strafmassnahmen der EU und der USA gegenüber Russland. Auch wenn die Verantwortlichen beteuern, es handle sich um einen einmaligen Schritt: In Zukunft

dürfte es fast unmöglich werden, dass sich die Schweiz den Sanktionen von Washington und Brüssel verweigert. Die Übernahme der Vergeltungsmassnahmen war einer der wichtigsten Integrationsschritte der Eidgenossenschaft der letzten Jahre – vergleichbar mit der Einführung der Personenfreizügigkeit.

Irène Kälin hat nach Kräften beigetragen, dass die Schweiz keinen eigenständigen Kurs fährt und mit der Masse mitschwimmt. Die grüne Nationalratspräsidentin reiste nach Kiew und betonte gleichzeitig, dass sie eine Einladung nach Moskau nicht annehmen würde. Damit bestärkte Kälin die Wahrnehmung im Ausland, die Schweiz habe ihre überlieferte Nichtparteilichkeit auf dem Müllhaufen der Geschichte ent-

Fällt die Neutralität, wird es für die EU-Turbos leichter, das Land in Richtung Brüssel zu treiben.

sorgt. Das bereitet den Boden für Burkart, Pfister und Co., Themen wie Waffenexporte für Kriegsparteien oder Nato-Annäherung auf die politische Agenda zu bringen.

Überhaupt nehmen die Linken in der Debatte um Waffenlieferungen in die Ukraine und den Flirt mit der Nato eine sonderbare Haltung ein. Nachdem sie jahrelang alles unternommen haben, um die Verteidigungsfähigkeit des eigenen Landes zu unterminieren, und tausendfach repetierten, dass es keine gerechten Kriege gebe, sieht jetzt auf einen Schlag alles anders aus. Vergessen scheint, dass der westliche Verteidigungspakt in Afghanistan vor wenigen Monaten seine grösste Niederlage erlitten hat. Wer den Staat am Hindukusch nicht befrieden und die mittelalterlichen Taliban-Kämpfer nicht besiegen kann, wird die hochgerüsteten Russen mit ihren 144 Millionen Einwohnern schon in die Knie zwingen – so die krude Logik der Neutralitätskritiker.

Stumme Intellektuelle

Zu dieser Sorte gehört auch Tim Guldemann. Im Schweizer Radio verneinte der ehemalige Spitzendiplomat und SP-Politiker jeden «Raum für Verhandlungen mit Putin». Die Schweiz solle «nicht immer nur zuschauen», doppelte er in der *Schweizer Illustrierten* nach. «Nachvollziehbare Interessen Russlands» seien nicht zu erkennen. Guldemann forderte Waffenlieferungen und unterstützte Gerhard Pfister und Thierry Burkart. Die Schweiz könne noch heute Abend ankündigen, dass sie die Neutralität abschaffe. Der Wahlberliner und Doppelbürger bezweifelt stark, dass das «Glück der Abseitsstehenden» unser Land noch einmal rette. Vielmehr müsse es endlich «lernen, Stellung zu beziehen». Die SP-Sicherheitspolitikerin Priska Seiler Graf befürwortet gemeinsame Truppenübungen mit der Nato. Das sei kein Tabubruch, meinte sie in der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens:

«Wir haben immer gesagt, dass wir ein Teil von Europa sind.»

Zu den Personen, die trotz der jüngsten Katastrophe in Zentralasien der Nato weiter unkritisch das Wort reden, gehört auch Kaspar Villiger. Er könne sich gar einen «Assoziationsvertrag mit der Nato» vorstellen, schrieb der frühere FDP-Bundesrat in einem Gastbeitrag in der NZZ. Immerhin: Operationen ausserhalb des europäischen Raumes sollen ausgeschlossen bleiben. Dass die Schweiz eine sicherere und die Welt eine gerechtere würde, wenn die Kampfjets mit dem Schweizerkreuz auf der Heckflosse auch Bomben in fernen Ländern abwerfen, glaubt der ehemalige Verteidigungsminister dann doch nicht.

Interessanterweise haben sich – anders als in Deutschland – die Intellektuellen und Kulturschaffenden bisher kaum zu Wort gemeldet. Zwar gab es den Aufruf von Adolf Muschg, Lukas Bärfuss, Pedro Lenz, Viktor Giacobbo und Franz Hohler, die beklagten, dass die «Sanktionsmassnahmen gegen die kremlnahen Oligarchen zu zaghaft umgesetzt» würden. Bei den Ausfuhren von Kriegsgerät in die Ukraine oder bei den Nato-Avancen halten sich diese Dichter und Denker bisher vornehm zurück.

Eine Ausnahme bildet der in München lebende Autor und schweizerisch-deutsche Doppelbürger Jonas Lüscher, der im *Tages-Anzeiger* erklärte, er neige dazu, «Waffenlieferungen zu befürworten». Wobei sich nicht genau erschloss, ob der Sozialdemokrat damit nur Deutschland meint oder auch die Schweiz einschliesst. Auf jeden Fall fällt auf, wie sich diese Kreise für einmal zurückhalten. Verständlich, denn mit schrillum Kriegsgeheul kann Lüschers Lager über kurz oder lang nicht punkten. Die rhetorische Aufrüstung überlässt man hierzulande lieber den Politikern.

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009



Private
Banking

lgt.ch/values

Liebe, Bargeld und Waffen im Gepäck

Die Geschichte von Vicky White, die ihre Liebe nicht überlebte.



Vielleicht wollten sie hoch zu den grossen Seen und von dort rüber nach Kanada.

Im unaufhörlichen und reissenden und laut tosenden Strom all der Geschichten, die Menschen schreiben und der Welten Lauf, die von Krieg, Krisen, Katastrophen, Kitsch und Kirche erzählen, lässt mich eine nicht los. Nicht jene, die von den Grausamkeiten in der Ukraine erzählt, nicht die von Hunger, von Dürre, von erlahmender Weltwirtschaft, von bevorstehenden Wellen der Armut, vom Niedergang der Zehn Gebote oder von Johnny Depp; es ist jene des Epos vom kleinen Leben und der grossen Liebe von Vicky White.

Es ist die Geschichte einer Frau aus Alabama, USA, 56 Jahre alt ist sie geworden, unlängst hat sie sich erschossen; bis zu diesem Kopfschuss ist Vicky wie viele amerikanische Frauen aus dem Hinterland etwas zu gut genährt, bodenständig, ein klein wenig rassistisch, etwas mehr gläubig, patriotisch und arbeitsam, sie ist eine aus dem Heer jener, die Amerika wieder gross machen wollen. Sie lebt einen kleinen Wohlstand, hat noch nie einen Strafzettel bekommen und die grosse Liebe auch nicht.

Vicky ist seit siebzehn Jahren Gefängniswärterin in Florence, eine gute, war einst Mitarbeiterin des Jahres und ist stellvertretende Leiterin dieses kleinen, fast ländlichen Gefängnisses geworden, in dem 200 Gefangene ihre Strafen absitzen. Einer davon ist Casey White (38), der zufällig denselben Nachnamen trägt wie sie, und wahrscheinlich hat Vicky darin etwas Schicksalhafteres gesehen. Casey

ist ein 2,06-Meter-Mann mit noch längerem Strafregister; 75 Jahre Haft wegen Einbruch, Entführung, und da läuft noch eine Anklage wegen Mordes an einer 58 Jahre alten Frau.

Vor zwei Jahren beginnt Vicky diesen Mann zu lieben, innig, wie es heisst. Sie telefonieren oft, versichern sich ihrer Liebe, wohl kommt es im Gefängnis zu kleinen Berührungen, vielleicht auch zu mehr. Die Liebe wird zu gross für eine Zelle, sie ist so grossartig, dass sie Vicky den Verstand raubt, aber sie ist machtlos dagegen, gegen dieses Gefühl in ihr, das die Zellentür ihres Herzens weit aufgesperrt hat. Vicky fühlt sich leben, seit langem wieder, vielleicht zum ersten Mal.

Sie plant den Ausbruch, sie will Casey befreien und sich selbst, sie führt jetzt ein Doppelleben. Im Gefängnis sagt sie, sie werde sich zur Ruhe setzen, sie kündigt, sie verkauft ihr Haus für 90 000 Dollar, sie kauft einen Fluchtwagen und stellt ihn bereit, besorgt Waffen, Kleider für Casey, und dann ist der Tag da, an dem alles wahr werden und das Unvernünftige sich als vernünftig herausstellen und das Glück grösser sein soll als der amerikanische Traum. Es ist ihr zweitletzter Arbeitstag, sie sagt, sie müsse mit Casey zu einem Gesundheitscheck, die beiden verlassen das Gefängnis, fahren zum Fluchtwagen, und dann sind sie Bonnie und Clyde.

Elf Tage lang dauert ihre Flucht, sie mieten sich in abgelegene Motels ein, sie gehen

essen in vergessenen Drive-ins im Niemandsland, sie träumen weiter, fahren in Richtung Norden, ohne grossen Plan, wie es aussieht, sie halten sich fest, sie spüren den Atem des andern, da ist nur dieses Gefängnis ohne Gitter, die Liebe, und zum Teufel mit dem Rest. Ein paar hundert Kilometer sind sie vorwärtsgekommen. Vielleicht wollten sie hoch zu den grossen Seen und von dort rüber nach Kanada, wer weiss.

Ihre letzten Tage verbringen sie im «Motel 41» in der Kleinstadt Evansville, Indiana. Sie werden gesehen, es ist ihnen egal, sie fühlen sich unsichtbar für alle anderen, sie sehen nicht, wie ein Verkehrspolizist die gestohlenen Nummernschilder ihres Wagens inspiziert, sie sehen erst wieder, als die Polizei laut aufmarschiert, sie fliehen zu ihrem Wagen und geben Vollgas, aber sie sind nicht schnell genug. Ihr Wagen wird gerammt. Vicky telefoniert, eine Notrufnummer, die 911, niemand weiss, warum. Stopp, ruft sie dem rammenden Wagen zu, sagt, die Airbags könnten aufgehen und sie töten.

Da liegt das Auto im Graben, der Motor läuft noch, Vicky sagt zu Casey, lass uns wegrennen. Dann sagt sie, dass das Motel scheisse gewesen sei. Casey lacht. Vicky schießt sich eine Kugel in den Kopf. Das ist das Ende der Geschichte von Vicky und ihrer grossen Liebe. Casey sitzt jetzt wieder im Gefängnis in Florence, Alabama.

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Marti, Mäder, Hasler, Hess, Milster, Kerkeling, Trump, Juan Carlos, Felipe VI.



Frei von Selbstkritik: Min Li Marti.



Showtime: «Cats»-Darstellerin Milster.

Ignazio Cassis, Fussballmuffel, gab sich beim Cupfinal zwischen Lugano und St. Gallen eine Blöße. Als er von einem Fernsehreporter des Tessiner Fernsehens nach dem Namen des FC-Lugano-Kapitäns gefragt wurde, tippte der Bundespräsident dreimal böß daneben. Man kann nur hoffen, dass der Schweizer Aussenminister sich etwas besser auf die Gespräche mit den EU-Spitzen vorbereitet. *(hmo)*

Min Li Marti, Abstimmungsverliererin, klagte in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*, dass gesellschaftspolitische Anliegen zurzeit keine Konjunktur hätten. Die SP-Nationalrätin bezog sich dabei auf die von ihr mitverantwortete, eklatante Niederlage bei der Elternzeit-Volksinitiative. Die Zürcher Stimmbürger haben diese am letzten Sonntag massiv abgelehnt. Weiter gab sie zu verstehen, es sei in einer allgemeinen Aufrüstungsdebatte halt nicht einfach, linke Positionen zu vertreten. Die Genossin argumentiert für eine Linke typisch. Schuld sind immer die anderen. *(hmo)*

Christoph Mäder, *Jammeri*, lädt die Parlamentarier während der Sommersession ins Hotel «Bellevue Palace» in Bern. Der Präsident von Economiesuisse veranstaltet einen Abend zum Thema «Die Schweiz und «Horizon Europe»: Wie weiter?». Wer die Einladung liest, weiss schon, welche Richtung der Anlass nehmen wird. Das Forschungsprogramm sei das «grösste», die Schweiz könne nicht «vollumfänglich teilnehmen» und sei «herabgestuft worden», so die sattsam bekannte Leier. Moderiert wird das Podium von SRF-Moderatorin **Sonja Hasler**. Der Ex-«Arena»-Gesprächsleiterin kommt jetzt die schwierige Aufgabe zu, dafür zu sorgen, dass die National- und Ständeräte an diesem Abend doch noch etwas Neues erfahren. *(odm)*

Erich Hess, Problemlöser, gehört nicht zu den Schwergewichten seiner Partei. Grund genug, jede Möglichkeit zu nutzen, sich medial zu präsentieren. Ausgerechnet die Linke bot dem Berner SVP-Nationalrat eine dieser seltenen Gelegenheiten. Dank der Debatte zur geplanten Abschaffung der Mehrwertsteuer auf Menstruationsartikeln konnte sich Hess über die letzten Tage einige Auftritte sichern. Dabei versicherte er, die Periode sei aus seiner Sicht «nicht ein Problem». Unabhängig davon, wie man zum Thema steht: Hess hat damit sicher einen Punkt gemacht. *(odm)*

Angelika Milster, Vielbeschäftigte mit Wohnsitz am schönen Vierwaldstättersee, startet durch: Im weltbekannten Musical «Cats» (bis 29. Mai, Theater 11, Zürich) spielt die deutsche Schauspielerin und Sängerin die Hauptrolle. Sie sagt: «Die Katze erstmals in Zürich zu spielen, ist genial. Ich bin ganz aufgeregt und freue mich riesig. Die Schweiz ist ein wundervolles Land!» Derzeit dreht Milster in Deutschland auch noch einen Film mit Comedy-Star **Hape Kerkeling**. *(ah)*

Melania Trump, Ex-Model, fühlt sich ungerecht behandelt. Sie sei die einzige First Lady Amerikas, die es nie auf die Titelseite der *Vogue* geschafft habe, beklagte sich **Donald Trumps** Ehefrau. Tatsächlich hat die Zeitschrift seit Lou Henry Hoover 1929 alle Präsidentenfrauen geehrt – ausser Melania. *(ky)*

Juan Carlos, Exilant, ist in seiner Heimat nur für eine Stippvisite willkommen. Zwar will Spaniens König **Felipe VI.** seinen seit 2020 in Abu Dhabi im Exil lebenden und in Ungnade gefallenen Vater erstmals wieder in Madrid empfangen. Übernachten dürfe er jedoch nicht. *(ky)*



INSIDE WASHINGTON

Drama ohne #MeToo-Empörung

Sie lachten, sie weinten, und jemand machte ins Bett. Der Gerichtsfall «Johnny Depp vs. Amber Heard» ist das bessere Spektakel als «Cats». Kritiker wie Fans schwärmen von dieser in Fairfax, Virginia, stattfindenden Show über Liebe, die zum Horror geriet. Depp, der am bekanntesten wurde durch seine Rolle als Jack Sparrow in Disneys supererfolgreicher «Pirates of the Caribbean»-Reihe – eine Rolle, die seither mit einem anderen Schauspieler besetzt wurde –, hat Heard wegen übler Nachrede verklagt. Er sagt, ihm sei beruflicher Schaden entstanden durch einen Artikel in der *Washington Post*, in dem Heard behauptet hatte, sie sei Opfer häuslicher Gewalt geworden. Er klagt auf 50 Millionen Dollar Schadenersatz, sie auf das Doppelte. All das kann man nach Herzenslust streamen auf Court TV.

Mindestens so interessant wie das Gerichts-drama ist eine Entwicklung, die sich überraschend daraus ergibt: Die #MeToo-Aufregung scheint zu verebben. Das Publikum ergötzt sich wieder schamlos an Zusammenstößen von Promis und schreckt auch nicht vor Urteilen zurück. In einer Comedy-Show letzte Woche erklärte Chris Rock, der Überlebende von Will Smiths Ohrfeige an den Oscars: «Glaubt allen Frauen – ausser Amber Heard.» Und fuhr zur Freude seines Publikums fort: «Wer einem anderen ins Bett scheidet, der ist auch sonst an allem schuld.» Damit spielte er auf die Behauptung an, Heard habe sich in Los Angeles, im früheren Heim des Paares, einmal auf diese Weise erleichtert.

Egal, wie wichtig man diesen Fall und den Zustand von Depps Bettlaken finden mag, Promis wie Normalsterbliche mischen sich begeistert in die Debatte ein. Und auf Chris Rocks skatologische Skepsis reagieren viele mit einem genüsslichen «#MeToo».

Amy Holmes

MÖRGELI

Lauter lupenreine Demokraten

2004 behauptete der damalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD), der russische Präsident Putin sei «ein lupenreiner Demokrat». Die seitherige Entwicklung Russlands, Putins Umgang mit dem Völkerrecht oder die geknebelten Medien haben mittlerweile gezeigt, dass das mit dem «lupenreinen Demokraten» ziemlich in die Hosen ging.

Doch heute zögern unsere Politiker, Wissenschaftler und Journalisten keine Sekunde bei der Frage, ob der ukrainische Präsident Selenskyj ein lupenreiner Demokrat sei. Gerhard Pfister (Mitte) weiss, dass die Schweiz bei ihrer Unterstützung der Ukraine «einer europäischen Demokratie hilft, sich zu verteidigen». Der Grünliberale Beat Flach will Schweizer Rüstungsexporte in die Ukraine zulassen, handle es sich doch um eine «aufstrebende Demokratie». Der Politologe Serhi Kudelia meint: «Je länger der Krieg dauert, desto stärker ist die ukrainische Demokratie bedroht.» Die Schweiz müsse doch solidarisch sein, behauptet Hans-Peter Künzi im Radio SRF, «wenn eine andere Demokratie, die Ukraine, von einem totalitären Staat angegriffen» werde.

Der hochgelobte Präsident Selenskyj hat prorussische Parteien verboten, darunter sogar zwei, die nach demokratischen Wahlen Parlamentsabgeordnete stellen. Auf dem Demokratie-Index von 2020 erreichte die Ukraine magere 5,8 von 10 Punkten. Über Selenskyj-Firmen sind – wie die «Pandora Papers» enthüllt haben – Dutzende von Millionen Dollar aus dubiosen Quellen geflossen, was auch nicht als besonders starkes Argument für lupenreine demokratische Vorgänge gilt. Auch die Absetzung und Vertreibung des demokratisch gewählten Präsidenten Janukowitsch spottete 2014 allen rechtsstaatlichen Grundsätzen.

Beim pathetischen Lob über die ukrainische Musterdemokratie seien darum möglichst kleine Dosen empfohlen. Denn dieses Hochamt auf die Demokratie scherbelt umso mehr, weil es von den gleichen Leuten stammt, welche die hiesigen Volksrechte nach Brüssel verscherbeln wollen. Und die Volksentscheide, die ihnen nicht passen, kaltschnäuzig durch Nichtbeachtung bestrafen.

Christoph Mörgeli

Nichts für Gutmenschen

Das Problem der Neutralität? Sie ist nicht politisch korrekt. Sie schützt auch die Bösen und dient dem Eigennutz. Na und?

Mario Widmer

Es war einmal eine ideale Welt. Die Dinos beherrschten sie. Dann stürzte ein gigantischer Stein vom Himmel. Die Kontinente verschoben sich. Die Dinos starben aus. Der Mensch entwickelte sich. Der neue Dino übernahm den lauen Planeten. Entwickelte ihn.

Doch die Entwicklung ist endlich. Wie das Leben. Der Tod kommt diesmal nicht als gigantischer Stein vom Himmel. Diesmal kommt der Tod von innen. Der Mensch hat sich zum Mass aller Dinge gemacht. Wie vor ihm die Dinos.

Die Dinos hatten die Welt mit ihrer schieren Grösse, ihrer Physis, ihrer Schnelligkeit beherrscht. Sie scheiterten mit ihrer Grösse, ihrer Physis, ihrer Schnelligkeit am Stein, der vom Himmel kam, grösser, physischer, schneller war als sie.

Der Mensch wollte immer besser werden. Er glaubte an den Himmel. Jetzt ist er mit seiner Heuchelei, die er politische Korrektheit nennt, selber bei schierer Gottheit angelangt, es geht mit dem Besserwerden nicht mehr weiter. Der Gutmensch, der er sein will, beginnt mit dem Besserwerden jeden zu vernichten, der ihm nicht genügt. Sogar sich selbst. Das Besserwerden ist mörderisch geworden.

Zur Neutralität der Schweiz. Sie ist nichts für Gutmenschen. Denn sie schützt auch die Bösen.

Im Moment wird wieder über sie gelogen, dass es nur so kracht.

Ihr Problem? Sie ist nicht politisch korrekt. Und vor allem aus diesem Grund angreifbar. Sie war, daran führt keine Wortklauberei vorbei, vor allem der Beginn der Rosinenpickerei. Sie wurde eingeführt, habe ich mir sagen lassen, damit die damalige Schweiz ihre Söldner in alle Himmelsrichtungen verkaufen konnte. Böse. Böse.

Purer Eigennutz. Sie wurde eingeführt, damit ein armes und kleines Land überleben konnte. Die Söldner wurden nicht Söldner, weil es ihr Hobby war, anderen Söldnern den Schädel einzuschlagen. Nein. Sie hatten auch Angst um die eigenen Schädel. Sie wurden Söldner, damit ihre Familien von ihrem Sold überleben konnten. Der Beginn des Wohlstands.

Und so wurde die Schweiz reich. Weil sie nicht politisch korrekt war, weil sie für sich selber sor-

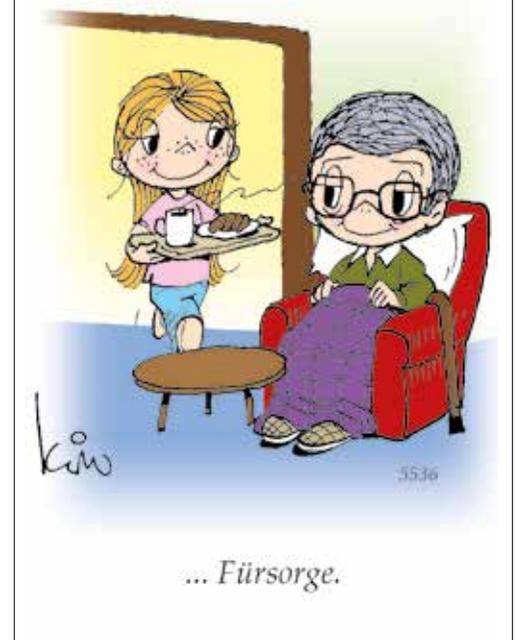
gen wollte. Wie das jeder Staat auf der Welt tut. Und jeder gewählte Politiker tun müsste.

Ich habe keine Zweifel. Wenn unsere Neutralitätsgründer, die bösen, bösen Schweizer von früher, könnten, würden sie aus ihren Gräbern springen und den Neutralitätskillern von heute, den guten, guten neuen Schweizern, ihre Hellebarden über den Schädel ziehen.

Denn: Mit politischer Korrektheit ist die Dummheit nicht zu besiegen. Und pure Dummheit ist es, darauf zu setzen, dass die Welt nur noch gute, gute Menschen beherbergt, die der Schweiz ihren Wohlstand und ihre Einzigartigkeit von Herzen gönnen.

Putins hat es früher gegeben. Putins gibt es, wie der Krieg es zeigt, heute. Putins wird es immer geben. In Wahrheit ist der Gutmensch einfach ein dummer Mensch. Tatsächlich, eine scheussliche Feststellung. Aber wenn sie uns die Neutralität erhält, sind auch böse Feststellungen gute Feststellungen. Oder?

liebe ist...



Krieg als Treiber des ökologischen Umbaus

«Ökostrom statt Russengas» wird auch die Schweiz umpflügen.



Die Schweiz weist, verglichen mit anderen industrialisierten Ländern, eine tiefe Teuerung auf. Warum? Zwei Faktoren sind mitentscheidend: die Lebensmittelpreise und die Kosten für den Strom.

Wir hatten bisher viel zu hohe Lebensmittelpreise. Über Schutzzölle wurden alle Importe massiv verteuert. Das Sojafutter für die Schweine. Das Getreide für die Bäcker. Und das Fleisch für alle Nichtveganer.

Jetzt steigen die Lebensmittelpreise im Ausland massiv an. Unter anderem, weil wegen des Angriffskriegs Putins Getreidelieferungen aus dem Osten nächstens weitgehend ausbleiben werden. Und weil die Rohstoffspekulanten die Panikmache schüren, um so bereits vorgezogen den grossen Reibach zu machen. Abzocken auf Vorrat. Und jetzt stoppen auch noch die Inder, wegen der Dürre, den Export von Weizen.

Früher kosteten 100 Kilo bestes ukrainisches Getreide 20 Franken. Jetzt kostet vergleichbar guter kanadischer Weizen über 40 Franken. Die Differenz zum Waadtländer Getreide, das immer noch 55 Franken kostet, wird immer kleiner. Jetzt werden in der Schweiz – ohne dass dies jemand diskutiert – die landwirtschaftlichen Schutzzölle still und heimlich gesenkt. Obwohl weniger Zölle weniger Staatseinnahmen bedeuten.

Verglichen mit den schlauen Bauern sind wir alles Naivlinge. In der kompetenten *Bauernzeitung* lese ich: «Diese Verteuerungen der Importware (Weichweizen, Roggen, Gerste, Hafer, Triticale, Mais und Maiskolbenschrot) wurden im März 2022 gesenkt. Für eiweissreiche Futtermittel wie Sojaschrot oder pflanzliche Futteröle werden seit längerem keine Grenz-

abgaben erhoben, weil deren Importpreise die inländischen Zielpreise übersteigen.»

Nicht genug. Die Schweizer Bäuerinnen und Bauern haben ihre Böden in den letzten Jahren so überdüngt, dass sie einige Jahre weitgehend ohne Dünger, der auch teurer wird, auskommen können. Trinkwasserschutz dank Putin.

Leo Trotzki propagierte einst die permanente Revolution. Erfolglos. Die Schweizer Bauernpolitiker setzten bisher auf die Politik der per-

Alpiq, Axpo und Co. haben Angst – wie alle, denen es zu gut geht.

manent überteuerten Preise. Erfolgreich. Auf Kosten der Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen. Neu ist der Nachteil immerhin ein statistischer Vorteil.

In der Schweiz gehören praktisch alle Produzenten und Verteiler von Strom der öffentlichen Hand. Ein Fehlentscheid der Extraklasse: Der damalige Preisüberwacher Rudolf Strahm vergoldete die Investitionen in ihre Stromnetze mit zu hohen anrechenbaren Zinsen. Der heutige Preisüberwacher ärgert sich grün und blau.

Noch wichtiger sind die sinkenden Kosten für den Strom aus Wasserkraft. Die Zinsen bewegen sich im Minusbereich. Die Wasserzinsen wurden nominal bis 2030 festgeschrieben. Das heisst, sie sinken real. Albert Rösti, der Präsident des Wasserwirtschaftsverbands, hat die grossen Naivlinge aus den Alpen zuerst eingeschüchtert und dann über den Tisch gezogen. Chapeau!

Den allermeisten der parastaatlichen Elektrizitätswerke geht es so gut, dass sie gar keine Strompreiserhöhungen durchziehen müssen. Obwohl die Strompreise europäisch explodieren. Auf 25 Rappen pro Kilowattstunde.

Alpiq, Axpo und Co. haben Angst – wie allen, denen es zu gut geht. Angst vor den Alpenkantonen, die im Rahmen der Heimfälle schrittweise zu Spottpreisen Eigentümer der Wasserkraftwerke werden können. Die «Front Runner»-Gemeinden Ried-Brig und Brig-Glis wollen das Kraftwerk Saltina 2023 als Erste vollständig heimfallen lassen. Gut so.

Die grossen Wasserkraftwerke fallen erst in zwanzig Jahren heim. Bereits ab 2030 werden die Strompreise in Europa wieder sinken, weil der Umstieg auf billigen Solar- und Windstrom viel schneller erfolgt als gedacht. Vorab dank den deutschen Grünen, die gewaltig auf die Tube drücken: statt Russengas subito mehr Ökostrom.

Sehr gut sieht es dabei für die Schweiz aus: Die Produktion von zusätzlich 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom bedingt in den Alpen eine Investition von maximal 35 Milliarden Franken. Die künftigen Eigentümer der alpinen Freiflächenanlagen werden etwa 10 Milliarden Franken Subventionen vom Bund erhalten. Die offene Frage: Wer investiert die verbleibenden 25 Milliarden im Alpenraum?

Alpiq, Axpo und Co. sind im europäischen Quervergleich Vorgartenzwerge. Mit Investitionen in die alpine Schweizer Solarenergie können und werden sie ihre Zukunft sichern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Der freie Westen im Kontrollwahn

Gesundheitsdiktatur, Finanzüberwachung, Zensur:

In Krisen, Krieg und Pandemie offenbart sich der unliberale Geist unserer Zeit.

Beat Gygi

Es ist fast unglaublich, wie China mit seiner Corona-Politik die Weltwirtschaft bremst. Unbegreiflich, dass eine beschränkte Zahl von Ansteckungen zu derartigen Lockdown- und Überwachungsmassnahmen führt, die Produktion und Handel so stark behindern. Die April-Zahlen zu Chinas Industrieproduktion und Konsum zeigen scharfe Einbrüche, sind schwer beschädigt durch die Lockdowns und Verbote.

In Europa und den USA gibt man sich freier. Die Corona-Pandemie ist praktisch vorbei und vielerorts fast schon in Vergessenheit geraten, weil die Kriegsaktualität nun die öffentliche Aufmerksamkeit absorbiert. Der Westen will jetzt mit voller Kraft Russland schwächen und allgemein kraftvoll auftreten gegen autoritäre, diktatorische Systeme – zeigen, was freiheitliche, demokratische Wertvorstellungen und Ordnungen vermögen.

Die Schweiz ist mit von der Partie

Wie weit ist es wirklich her mit diesen Prinzipien des Westens? Gerade wurde bekannt, dass die EU-Kommission plant, grosse Chat-Plattformen zu überwachen, um gegen Kindesmissbrauch vorzugehen. Die derzeitigen Regelungen, die auf eine freiwillige Aufdeckung und Meldung durch die Unternehmen setzen, seien nicht ausreichend. Künftig sollen alle Chatnachrichten von Nutzern anlasslos daraufhin überwacht werden, ob sie verbotene Kindesmissbrauchsbilder oder -Videos enthalten. Kritiker sehen die Privatsphäre im Internet bedroht.

Im Finanzsektor herrschen in der EU Überwachungsmechanismen, die tief in die Privatsphäre reichen. Die Meldepflicht bezüglich grenzüberschreitenden Geschäften soll sogenannte aggressive Steuerplanungskonstrukte bekämpfen, erfasst aber eine Unzahl alltäglicher Bagatellgeschäfte. Und in ähnlicher Richtung geht das Register der wirtschaftlich Berechtigten, das die EU-Staaten einführen mussten. Je nach Land sind die letzten Eigentümer jeglicher Firma praktisch auf Knopfdruck im Internet einsehbar, ein-

schliesslich persönlicher Daten. Bisher konnte sich die Schweiz auf Distanz halten zu diesen Durchleuchtungsinstrumenten.

Auf dem Gebiet der Pandemie kommt die Schweiz nicht so einfach davon. Gegenwärtig laufen in der Weltgesundheitsorganisation (WHO), die knapp 200 Mitgliedstaaten hat, Verhandlungen über einen internationalen Vertrag zur Pandemieprävention und -vorsorge. Der Vorschlag für einen globalen Pandemievertrag wurde 2020 auf dem Pariser Friedensforum angekündigt. Kurz darauf fanden die Minister der EU, eine globale, multilaterale Zusammenarbeit zur Bewältigung von Gesundheitsbedrohungen sei notwendig; im Rahmen der WHO wollte man einen internationalen Pandemievertrag erarbeiten.

Im Mai 2021 eröffnete Bundesrat Alain Berset die virtuell durchgeführte jährliche Weltgesundheitsversammlung der WHO mit der Zusicherung, die Schweiz unterstütze dieses Ziel. Auf Anfrage bekräftigt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) heute diese Haltung: Die Schweiz unterstütze den Prozess der Erarbeitung eines WHO-Übereinkommens, Abkommens oder anderen internationalen Instruments zur Vorsorge und Bereitschaft in Bezug auf Pandemien. Das Land habe ein Interesse, im Bereich des Gesundheitsschutzes – insbesondere bei übertragbaren Krankheiten – auf verbindliche internationale Instrumente (wie die Internationalen Gesundheitsvorschriften)

zählen zu können. Anfang Dezember 2021 einigten sich die Mitglieder der WHO «auf den Beginn des Prozesses der Ausarbeitung und Aushandlung eines Übereinkommens, einer Vereinbarung oder eines anderen internationalen Instruments im Rahmen der Satzung der Weltgesundheitsorganisation zur Stärkung der Pandemieprävention, -vorsorge und -reaktion». Zwischendurch trafen sich die EU-Gesundheitsminister, mit von der Partie war auch Berset. Im Februar 2022 hat die erste Sitzung eines «zwischenstaatlichen Verhandlungsgremiums» stattgefunden, um Arbeitsweisen und Zeitpläne zu vereinbaren. Da wurde für Anfang nächsten August ein weiteres Treffen angesetzt, «um die Fortschritte in Bezug auf einen Arbeitsentwurf zu erörtern». Absicht war es, der 76. Weltgesundheitsversammlung im Jahr 2023 einen Fort-

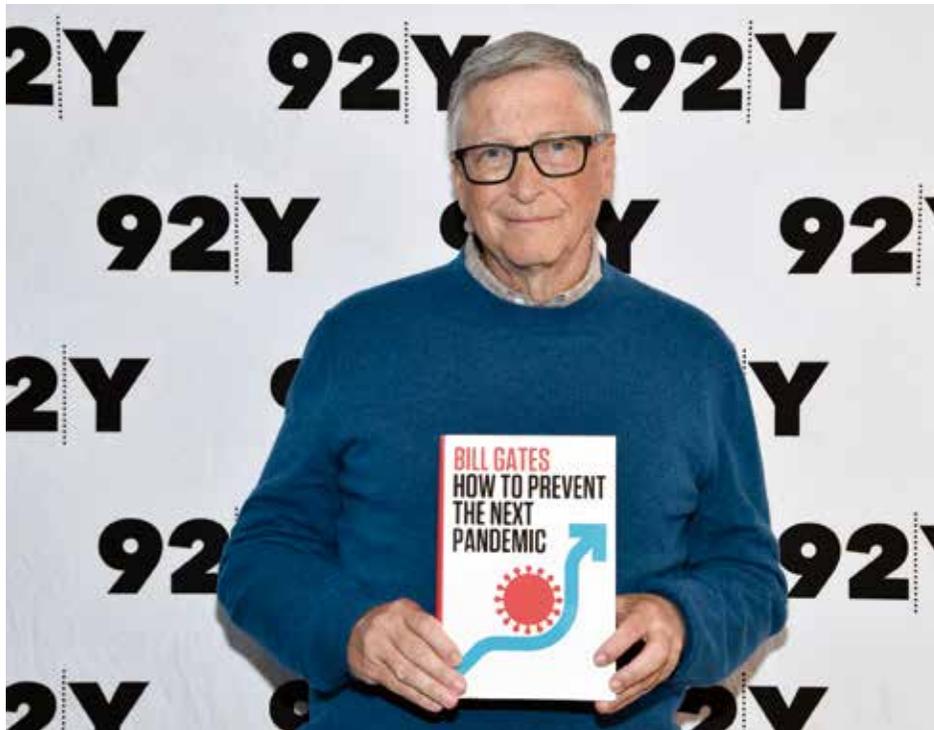
Die WHO könnte auf Verdacht hin Pandemiemassnahmen im jeweiligen Land auslösen.

schrittsbericht vorzulegen, und bis 2024 wollte man das Instrument verabschieden.

Jetzt beschleunigen sich die Dinge in Richtung Zentrallenkung. Kürzlich wurde bekannt, dass die US-Administration im Januar mit Blick auf die 75. Mitgliederversammlung diesen Mai einen Antrag formuliert hat, der darauf zielt, die Eingriffsbefugnisse der WHO gegenüber ihren Mitgliedern zu vergrössern. Unter anderem sollen die Zeitmargen auf 48 Stunden bemessen werden, innerhalb derer Länder verdächtige Krankheitsfälle in ihrem Gebiet beurteilen und gegebenenfalls an die WHO melden müssen. Bedeutet Beschleunigung.

Des Weiteren will die US-Delegation, dass die WHO aufgrund von Informationen, die sie von Dritten über Verdachtsfälle in einem bestimmten Land erhalten hat, eingreifen kann, ohne dass sie (wie bisher vorgesehen) das betroffene beziehungsweise angeprangerte Land konsultieren und die Informationslage prüfen muss. Die WHO könnte also auf Verdachts-





«Globale Gesundheit für Frieden»: Multimilliardär und WHO-Unterstützer Bill Gates.

meldung von Dritten hin die Regie bezüglich dieses Landes übernehmen und Pandemie-massnahmen auslösen. Das wäre, wie wenn die Kesb aufgrund einer Meldung von Nachbarn bei der betreffenden Familie einfahren würde.

Alarm nach Gutdünken

Der US-Antrag sieht schliesslich vor, dass die WHO die Gesundheitsvorfälle nach eigenem Gutdünken den anderen Mitgliedern und Organisationen melden, also öffentlich anprangern kann, ohne dass eine Anhörung des betreffenden Landes durchzuführen sei. Es sei lediglich zu informieren. Die WHO soll also viel leichter als bisher Alarm auslösen können.

Schliesslich geht es um die Verschiebung der Geografie: Bisher ging es um die Bestimmung gesundheitlicher Notlagen von internationaler Bedeutung oder Brisanz, nun wollen die Amerikaner auch Gesundheitsnotlagen von regionaler Bedeutung und solche von mittlerer Brisanz dazunehmen. Und zudem soll nicht nur ein festgestellter, sondern auch ein potenzieller Notstand den WHO-Generaldirektor zum Alarmieren bewegen. Und selbst wenn ein Ereignis nicht als Notstand eingestuft wurde, soll der Direktor nach eigenem Ermessen einen Alarmfall daraus machen können.

Aus der Zusammenarbeit der WHO mit dem betroffenen Land solle ein Hilfsangebot werden, das die Regierung innert 48 Stunden annehmen oder ablehnen könne – und im Fall der Ablehnung eine Begründung liefern müsse. Darüber hinaus sollen im Problemland auch Expertenteams eingesetzt werden können. Dann kommen noch Forderungen nach gendergerechter Zusammensetzung von Gremien.

Sind das jetzt einfach amerikanische Beherrschungsfantasien? Offenbar nicht, die USA verweisen auf über vierzig Länder, die ihre Position stützen würden. Darunter sind viele aus dem «Westen», die Schweiz, Grossbritannien, Norwegen, Australien, Japan, Kanada, Monaco, Albanien, dann auch Indien, Korea, Peru oder Kolumbien. Wenn dieser Antrag in der WHO durchkommt, macht der Westen, der sich in grellem Kontrast zu diktatorischen Regierungen im Osten sieht, den Weg frei für autoritäre Regimes, die unter dem Vorwand des Kampfes gegen Pandemien mit ähnlicher Willkür herrschen können. Wenn man sich vergegenwärtigt, welch gewaltigen Effekt die Ausrufung der Corona-Pandemie durch die WHO Anfang 2020 hatte, könnten die amerikanischen Vorschläge aus der internationalen Organisation eine weltweit wirkende Zwangsjacke machen.

Die Finanzierung der WHO erfolgt laut einer Studie der Universität St. Gallen lediglich zu gut 10 Prozent aus den Pflichtbeiträgen der Mitglieder. Freiwillige Beiträge von privaten Akteuren oder Staaten erbringen um die 90 Prozent. Laut den Angaben ist neben den USA Bill Gates der zweitgrösste Geldgeber (10 Prozent). Da die freiwilligen Beiträge zum Teil zweckgebunden sind, können sie das Stimmverhalten und auch die Führung der Organisation beeinflussen. Das Bundesamt für Gesundheit sagt, dass die wichtigsten Anliegen der Schweiz an der diesjährigen Weltgesundheitsversammlung die nachhaltige Finanzierung der Weltgesundheitsorganisation, sodann die verbesserte Pandemie-vorbereitung sowie die Initiative «Globale Gesundheit für Frieden» seien.

Zuwanderung: Plus 200 000 Menschen

Zuerst rechnete man mit 50 000 Flüchtlingen aus der Ukraine bis Ende Juni. Diese Marke haben wir schon überschritten. Inzwischen geht das Staatssekretariat für Migration (SEM) davon aus, dass bis im Herbst bis zu 120 000 Kriegsvertriebene kommen könnten. Man tut aber so, als wäre das kein Problem. Dabei müssten in Bern und in den Kantonen alle Lampen rot aufleuchten.

Kriegsflüchtlinge bleiben

Denn gegenwärtig kommen nicht nur Kriegsflüchtlinge. Wenn die Nettozuwanderung aus EU/Efta-Ländern und Drittstaaten wie im Corona-Jahr 2021 ausfällt – davon muss man ausgehen –, werden sich auch in diesem Jahr mindestens 60 000 EU/Efta-Bürger sowie Angehörige aus Drittstaaten in der Schweiz niederlassen. Dazu kommen Asylsuchende aus allen Weltgegenden.

Hält die Entwicklung der ersten Monate in dieser Kategorie an, ist bis Ende Jahr mit weiteren 16 000 bis 20 000 Asylanten zu rechnen. Es ist also durchaus realistisch, dass Ende 2022 gegen 200 000 Menschen mehr in der Schweiz leben werden.

Es ist illusorisch, darauf zu vertrauen, dass viele Ukrainer nach Kriegsende zurückkehren werden. Der Kosovo-Konflikt hat gezeigt, dass Flüchtlinge dauerhaft im Land bleiben.

Als in der Anfangsphase der Personenfreizügigkeit über 100 000 EU-Bürger in die Schweiz drängten, gab es einen Aufschrei. Die Folge davon war die Initiative der SVP gegen die Masseneinwanderung, die von den Schweizer Stimmbürgern angenommen wurde. Jetzt drängen wohl fast doppelt so viele Ausländer in die Schweiz – aber Bern stellt sich taub.

Zwei Drittel am Staatstropf

Diese Rekordzuwanderung schadet dem Land. Fast zwei Drittel der gegenwärtigen Zuzüger hängen am Staatstropf, das bringt den Bundeshaushalt ins Schleudern. Unsere Infrastruktur stösst auch ohne neue Migrantenströme zusehends an Grenzen. Natur und Landschaft sowie die Löhne geraten weiter unter Druck.

Wollen wir das? Nein, natürlich nicht. Deshalb muss der Bundesrat jetzt seine Grossherzigkeit bei der Flüchtlingsaufnahme sofort stoppen.

Hubert Mooser

Zähnefletschende Herzlichkeit

Karl Nehammer ist Sebastian Kurz' Erbe, jetzt auch in der Österreichischen Volkspartei. Wie Kurz glaubt der neue Kanzler nicht an die Macht der Ideen, aber an die Idee der Macht.

Michael Fleischhacker

Die Österreichische Volkspartei (ÖVP) hatte während der vergangenen fünfzehn Jahre einen ziemlich grossen Verschleiss an Obmännern: Karl Nehammer, der am Wochenende auf dem Parteitag in Graz mit 100 Prozent der Stimmen gewählt wurde, ist der sechste ÖVP-Vorsitzende seit 2007.

Und er übernimmt die Partei in einer besonders schwierigen Situation: Zwar ist es ihm trotz der Korruptionsskandale, die das Land und die Partei seit dem vergangenen Herbst erschüttern, gelungen, die seit zweieinhalb Jahren bestehende Koalition mit den Grünen an der Regierung zu halten. Aber die ÖVP liegt in den Umfragen fast wieder dort, wo sie Nehammers Vorgänger Sebastian Kurz 2017 putschartig übernommen hat: deutlich hinter den Sozialdemokraten.

Ehrgeizige Truppe junger Männer

Die fünf Kurz-Jahre waren, zumindest aus Sicht der ÖVP, von spektakulären Erfolgen und einer dauerhaften Lufthoheit über den Debattentischen gekennzeichnet. Allerdings hat sich am Ende herausgestellt, dass diese Erfolge mit zweifelhaften Methoden erreicht wurden, weshalb die zentrale Frage für die ÖVP lautet, ob sie sich von den Erfolgen des Sebastian Kurz jemals wieder erholen wird.

Eine Frage, die ganz wesentlich der neue Mann an der Spitze beantworten muss, Karl Nehammer eben, der in der Ära Kurz zunächst als Parteimanager und dann als Innenminister fungiert hatte, aber dennoch nicht zum innersten Kreis jener ehrgeizigen Truppe junger Männer zählte, die vom Bundeskanzleramt aus alle ÖVP-Ministerkabinette und wohl auch einen Teil der Medien zentral gesteuert hatte.

Nehammer bringt aus Sicht der Partei drei erfolgskritische Eigenschaften mit: ein Talent für Inszenierung, das nicht so gross ist wie jenes von Kurz, eine Verankerung in den korporatistischen Machtstrukturen von Partei und Republik, die Kurz schlichtweg ignoriert hatte, und ein hohes Mass an An-

passungsfähigkeit, das auch den Vorgänger auszeichnete.

Kurz hatte im für die ÖVP zentralen Thema Migration und Integration seine überaus liberale Positionierung als junger Staatssekretär aufgegeben und ins Gegenteil verkehrt, sobald er Aussenminister und später Bundeskanzler

Nehammers Kür zum Parteichef mit dem 100-Prozent-Ergebnis wirkt wie ein «Zurück in die Zukunft»-Projekt.

wurde. Nehammer wiederum hat mit der Übernahme des Kanzleramtes sofort einen verbindlichen und versöhnlichen Ton angeschlagen, nachdem er als Innenminister während der Pandemie mit erkennbarer Freude als Gesicht und Stimme der staatlichen Repression fungiert hatte.

Nehammer ist wie sein Vorgänger kein Intellektueller, er glaubt nicht an die Macht der Ideen, aber an die Idee der Macht. Seinen politischen Stil könnte man mit einem Wort, das der österreichische Philosoph Rudolf Burger vor Zeiten für einen inzwischen vergessenen sozialdemokratischen Kanzler geprägt hatte,

als «zähnefletschende Herzlichkeit» bezeichnen.

Eine Eigenschaft, die vor allem bei den Repräsentanten der mächtigen und zuweilen machtversessenen niederösterreichischen Landespartei endemisch zu sein scheint und die er mit seiner Ehefrau teilt, die seit langem Teil des politischen Betriebs ist und auch als eine seiner wichtigsten politischen Ratgeberinnen gilt. In diesen Kreisen nennt man Sozialdemokraten prinzipiell «Sozis», die tiefe Abneigung gegenüber allem, was «links» sein könnte, macht den programmatischen Kern eines ansonsten der erfolgversprechenden Beliebigkeit verpflichteten Politikverständnisses aus.

Ein wenig mutet die Kür Nehammers samt dem 100-Prozent-Ergebnis auf dem Parteitag wie ein «Zurück in die Zukunft»-Projekt an: Man möchte es als ÖVP machen wie immer, nur anders. Leicht wird das nicht werden angesichts des massiven öffentlichen Drucks, unter dem die ÖVP im Zuge der noch lange nicht ausgestandenen Korruptionsaffären steht.

Blaues Auge in Moskau

Nehammer versteht es bisher einigermaßen geschickt, sich einerseits von den Vorgängen im engeren Kreis seines Vorgängers, die seit Monaten Gegenstand von strafrechtlichen Ermittlungen und eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses sind, zu distanzieren, und die ÖVP andererseits als Opfer einer auf Rache gebürsteten Allianz aus Opposition, Medien und Strafverfolgungsbehörden darzustellen.

Wie die Regierungspartei in absehbarer Zeit aus der Defensive wieder in eine inhaltliche Offensive kommen könnte, ist nicht abzusehen. Der Versuch, sich international zu positionieren, indem er knapp hintereinander Kiew und Moskau einen Besuch abstattete, war zwar nicht besonders erfolgreich, aber Nehammer kam mit einem blauen Auge davon. Man kann mit einem blauen Auge weiterregieren, aber ob man damit auch eine Wahl gewinnen kann, muss sich erst weisen.



„Und dann musste ich noch meine Assistentin entlassen.“

Sie war ein Klang, eine goldene Wolke

Romy Schneider ist das unwiderstehlichste Wesen, das Deutschlands Kino hervorgebracht hat. Man kann nur in die Knie sinken und den Boden küssen, den dieser Engel betrat.

Matthias Matussek

Im Poesiealbum der Deutschen hat sie einen festen Platz: Sie, die vor vierzig Jahren starb, war lange vor Lady Di die Königin der Herzen. Nein, sie war deren Kaiserin, die «Sissi» genannt wurde.

Jedes Jahr zu Weihnachten versammeln sich die Deutschen vor den TV-Geräten, um in den drei «Sissi»-Filmen von einer Unschuld zu träumen, die sie damals, 1956, gut zehn Jahre nach der moralischen und militärischen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, herbeisehnten in einer zuckersüßen Mischung aus Hingabe und Weltflucht.

Das Gesicht dieser Herrscherin war das der siebzehnjährigen Romy Schneider, und sie war ein Welterfolg.

Ja, die ganze Welt ging in die Knie. Rund 30 000 Fans warteten auf den Rollfeldern in Madrid, in Paris und Rom, um Romy Schneider zu feiern, die mit dem «Sissi»-Film 1956 auf Promotionstour ging. Sie wurde von ihren Fans buchstäblich auf Händen ins Flughafengebäude getragen.

Mehr als pinkfarbene Mädchenträumerei

Sie kam in Wien zur Welt, wuchs aber auf am Königssee im Berchtesgadener Land, in der Nähe von Hitlers Berghof, in jenem Haus, das sich ihre Mutter Magda Schneider, der ein Flirt mit dem Führer angedichtet worden war, dort hingesetzt hatte.

Ich sah dort eine Sonderausstellung, Wände voller Illustriertentitel, so viele Gesichter. Das einer jugendlichen Prinzessin, einer Mörderin, eines jüdischen Opfers. Viele Opferrollen, einige Täterrollen. Dazwischen zunehmend zerfließende Lebensrollen, doch immer dieselbe Frau, die unwiderstehlichste und verlorenste, die das deutsche Kino je hervorgebracht hat.

Romy war ein Klang, eine goldene Wolke.

Dass sie, kaum volljährig, nach Frankreich ausriss, müde des Jungmädchen-Kitsches, um in Paris unter Viscontis Regie in dem elisabethanischen Reisser «Schade, dass sie eine Hure war» zu brillieren, ist mehr als verständlich, denn ihr Bühnenpartner hiess Alain Delon, der bald ihr Lebenspartner wurde. Einer engen Freundin



So viele Gesichter: Schauspielerin Schneider.

vertraute sie später an: «Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn ein ganzes Land auf deine Entjungferung wartet.»

Selbstverständlich genoss sie die Aufmerksamkeit, sie war das Kind zweier Filmstars, den früh geschiedenen Vater Wolf Albach-Retty vergötterte sie, und schon als Mädchen hatte sie im

«Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn ein ganzes Land auf deine Entjungferung wartet.»

Internat in ihr Tagebuch geschrieben: «Ich muss auf jeden Fall einmal eine Schauspielerin werden! Ja! Ich muss!» Das war weit mehr als pinkfarbene Mädchenträumerei. Das war ein schwarzer Fluch, ganz wie im Märchen.

Während das neue und sehr ideologische deutsche Kino nichts mit ihr anfangen konnte, rief Hollywood, sie drehte mit Orson Welles und Anthony Perkins, und als sie von den Filmarbeiten zu «Der Kardinal» von Otto Preminger zurückkehrte nach Paris, fand sie statt Alain Delon einen Rosenstrauß vor mit einem Abschiedskärtchen. Sie war gebrochen, ein erstes

Mal, schnippte an ihren Pulsadern herum, doch es warteten Rollen auf sie, Filme mit Peter O'Toole, Peter Sellers, und als sie 1969 noch einmal mit Delon drehte, spürte sie «nichts». Es war die Nichtigkeit «Der Swimmingpool», von dem nur ihr ikonografisches Gesicht mit den nassen Haaren und dem Leuchten der Augen und den Tropfen auf der hohen Stirn im Gedächtnis blieb und für Kassenrekorde sorgte.

Letzter Gruss an ihr Publikum

Nur zwei Jahre später spielte sie tatsächlich eine Hure, in Claude Sautets «Das Mädchen und der Kommissar». Wir sehen Romy Schneider über das Trottoir eines schmutzigen Pariser Aussenbezirks laufen in Lackledermantel, Stiefeln und dekolletiertem Kleid, und in der Gefühlsgrammatik dieses Films kann man nur in die Knie sinken und den Boden küssen, den dieser Engel betritt.

Die siebziger Jahre sind das überschattete Jahrzehnt, in Deutschland ist sie vergessen, in Frankreich ein Star, kaum fassbar die Intensität, mit der Romy Schneider in ihrer Kamerasucht verglüht und im Leben entgleist, finanziell ausgeplündert von allen, von ihrem Stiefvater Blatzheim, den Ehemännern Harry Meyen und Daniel Biasini, und als letzten Gruss an ihr deutsches Publikum spielt sie, längst alkohol- und tablettensüchtig, in der missglückten Verfilmung von Heinrich Bölls politisch korrektem «Gruppenbild mit Dame».

Eine entzündete Niere wird operiert. Ihr Sohn verunglückt tödlich. Sie hat Millionen von Steuerschulden. Und mit 43 Jahren ist Romy Schneider am Ende. Sie wird in ihrem Pariser Apartment tot aufgefunden. Trotz ärztlichen Verbots hatte sie getrunken.

Aber gestorben ist sie wohl an einem gebrochenen Herzen, sie, Romy, die goldene Wolke, die romantische Diva.

Ihr Grab liegt im französischen Dorf Boissy-Sans-Avoir, und es ist Alain Delon, der in den folgenden Jahrzehnten für den Blumenschmuck darauf sorgt – neben all den Wallfahrern, die ständig frische Rosen ablegen.

Eine Supermacht zeigt Schwächen

China hält Russlands Angriff auf die Ukraine für ein Debakel.
In Peking herrscht Ernüchterung über den langjährigen Partner Putin.

Gao Yusheng

Peking

Der russisch-ukrainische Krieg ist das wichtigste internationale Ereignis seit dem Ende des Kalten Kriegs. Er wird zu einer neuen internationalen Ordnung führen.

Russland offenbart in diesem Krieg enorme Schwächen und agiert zunehmend passiv. Eine Niederlage Russlands zeichnet sich schon jetzt ab. Dass Russland auf eine Niederlage zusteuert, hat im Wesentlichen folgende Gründe:

1 — Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion geht es mit Russland kontinuierlich bergab. Dieser Niedergang ist im Grunde eine Fortsetzung des Zerfalls der Sowjetunion, hat aber auch mit dem innen- und aussenpolitischen Versagen der herrschenden Clique in Russland zu tun. Verschärft wurde diese Entwicklung durch die Wirtschaftssanktionen des Westens, die das Land hart treffen. Die Wiedergeburt Russlands unter Präsident Putin ist eine Chimäre. Es gibt sie nicht. Der ökonomische, militärische, technologische, politische und soziale Niedergang Russlands ist unübersehbar, er hat massive negative Auswirkungen auf das russische Militär und die russische Kriegsführung.

2 — Das Scheitern des russischen Blitzkriegs, das heisst die Tatsache, dass ein rascher Sieg über die ukrainische Armee nicht errungen werden konnte, signalisierte den Beginn der russischen

Die sogenannte Wiedergeburt oder Erneuerung Russlands unter Präsident Putin ist eine Chimäre.

Niederlage. Die ökonomischen und finanziellen Kapazitäten der russischen Armee, unvereinbar mit dem Status einer vermeintlichen militärischen Supermacht, reichen nicht aus, um einen Hightech-Krieg zu führen, der pro Tag Hunderte von Millionen Dollar kostet. Die durch mangelhafte Ressourcen verursachte Schwäche der russischen Armee war überall auf den Schlachtfeldern zu beobachten. Jeder Tag, den dieser Krieg fort dauert, bedeutet für Russland eine grosse Bürde.



Fortsetzung des Kalten Kriegs: Putin (l.) und Xi.

3 — Die militärische und ökonomische Überlegenheit der Russen wird durch den Widerstandsgeist der Ukrainer und die umfangreichen, wirkungsvollen Waffenlieferungen für die Ukraine wettgemacht. Waffentechnisch und in Sachen Kriegsführung und Strategie sind die jeweiligen Stärken und Schwächen der beiden Seiten nicht zu übersehen.

4 — Moderne Kriege sind zwangsläufig hybride Kriege – es geht um militärische, ökonomische, politische, diplomatische Aspekte, um öffentliche Meinung, Propaganda, Geheimdienste und Informationspolitik. Russland ist nicht bloss auf dem Schlachtfeld in einer schwachen Position, es steht auch in anderen Bereichen geschwächt da. Eine endgültige Niederlage Russlands ist also nur eine Frage der Zeit.

5 — Russland kann nicht mehr allein entscheiden, wann und wie der Krieg enden wird. Der Kreml strebt ein möglichst schnelles Kriegsende an, um die erzielten Geländegewinne nicht aus der Hand geben zu müssen. Das aber ist

nicht gelungen. Insofern liegt die strategische Initiative nicht mehr bei Russland.

Die nächste Phase des Kriegs dürfte noch brutaler und intensiver werden. Eine Ausweitung und Eskalation des Kriegs kann nicht ausgeschlossen werden, da beide Seiten diametral entgegengesetzte Ziele verfolgen. Für Russland geht es zweifellos darum, weiterhin die Kontrolle über die Krim und Teile der Ostukraine auszuüben. Die Ukraine wird in Sachen Souveränität und territoriale Integrität nicht einlenken und die besetzten Gebiete im Osten und die Krim unbedingt zurückerobert wollen. Amerika und seine westlichen Verbündeten haben wiederholt deutlich gemacht, dass die Ukraine siegen und Russland diesen Krieg verlieren soll.

Vereint im Widerstand

Der US-Sicherheitsberater Jake Sullivan hat kürzlich erklärt, welche Ziele die USA im Ukraine-Krieg verfolgen: Erstens eine freie und unabhängige Ukraine, zweitens ein geschwächtes

und isoliertes Russland sowie drittens einen starken, geeinten und entschlossenen Westen.

Um diese Ziele zu erreichen, haben die USA und die westlichen Verbündeten nicht nur ihre Hilfe für die Ukraine massiv aufgestockt. Die USA haben auch zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg einen neuen Lend-Lease Act verabschiedet. Amerika hat auf der Ukraine-Konferenz der Verteidigungsminister in Ramstein seine Hilfe für die Ukraine bekräftigt. Die USA und Grossbritannien vertiefen und erweitern ihr Engagement. All das legte die Vermutung nahe, dass dieser Krieg so lange dauern wird, bis Russland besiegt und bestraft ist.

Der Ukraine-Krieg signalisiert das Ende der in Jalta vereinbarten europäischen Nachkriegsordnung mitsamt der Überbleibsel des Kalten

Die Welt bewegt sich auf ein neues System der internationalen Beziehungen zu.

Krieges, und die Welt bewegt sich auf ein neues System der internationalen Beziehungen zu. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion übernahm Russland den Sitz der Sowjetunion als ständiges Mitglied des Uno-Sicherheitsrats und den Status einer militärischen Supermacht. Innenpolitisch, in Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Ideologie knüpfte Russland weitgehend an das Vermächtnis der Sowjetunion an. Die russische Aussenpolitik erwies sich als Melange der aussenpolitischen Bestrebungen der Sowjetunion und des Zarenreichs.

Zentrales und oberstes Ziel von Putins Aussenpolitik ist es, die Einflussphäre der ehemaligen Sowjetunion wiederherzustellen und die imperiale Macht Russlands zu erneuern. Putin ist fest entschlossen, dieses Ziel durchzusetzen. Russland hat die Unabhängigkeit, Souveränität und territoriale Integrität der ehemaligen Sowjetrepubliken im Grunde nie anerkannt und ihre Souveränität häufig verletzt. Der Ukraine-Krieg hat die Situation in der eurasischen Region punkto Frieden und Sicherheit dramatisch verändert. Nach der Unabhängigkeit der Ukraine, insbesondere seit 2000, kamen in Kiew abwechselnd prowestliche und prorussische Politiker an die Macht. Nach der Annexion der Krim und der Besetzung von Teilen der Ostukraine 2014 wurden antirussische Einstellungen immer stärker. Die meisten Ukrainer, nicht nur im Osten, sondern auch im Süden, sprachen sich für einen Beitritt ihres Landes zur Europäischen Union und zur Nato aus.

Nach dem Ausbruch des Kriegs haben sich die Verhältnisse in der Ukraine radikal gewandelt. Das Land ist vereint im Widerstand gegen Russland. Man kann sagen, dass sich die Ukraine komplett von Russland abgewendet hat. Die ehemaligen Sowjetrepubliken (ausgenommen Weissrussland), darunter Mitglieder der Orga-

nisation des Vertrags über kollektive Sicherheit und der Eurasischen Wirtschaftsunion, weigern sich, Russland zu unterstützen. Ein besiegtes Russland könnte nicht mehr darauf hoffen, zu alter imperialer Grösse zurückzukehren.

Um dieses Ziel zu erreichen, muss Russland die bestehende internationale Ordnung umstürzen, die geopolitische Landkarte des eurasischen Kontinents und der ganzen Welt verändern. Russland ist fest entschlossen, das alte sowjetische Imperium wiederherzustellen. Das widerspricht den Interessen der USA. Es ist der Hauptstreitpunkt in den amerikanisch-russischen Beziehungen.

Der Konflikt der beiden Seiten, im Grunde eine Fortsetzung des Kalten Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und der UdSSR, hat natürlich auch einen ideologischen Aspekt. Der Kalte Krieg endete mit der totalen Niederlage der Sowjetunion.

Wie könnte die internationale Ordnung nach dem Ukraine-Krieg aussehen?

1 — Politisch, ökonomisch, militärisch und diplomatisch wird Russland erheblich geschwächt und isoliert sein. Der russische Einfluss wird noch weiter schwinden, auf der internationalen Bühne wird Russland eine deutlich reduzierte Rolle spielen.

2 — Die Ukraine wird sich aus der russischen Einflussphäre lösen (sofern von einer russischen Einflussphäre überhaupt noch die Rede sein kann) und in die grosse europäische Familie, also in die Europäische Union aufgenommen werden.

3 — Andere ehemalige Sowjetrepubliken werden in unterschiedlicher Weise auf Distanz zu Russland gehen. Einige Länder werden ihre Beziehungen zum Westen aktiv ausbauen.

4 — Japan und Deutschland, die beiden Hauptverlierer des Zweiten Weltkriegs, werden sich von ihrem historischen Erbe befreien und verstärkt aufrüsten. Sie werden bestrebt sein, politisch eine gewichtigere Rolle zu spielen. Sie werden weiterhin Teil des demokratischen Lagers sein, ihre pazifistische Haltung aber nicht vollständig aufgeben.

5 — Die USA und andere Länder werden auf eine tiefgreifende Reform der Vereinten Nationen und anderer internationaler Organisationen dringen. Sollte das blockiert werden, könnten sie auch ein neues Weltforum ins Leben rufen, das manchen Ländern, wie etwa Russland, aus ideologischen Gründen verschlossen bliebe.

Gao Yusheng war von 2005 bis 2007 Botschafter Chinas in der Ukraine. Beim vorliegenden Text handelt es sich um einen Vortrag, den er unlängst an einer Videokonferenz des China International Finance Forum und der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften hielt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Die chinesische Sicht

Chinas Staatsdiener äussern sich normalerweise nicht ohne Genehmigung durch die Regierung öffentlich über Politik. China-Kenner wie der italienische Sinologe Francesco Sisci messen dem Beitrag von Gao Yusheng hohen Stellenwert bei, da er eine neue Lagebeurteilung der Regierung andeute. Drei Botschaften seien wichtig:

— *Wir haben uns geirrt; die miserable Leistung der russischen Armee in der Ukraine beweist, dass das postsowjetische Russland sich nicht wirklich modernisiert hat.*

— *Russland würde den Krieg gerne beenden, aber seine Feinde wollen das nicht und kämpfen weiter, vielleicht sogar, um den Untergang Russlands herbeizuführen. Wir müssen so schnell wie möglich einen Waffenstillstand erreichen, um ein mögliches Chaos an unseren Grenzen zu verhindern.*

— *Hüten wir uns vor einem wiederbewaffneten Japan. Mao und Deng haben die USA in Asien willkommen geheissen, um den japanischen Ambitionen und Ängsten einen Riegel vorzuschieben. Jetzt wurde dieser Deckel entfernt, und wir sehen uns einem kriegerischen Tokio gegenüber, was wir schon seit langem befürchtet haben.*

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Zwei Frauen gegen Putin

Finnland und Schweden brechen mit ihrer bewährten Politik der Bündnisfreiheit. Der Ukraine-Krieg habe das Vertrauen in eine friedliche Nachbarschaft mit Russland zerstört.

Horst Bacia

Helsinki
Alles ist viel schneller gegangen als gedacht. Keine drei Monate nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine beantragen Finnland und Schweden ihre Aufnahme in die Nato. Wladimir Putins Angriff auf die europäische Friedensordnung hat auch die beiden nordischen Länder, die seit 1995 der EU angehören, zu einer Neuausrichtung ihrer Aussen- und Sicherheitspolitik veranlasst. Lange gehegte Überzeugungen, dass die Bündnisfreiheit am besten den nationalen Interessen diene, gehören nun der Vergangenheit an.

Der finnische Staatspräsident Sauli Niinistö sprach von einem historischen Tag, als er am Sonntag ein Beitrittsersuchen ankündigte. In einer Sitzung des Staatsoberhauptes mit den für die Sicherheit des Landes zuständigen Mitgliedern des Kabinetts war zuvor der Antrag zur Aufnahme in die Nordatlantische Allianz formell beschlossen worden. «Wir sehen heute ein ganz anderes Russland als noch vor einigen Monaten», sagte Ministerpräsidentin Sanna Marin von der Sozialdemokratischen Partei. Der Krieg in der Ukraine habe das Vertrauen in eine gute, friedliche Nachbarschaft mit dem Regime in Moskau zerstört.

«Historischer Beschluss»

Dass Finnland und Schweden gemeinsam und gleichzeitig in die Nato streben, ist das Ergebnis einer ausgetüftelten Choreografie. Einerseits ging es darum, bei der abrupten Abkehr von den aussen- und sicherheitspolitischen Traditionen einen breiten innenpolitischen Konsens zu erreichen. Andererseits versuchten beide Länder, ihr Vorgehen durch intensive diplomatische und parteipolitische Kontakte abzustimmen. Die finnische Regierung war der schwedischen zwar immer einen Schritt voraus und brachte sie wiederholt in Zugzwang. Dennoch kamen schliesslich beide gemeinsam ins Ziel.

Nur wenige Stunden nach der Pressekonferenz Niinistös und Marins konnte auch die schwedische Ministerpräsidentin Magda-



«Schaut in den Spiegel!»:
Ministerpräsidentinnen Andersson (l.) und Marin.

lena Andersson einen «historischen Beschluss» verkünden: Die von ihr geführte Sozialdemokratische Partei hatte, nach längerem Lavieren, in einer Vorstandssitzung hinter verschlossenen Türen für die Nato votiert. Die Bündnisfreiheit habe sich eine lange Zeit bewährt, ent-

Schweden ist immer stolz gewesen auf seine über zwei Jahrhunderte gewährte Neutralität.

spreche aber nicht mehr der Realität, sagte Andersson. Die Sozialdemokraten seien daher zu dem Schluss gekommen, «dass es das Beste für Schweden und die Sicherheit des schwedischen Volkes ist, wenn wir uns der Nato anschliessen».

Andersson ist Chefin einer Minderheitsregierung, die sich auf 100 von 349 Mandaten stützt und mit einem von der Opposition beschlossenen Haushalt regieren muss. Nach dem Ja der Sozialdemokraten befürworten nun sechs von acht Parteien im Parlament eine Nato-Mitgliedschaft. Gestützt auf diese breite Mehrheit, hat die Regierung am Montag nach einer Plenardebatte den Beitrittsprozess eingeleitet. Am selben Tag wurde auch im finnischen Parlament die Nato-Entscheidung behandelt. Die Anträge beider Länder sollen zeitgleich im Brüsseler Haupt-

quartier des Bündnisses hinterlegt werden. Nicht zufällig bietet sich, gleichsam als Höhepunkt der choreografischen Inszenierungen, ein Staatsbesuch Präsident Niinistös auf Einladung von König Carl XVI. Gustaf an.

Parallelen zu Stalins Überfall

Schweden ist immer stolz gewesen auf seine über zwei Jahrhunderte gewährte Politik der Neutralität. Im Kalten Krieg überhöhte der sozialdemokratische Ministerpräsident Olof Palme die Position seines Landes zwischen den Blöcken und erklärte es zur «moralischen Grossmacht». Auch deshalb fiel den Sozialdemokraten der Abschied von der Bündnisfreiheit schwer. Erst als die

bürgerlichen Parteien damit drohten, die Nato bei der Parlamentswahl im September zu einem Wahlkampfthema zu machen, setzte Andersson in der eigenen Partei entschlossen den Kurswechsel durch.

In Finnland ist die Bedrohung durch den östlichen Nachbarn nach zwei verheerenden Kriegen (1939–1940 und 1941–1944) stets gegenwärtig. Parallelen zwischen dem Überfall Putins auf die Ukraine und dem Überfall Stalins im Winterkrieg sind nicht zu übersehen. Das erklärt, warum die öffentliche Meinung so deutlich auf die Befürwortung eines Nato-Beitritts umgeschwenkt ist: In Umfragen stieg der Anteil der Allianzanhänger von 28 Prozent im Januar auf 76 Prozent im Mai. Mit Ausnahme der Linkspartei, die in der Nato-Frage gespalten ist, befürworten alle im Parlament vertretenen Parteien mit grossen Mehrheiten eine Mitgliedschaft.

Präsident Niinistö hat Putin in einem Telefongespräch über die Entscheidung Finnlands informiert. Von Journalisten auf mögliche Gegenmassnahmen angesprochen, sagte er, seine Antwort an Russland laute: «Ihr habt dies verursacht. Schaut in den Spiegel!»

Horst Bacia ist Schriftsteller und ehemaliger Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Seit einigen Jahren lebt er in seiner Wahlheimat Finnland.

The Show Must Go On

Die Spiess-Hegglin-Show ist die beste Soap der Medienszene. Soeben startete die neuste Staffel.



Es war ein sehr seltsamer Brief, den Journalisten des *Tages-Anzeigers* kürzlich bekamen. Der Brief, verschickt per E-Mail, war eine Anbiederung aus einer unerwarteten Ecke.

Der Brief kam von Jolanda Spiess-Hegglin.

Ihr Brief an die ausgewählten Redaktorinnen und Redaktoren begann in einschmeichelndem Ton. «Zuerst: Ich schätze Ihre Arbeit enorm», lautete die Eingangsfloskel. Entschuldigend fügte sie an: «Keinesfalls soll Sie diese Kontaktaufnahme irritieren.»

Dann wechselte der Brief in einen eher weinerlichen Ton. Sie werde, schrieb Spiess-Hegglin, von Übeltätern im Netz verbal drangsaliert. Das Haus des *Tages-Anzeigers* sei mit diesen Stalkern eine «Kooperation» eingegangen.

Auf der Redaktion des *Tages-Anzeigers* räteln sie bis heute, was es mit dieser kruden «Kontaktaufnahme» auf sich haben könnte. Denn zuvor hatte Spiess-Hegglin das Blatt als Erzfeind auserkoren.

Zwei Jahre lang versuchte Spiess-Hegglin mit allen juristischen Winkelzügen, ein Buch von *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger über die Zuger Sex-Affäre zu verbieten. Binswanger, die Ressortleiterin des Gesellschaftsteils, beleuchtet die Vorgänge aus Sicht des damaligen SVP-Politikers Markus Hürlimann. Er stand im Verdacht, Spiess-Hegglin vergewaltigt zu haben, ein Verdacht, den man auch in Aussagen von ihr hineininterpretieren konnte.

Wenige Tage nach dem Brief Spiess-Hegglin an die *Tages-Anzeiger*-Journalisten kam das finale Urteil zum bekämpften Buchprojekt. Das Bundesgericht lehnte das Revisionsgesuch von

Spiess-Hegglin und ihrer Anwältin Rena Zulauf ab. Es bestätigte damit das vormalige eigene Urteil wie auch jenes des Zuger Kantonsgerichts, die zuvor beide ein Buchverbot abgelehnt hatten. Spiess-Hegglin musste eine Entschädigung an Binswanger bezahlen.

Das Buch von Michèle Binswanger kann damit erscheinen. Es kommt im August auf den Markt und trägt den Titel «Unter falschem Verdacht». Binswanger gibt es im Eigenverlag he-

So erscheint nun das Buch, das sie verbrennen wollte. Aber die nächste Eskalation ist schon eingeleitet.

raus und lässt nur die technischen Fragen wie Druck und Spedition von einem externen Verlag betreuen.

Die Spiess-Hegglin-Soap geht damit weiter. Sie ist die beste Unterhaltungs-Serie der Schweizer Mediengeschichte. Nach 2014, als die Affäre begann, steht sie inzwischen in der achten Staffel. Denn die Hauptdarstellerin, von damals bis heute, leidet unter einem zwanghaften Drang in die Medien und die Öffentlichkeit.

In den ersten Staffeln inszenierte sich Spiess-Hegglin vor allem in der publikumswirksamen Opferrolle. Von NZZ bis Schweizer Fernsehen liess sie kein Mikrofon und keine Kamera aus, die nur annähernd in ihre Nähe kamen. Dabei positionierte sie sich gern auch als Mischung aus Opfer und Sexbombe. Sie wusste: «Ich bin eine Projektion für sexuell Frustrierte.»

Als die Rolle des Klageweibs allmählich abgelutscht war, wandelte sie sich zur Aktivistin, die sich für Hassopfer im Internet engagierte. Blöderweise lieferte Spiess-Hegglin dann selber üble Tiraden in den sozialen Medien. Sie waren so unflätig, dass sogar der sonst duldsame Bund ihr die Subventionen wieder strich.

In den neusten Staffeln schwenkte Regisseurin Spiess-Hegglin dann ins populäre Genre der Gerichtsshow. Superprovisorische Verfügung, Obergericht Zug, Kantonsgericht Zug, Bundesgericht Lausanne, Revision vor Bundesgericht: Sie liess keine juristische Variante aus, um das geplante Buch über die Sex-Affäre zu verbieten. Sie verlor krachend in letzter Instanz.

So erscheint nun das Buch, das sie verbrennen wollte. Aber die nächste Eskalation ist schon eingeleitet. Bereits deponierte sie, wieder angefeuert von ihrer Anwältin Zulauf, eine Unterlassungsklage gegen das Buch. Sie tat es beim Zivilgericht in Basel, weil Autorin Binswanger dort wohnt. In Zug, wo sie selber lebt, hätte sie mit Sicherheit eine erneute Niederlage vor Gericht kassiert. Selbstverständlich verkündete sie auch diese neuste PR-Aktion in eigener Sache mit dem üblichen Medien-Tamtam.

In ihrem kuriosen Brief an die *Tages-Anzeiger*-Journalisten lieferte Spiess-Hegglin zum Schluss einen überraschenden Lebensentwurf. Am liebsten, schrieb sie, würde sie «unerkannt ein ruhiges Leben verbringen».

Um unerkannt ein ruhiges Leben zu verbringen, gäbe es ein sicheres Rezept. Aber da muss sie schon selber draufkommen.

Blumenfeld hinter La Chaux-de-Fonds

Sie ist Gymnasiastin, er angehender Goldschmied.
Beide sind sie achtzehn und entdecken nach zwei toten Jahren
das Leben, die Liebe und die Schweiz.

Tom Kummer

Montreux im Mai. Die Nordhalbkugel der Erde schwenkt ins Licht. Zwei Jugendliche stehen vor einem Feld mit blühenden Narzissen. Sie sind achtzehn und frisch verliebt. Sie halten Händchen, küssen sich. Er spricht Züritüütsch mit Ostschweizer Einschlag, sie antwortet manchmal auf Französisch. Sie suchen irgendetwas, irgendwo. Sie wollen zusammen abhauen. Aber wohin? Noch nie haben sie so etwas gefühlt. Zwei Jahre Corona. Und jetzt? Frühlingsgefühle. Sehnsüchte. Wildblühende Narzissen auf einer Anhöhe über Montreux. Endlich! Sie sitzen auf einer Bank mit Blick auf die Dents du Midi und den Genfersee. Sie küssen sich, immer und immer wieder. Hinter ihnen sieht die Landschaft aus, als hätte es frisch geschneit. Die Einheimischen nennen es *neige de mai*, ein Naturspektakel.

Dabei sind ihm die Narzissen völlig egal. Eigentlich will er nur dieses Mädchen beeindrucken, ihre Zuneigung gewinnen, mit ihr abhauen. Egal, wohin. Er ist zum ersten Mal richtig verliebt. Sie ist wie benommen. Noch kann sie es nicht richtig glauben. Diese Wärme. Das Blühen der Narzissen. Der Frühling. Die Schmetterlinge im Bauch. Das Ende von Corona. Die Sonne steht um 23 Grad höher als zu Jahresanfang. Nebel lösen sich auf. Winde flauen ab. Temperaturunterschiede verringern sich.

«Jetzt geht das Leben erst richtig los», sagt er. Sie kann es noch nicht glauben. Sie hat Zweifel. Sie ist anders als er. Sie mag romantische Komödien, er mag smarte Actionfilme.

Er kommt aus Winterthur, sie aus Biel. Er trägt Jeans mit weissem T-Shirt. James-Dean-Retro-Look, behauptet er. Sie mag den Vamp-Style: fast alles in Schwarz. Dazu blasse Haut. Scharlachrote Lippen. Dunkle Ringe um die Augen. Mini-rock in Schottenmuster. Militärstiefel. Sie haben sich letzte Nacht an einem Rockkonzert in Bern getroffen. Das erste Live-Konzert in ihrem noch jungen Leben. Wahnsinn!

The Jackets hiess die Band. Seither haben sie sich nicht mehr losgelassen. Sie waren sechzehn, als es mit den Corona-Massnahmen losging. Zwei Jahre sind seither vergangen. Ein Leben ohne Ausschweifungen.

«Tote Jahre waren es», sagt sie.

«Halb so schlimm», sagt er.

Jetzt wird es wieder hell in der Schweiz. Ja, richtig hell und warm.

«Hast du gewusst, dass Frühlingsgefühle ab zwölf Grad einsetzen?»

Nein, hat sie nicht gewusst.

«Doch! Habe ich irgendwo gelesen. Am ersten Tag des Jahres mit zwölf Grad würden auf Twitter plötzlich massenhaft euphorische Nachrichten verschickt.»

«Echt?»

«Ja!»

Sie mag es, wenn er klug daherredet. Er liebt es, wenn sie ihm bewundernd zuhört. Bald wird sie die Matura abschliessen. Früher als geplant. Er wird bald seine Goldschmiedlehre erfolgreich beenden. Ja! Und jetzt spielen die Hormone verrückt. Er sagt, das habe bestimmt mit dem Frühling zu tun. Sie sagt: Nein! Das mit den Hormonen sei ein Märchen. Corona habe ihr aber etwas gestohlen, das sie sich jetzt zurückholen werde. Hat wirklich nichts mit Frühlingsgefühlen zu tun. Ausser seine Hand! Seit 24 Stunden hält sie ihn fest, hält seine Hand.

«Wir haben uns», sagt er. «Bald ist Sommer!»

Ihr erster Sommer ohne Corona. Die Sehnsucht ist gross. Die Gefühle unbekannt. Vielleicht sind sie ja schon richtig tief verliebt. Und wissen nicht, wie sich Liebe genau anfühlt. Er scheint vor Testosteron nur so zu platzen. Sie hat Schmetterlinge im Bauch.

Sie steigen jetzt auf einen Aussichtsturm. Den See zu Füßen, ein 360-Grad-Panorama vom Jura bis zum Chablais. Und immer wieder der Maischnee. Riesige Felder. Das hat was zu bedeuten. Das muss was bedeuten. «Die Schweiz lebt. Wir leben, Sweetheart. Vielleicht wird jetzt alles besser», sagt sie.

Vielleicht haben sie beide in der Corona-Krise etwas erfahren: die Erfahrung. Nämlich die Doppelfunktion einer Krise, die in ihnen etwas zerstört, aber auch einen Neubeginn gefördert hat. Die Sehnsucht nach sozialem Zusammenhalt. Die Erfahrungen des inneren Aufbruchs. Ja! Sie hoffen vielleicht, dass aus Schrecken Aufbruch wird, aus Angst Konstruktivität.



«Der Frühling!»

Er sagt dann irgendwann: «Vielleicht sollten wir jetzt ein paar Narzissen aus dem Boden reissen, mitnehmen. Bringt sicher Glück.»

Sie sagt, das sollte er nicht tun. Narzissen seien geschützt, weil es kaum noch welche gebe.

«Quatsch», sagt er, und sie steigen wieder in ihren Wagen ein – eine Elektro-Limousine, die er sich von seinem Vater ausgeliehen hat.

«Jetzt gelten für mich keine Verbote mehr», sagt er und legt ein Büschel Narzissen über die Armaturen. «Es gab schliesslich genügend Verbote. Jetzt geht das Leben los. Merkst du's nicht? Corona hat uns eine neue Perspektive geliefert.»

«Was für eine Perspektive?», fragt sie, als sie am Schloss Chillon vorbeigleiten.

«Wie der Blick aus dem Weltall, wie mein Vater sagt. Damals, als die Amis auf den Mond geflogen sind, hiess diese Aufbruchphase *space age*. Weisst du, wenn ein Perspektivenwechsel einsetzt. Wenn man etwas, dessen Teil man ist, von aussen sieht.»

«Von aussen?»

«Ja! Und plötzlich die Zusammenhänge versteht. Corona war unser *space age*, Baby!»

Er hält jetzt mit der linken Hand das Steuer, der rechte Arm baumelt über ihre Schulter. Sie legt ihre Hand zwischen seine Beine.

«Woher weisst du das alles?», fragt sie jetzt ein bisschen erstaunt.

«Ich habe den Durchblick, Girl. Ich habe in der Schule aufgepasst.»

Sie muss laut lachen. «In der Schule aufgepasst?» Sie lacht noch ein bisschen lauter. Sie findet ihn super, wenn er angibt.

«Du glaubst mir nicht? Ich bin Mr Durchblick. Das musst du mir glauben.»

Sie lacht. «Na schön, Mr Durchblick, wenn Sie so viel wissen, können Sie mir vielleicht verraten, wohin wir jetzt abhauen?»



«Nach Südosten. Da ist die Schweiz richtig schön. Und der Frühling noch viel schöner. Von nun an schiebt sich die Nordhalbkugel immer weiter in die Sonne. Wusstest du nicht, was? Die Luft wärmt sich. Alles wird heller. Und in den Herzen passiert auch was. Frühling! Milde Luft kann plötzlich mehr Feuchtigkeit halten.

«Die Schweiz lebt.
Wir leben, Sweetheart. Vielleicht
wird jetzt alles besser.»

Temperaturunterschiede im Norden verringern sich, dadurch flauen Winde ab – das Wetter stabilisiert sich. Das ist der Frühling.»

Er drückt jetzt aufs Gaspedal. Der Tesla summt durch das Unterwallis.

Sie findet Autos ja nicht besonders sexy. Aber dieser Wagen ist der Wahnsinn. Trotzdem, Corona hat sie verwandelt, nachdenklich gemacht, immer fühlt sie sich ein bisschen schuldig: schuldig, dass wir nehmen, was uns nicht zusteht. Schuldig, dass wir gierig sind, egoistisch und naturzerstörend. Vielleicht sogar schuldig, dass wir existieren. «Wir hätten besser die Bahn nehmen sollen. Oder das Velo», sagt sie.

Ihm ist das alles egal. Jetzt geht das Leben richtig los! Aber er lügt sich natürlich was vor. Denn auch in ihm hat Corona was ganz Tiefes verändert, auch wenn er's noch nicht zugeben will: Eine Form der Höflichkeit und des Respekts hat sich in ihm ausgebreitet. Es ist fast wie eine rauschhafte Renaissance. Eine *common decency* ist in diesen Schweizer Jugendlichen entstanden, eine Art gemeinschaftlicher Anstand. Sie hat es schon beim Konzert in Bern gespürt. Eine körperliche Distanz, sie nennt es irgendwann altklug *smart distancing*. Als ob sich neue

Verhaltensnormen durchsetzen könnten. Oder ein neuer Kodex der Ernsthaftigkeit. Was gestern frech, kritisch und lustig wirkte, erscheint ihr heute manchmal einfach nur daneben.

Jetzt kommt aber erst mal die Wärme. Das Wallis. Visp. Hier scheint die Sonne öfter als anderswo. «Wie schön! Schau doch, die Vögel und Insekten.»

Nahe Stalden. Die Schneeglöckchen blühen so wunderbar. «Von dort ganz hinten im Tal kommt Pirmin Zurbriggen. Saas Almagell. Wusstest du nicht, was?»

«Pirmin who?»

«Vergiss es. Wir fahren nicht zu diesem Pirmin, sondern ins andere Tal. Dort am Ende liegt nämlich eine Weltstadt.»

«Weltstadt?»

«Ja, Zermatt!»

Sie haben gerade Randa passiert. Ihr macht diese steile felsig-verwüstete Landschaft ein bisschen Angst. Verschüttungen überall. Bagger, Baukräne, Baugerät, Schuttgruben.

Er sagt nichts dazu. Er will nach Zermatt. Sie parken den Wagen in Täsch, sie laufen hoch ins Tourismusparadies. Da herrscht Zwischensaison.

«Fast ein bisschen tot sieht es aus», sagt sie.

«Das ist gut», sagt er. «Das Dorf braucht Erholung. Sonst bricht alles zusammen. Die Tourismusindustrie und so. Eine Pause braucht das Land, sonst geht es irgendwann nicht mehr weiter mit unserer Wohlstandsoase.» Er deutet auf Forsythien beim geschlossenen Fünfsternehotel «Zermatterhof». «Immerhin blühen hier auch schon die Osterglocken, Krokusse, Gänseblümchen und Stiefmütterchen. Riechst du das Aroma des beginnenden Frühling von Zermatt?»

«Rieche nichts.»

«Doch, dieser Geruch. Schneebefreite Erde. Gras, Moos und Laub, das modert. Noch nie habe ich das so wahrgenommen. Der Frühling!»

Einheimische stehen jetzt paarweise vor der Zermatter Dorfkirche. Die Biner, die Kronig, die Julen und wie diese alten Neureichen alle heissen. Sie kommen von der Predigt und blicken jetzt fast ein bisschen wehmütig über zugebaute Hänge, wo mal ein Meer von Frühlingsblumen blühte und jetzt Chalets stehen, die sie alle sehr, sehr reich gemacht haben. Die Zermatt-Touristen wissen nichts davon. Überall sind Zweierpärchen unterwegs, als ob es noch niemand wagt, in grösseren Gruppen zu reisen: Der 1-Meter-50-Abstand als Lebensmantra.

Sie schaut jetzt in Richtung Matterhorn, klammert sich fast ein bisschen eingeschüchtert an seiner Hand fest. Sie erkennt russische Touristen, die sich zu tarnen versuchen, untereinander gebrochenes Englisch sprechen und begeistert Fotos vom Berg aller Berge machen.

Irgendwann, als es dann dunkel wird, sagt sie ihm, ihr Herz schlage schneller. «Spür doch mal.» Sie legt seine Hand auf ihren Oberkörper. Noch nie habe sie so empfunden. Jedenfalls nicht während der Scheiss-Coronazeit. «Glaubst du daran, dass die Sexualhormone im Frühling verrücktspielen und man deswegen verliebt ist?»

«Blödsinn», sagt er und er legt seine Hand auf ihre Hand. «Das ist ein Märchen! Die Hormone sind seit Millionen Jahren reguliert. Sie spielen nicht verrückt – auch nicht im Frühling.»

«Ach du, Mr Durchblick. Du kannst nicht alles wissen!»

«Doch!»

Irgendwann liegen sie nackt auf dem Bett eines Viersternehotels mit dem Namen «Fleurs de Zermatt». Bezahlt von Vaters Kreditkarte. Er spürt ihre feuchte Haut. >>>

«Es ist nicht der Frühling, sondern mein Herz», sagt sie jetzt.

«Blödsinn.»

«Mit was hat denn unsere Verliebtheit sonst zu tun, wenn nicht mit dem Herzen?»

«Alles Kitsch», sagt er. «Liebe hat ihren Ursprung nicht im Herzen.»

«Wo dann, Mr Durchblick?» Sie schlägt ihm die Hand auf die Brust.

«Spielt sich alles im Gehirn ab, *sweetie*.»

«Echt?»

«Ja.»

Irgendwann schläft sie erschöpft ein. Während er unter der Decke nochmals sein iPhone studiert, Keyword: «Macht Liebe blind?»

«Ja», antwortet eine Expertin auf Quarks.de: Leidenschaftliche Liebe befeuert Zustände im Körper, die einer Sucht gleichen ...

Er schliesst die Augen. Corona hat ein neues Liebeszeitalter erzeugt. Er kann es spüren. «Fleurs de Zermatt», wiederholt er langsam.

Sie schreckt auf, kann nicht mehr schlafen.

«An was denkst du?», fragt er.

«Etwas Neues hat begonnen, merkst du es?»

«Ja. Alles wird besser. Schliess die Augen.»

Sie hält seine Hand unter der Decke, beugt sich vor, schaltet das Licht an, schüttelt den Kopf. «Stimmt nicht, Mr Durchblick. Es wird vielleicht nicht alles besser. Darum bin ich aufgeschreckt. Die Leute ändern sich vielleicht gar nicht. Alles bleibt wie immer. Die Staus. Die Partyfeierei. Billigflieger. Kreuzfahrtschiffe. Dumme Politiker. Grölende Populisten. Plastikmüll. Artensterben. Die ganze Litanei.»

«Schliess die Augen. Alles wird jetzt anders.»

«Was wird anders, sag es mir.»

«Ein Wandel steht uns bevor.»

«Ein Wandel?»

«Ja, es geht nicht mehr um uns oder die Nation. Der Wandel wird planetar sein.»

«Planetar?»

«Weisst du, Corona ist genau das, was die Aliens gewesen sind in Hollywoodfilmen. Wenn die ersten Alien-Raumschiffe geortet werden, stellen die Menschen ihre Kampfhandlungen ein. Alle Sender schalten auf ein Programm: die Rettung der Menschheit!»

Sie legt ihren Kopf an seinen Kopf. «Ist die Menschheit jetzt geeint?»

Er antwortet nicht.

Am nächsten Morgen fahren sie über den Simplon. In Richtung Tessin, Abstecher nach Italien. «Vielleicht hast du recht», sagt sie nahe Verbana. «Ich spüre es auch. Ist ein bisschen wie ein Rausch. So muss sich Verliebtheit anfühlen.»

Das hat Corona vielleicht mit ihnen gemacht. Weg mit der Angststarre, hinein in die Lebendigkeit. Das gehört doch zu jeder wahren Zukunft. Sie zieht ihr Röckchen hoch, macht die Oberschenkel noch ein bisschen freier.

«Stimmt doch, Mr Durchblick? Sag was.»

Er öffnet das Fenster, lässt den Duft von Kastanienwäldern ins Wageninnere, er berührt

ihre Hand, streichelt sie zwischen den Fingern. Sie muss lachen.

«Komm, sag was, Baby.»

«Du meinst, nach einer Zeit der Angst entsteht eine innere Kraft?»

«Ja. Wie eine Art Neu-Sein im Inneren.»

Sie fahren jetzt zum Heiligen Wald oberhalb von Mergugno bei Brissago. Dort regnet es zwar kein richtiges Gold. Aber sie können den Berg-Goldregen mit seinen gelben Schmetterlingsblüten bestaunen.

Er sagt, das sei der schönste Wald, den er je in der Schweiz gesehen habe.

«Pass bloss auf, Mr Durchblick. Diese schönen, gelben und duftenden Blüten sind giftig.»

«Echt?»

«Ja!»

«Weisst du», sagt er jetzt auf der Fahrt über den San Bernardino, «zunächst einmal ist der Frühling ja ein psychologischer Faktor. Wenn

«Dann warten wir einfach ab, was passiert. So läuft das im Leben. Die Schweizer Art.»

die Natur erwacht, dann erwacht der Mensch. Wir sind ja ein Teil der Natur. Und jedem Anfang wohnt ja ein Zauber inne. Immer wenn man etwas neu anfängt. Dann macht man es mit Schwung. Und wenn die Blüten rauskommen, fühlt man sich beschwingt.»

«Bist du sicher?»

«Ja. Im Frühling sieht man wieder helle, kräftige Farben. Das führt alles zu positiven Gefühlen. Und du trägst ja auch nicht grundlos dieses Schotten-Miniröckchen, oder?»

Sie schüttelt den Kopf. «Ich trag den Rock sicher nicht für dich. Sondern für mich!»

Nahe Thuis sagt sie, sie verbinde drei Dinge mit Frühling: Verliebtsein, Frühjahrsputz und Frühjahrmüdigkeit. «Meine Mutter meint aber immer, der Frühling sei diejenige Jahreszeit, in der sehr vielen Menschen alles komplett zu viel wird. Darum die vielen Selbstmorde.»

«Darum flüchten wir ja», sagt er.

Wir flüchten?

«Ein bisschen schon. Wir flüchten in die Sehnsucht», sagt er nahe Chur. «Weil wir jetzt wieder Träume haben nach der Scheiss-Coronazeit. «

«Oder weil wir verliebt sein wollen?»



«Aber vielleicht ist alles auch nur eine Verwechslung, Baby. Vielleicht durch das viele Licht, die Wärme. Ich weiss es nicht genau.»

Irgendwann nahe Sargans gibt er zu, dass es keinen guten Grund dafür gebe, warum Leute sich im Frühling eher ineinander verlieben sollten als im Sommer, Herbst oder Winter. «Fortpflanzung kann es nicht sein, denn der Mensch könnte sich inzwischen daran gewöhnt haben, dass er keine feste Paarungszeit hat.»

Sie muss lachen.

«Und deswegen kann der Mensch seinen Jahresablauf eigenständig planen und die Lücken traditionell mit Hobbys und Krieg füllen.»

Sie muss wieder lachen. «Mr Durchblick, du hast sie nicht mehr alle.»

Sie küsst seinen Hals. Sie sieht jetzt Kirschblüten in ihrer vollen Pracht. Die Fahrt führt durchs Rheintal, immer weiter in die nördliche Schweiz. Apfelblüten nahe Buchs. Kirsch- und Birnbaumblüten in Richtung Bodensee.

Dann endet die Fahrt an einem Steg am Hafen von Altnau. Der längste Steg in den Bodensee. 270 Meter lang. Sie laufen jetzt in Richtung spiegelglatte Wasseroberfläche. Sieht fast wie die Oberfläche eines fremden Planeten aus. Sie hält jetzt seine Hand noch ein bisschen intensiver. «Weisst du, für mich war Corona wie eine Offenbarung in Zeitlupe. Eine tiefe Erfahrung. Auch von Zuneigung und Solidarität.»

«Was meinst du damit, Baby?»

«Ein Wille, entspannter in die Zukunft zu blicken und auf sofortige Belohnung zu verzichten. Eines weiss ich sicher: Ich will einfach nicht mehr mit fantasielosen Leuten zu tun haben.» Sie blickt über die glänzende Oberfläche. Der Bodensee. «Einfach keine fantasielose Enge, keine Intoleranz! Das hat mich Corona gelehrt. Engstirnigkeit und Intoleranz sind wie Parasiten. Sie wechseln immer wieder ihren Wirt. Ich will nicht, dass sich das bei uns einschleicht.»

Sie küssen sich jetzt. Sie spielen mit ihren Zungen. Sie sind achtzehn und verliebt. Sie leben in der Schweiz. Sie haben einander. Das Leben ist zurück.

«Wohin fahren wir jetzt, Mr Durchblick?»

«Irgendwo im Westen soll es noch schönere Blumenfelder geben. Irgendwo hinter La Chaux-de-Fonds. Blumen, die wie eine Erleuchtung wirken.»

«Hinter La Chaux-de-Fonds?» Sie muss wieder lachen. «Ein Blumenfeld hinter La Chaux-de-Fonds? Das ist unser Ziel? Dein Ernst?»

«Ja, glaub mir. Wir fahren einfach in Richtung Westen. Und wenn wir am Ziel sind, merken wir das schon. Dann halten wir einfach an.»

«Und dann?»

«Dann warten wir einfach ab, was passiert. So läuft das im Leben. Die Schweizer Art. Einfach abwarten, was passiert, Baby.»

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.

Lieblingstöff auf Zeit

Mit «Rent a Ride» seine Wunsch-BMW für zwei Tage mieten und das Leben zur grossen Fahrt machen – zum Beispiel auf der eindrucksvollen R 18.

David Schnapp

Die BMW R 18 ist das, was man einen Traumtöff nennen kann. Ein Motorrad, das die grosse, ewige Idee der Freiheit auf zwei Rädern hochleben lässt.

Historisch erinnert die R 18 an die legendäre BMW R5 aus dem Jahr 1936, die erstmals überhaupt über ein mit dem Fuss geschaltetes Vier-Gang-Getriebe verfügte sowie über eine hydraulisch gedämpfte Telegabel, welche das Fahren auf den mit Schlaglöchern angereicherten Strassen jener Zeit erträglicher machen sollte.

Die R5 war stilprägend für die Art und Weise, wie BMW danach Motorräder bauen sollte.

Erwachsener Klang

Die R 18 ist aber weit mehr als ein historisches Zitat, mit dem quer eingebauten grossen Boxermotor, Built in Berlin, hat BMW einen mächtigen modernen Klassiker geschaffen. Der hubraumstärkste jemals in der Motorradserienfertigung eingesetzte Zweizylinder-Boxermotor hat 1802 Kubikzentimeter Hubraum und 67 kW (91 PS) bei 4750 Umdrehungen. Von 2000 bis 4000 Umdrehungen sind jederzeit über 150 Nm Drehmoment abrufbar.

Die Kraft entwickelt sich also, wie es sich für einen Cruiser gehört, mühelos entspannt und begleitet von einem vollen erwachsenen Klang.

In vier verschiedenen Varianten steht die R18 zurzeit bei den BMW-Motorradhändlern: als Bagger mit Frontscheibe und zwei hinteren Seitenkoffern, als Transcontinental mit einem bequem Soziussitz und viel Laderaum, als R18 Classic mit niedriger Frontscheibe und zwei Sitzplätzen sowie als R 18 – die purste Variante des grossen Cruisers für den «Lonely Rider».

Mit der Aktion «Rent a Ride» können Motorradfahrer zurzeit ihre Wunsch-BMW zu einem vorteilhaften Preis mieten, Kilometer sind je nach Modell und Angebot inbegriffen. Auf der Website rentaride.com/de kann der Lieblingstöff ausgesucht und bei den teilnehmenden Händlern dann für die



Jeder neue Weg ist noch besser als der letzte.

Probetage abgeholt werden. Für die Modelle der R 18-Familie gibt es zurzeit eine Aktion mit einer verlängerten Probefahrt zum Preis von Fr. 180.– für zwei Tage.

«Make life a ride», heisst das Motto von BMW Motorrad, und es bedeutet nichts weniger, als immer wieder zu entscheiden, ob der Weg nach links, nach rechts oder geradeaus gehen soll. Und egal, wohin man fährt, es ist immer die eigene Entscheidung, der Blick geht immer nach vor und nie zurück. Der Weg ist das Ziel und jeder neue Weg ist noch besser als der letzte.

Drei Fahrmodi

Seit 1923 stellt BMW Motorräder her, und seit damals werden sie von Zwei-Zylinder-Boxermotoren in Schwung versetzt. Die R 18 fährt ganz in dieser grossen Tradition und kombiniert sie gleichzeitig technisch hochstehend und optisch elegant in einer klassischen Form.

Moderne Elektronik und digitale Technik garantieren dabei das zeitgemässe Motormanagement, und im luxuriösen Reisemotor-

rad R 18 Transcontinental sorgen etwa Dynamic Cruise Control (DCC) und die optionale Active Cruise Control für selbstständige Geschwindigkeitsreglung und den Abstand zum vorausfahrenden Fahrzeug.

Drei Fahrmodi, die automatische Stabilitätskontrolle (ASC) sowie die Motorschleppmoment-Regelung (MSR) erhöhen serienmässig die Sicherheit. Und die Rückfahrhilfe, die Hill Start Control sowie die Zentralverriegelung für Koffer und Topcase bringen optional noch mehr Komfort pro Kilometer.

Das Leben als grosse Fahrt, aber mit Stil.

www.bmw-motorrad.ch

www.rentaride.com/de



**BMW
MOTORRAD**

Diese Seite entstand in Zusammenarbeit von BMW Motorrad Schweiz und der *Weltwoche*.

Deutschlands nächster Kanzler

Die Bundesrepublik ist auffällig nüchtern regiert worden, am nüchternsten von Helmut Schmidt. Wer Geld übrig hat, sollte heute trotzdem auf den grünen Charismatiker Robert Habeck wetten.

Harald Martenstein

Die Deutschen, so könnte man glauben, mögen langweilige Politiker. Nach dem Krieg flüchteten sie unter die Fittiche eines Grossvaters.

Der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer versprach eher den Rückweg in eine, wie auch immer, gute alte Zeit als den Aufbruch zu etwas Neuem. Auf den Opa folgte der dicke Onkel, Ludwig Erhard, dessen Botschaft «Wohlstand» hiess, seine Reden hörten sich an wie das beruhigende Summen einer Hummel.

An Helmut Kohl faszinierte dessen demonstrative Provinzialität, die Absage an alles nur im Entferntesten Weltmännische. Sein Symbol war die Strickweste.

Politiker mit Sex-Appeal

Angela Merkel, kinderlos, verdiente sich den Kosenamen «Mutti». Ihre oft gelobte Bodenständigkeit knüpfte bei Kohl an, öffentliches Reden war nicht ihr Ding. Es ist nicht allzu ungerecht, Merkels lange Regierungszeit als Phase der Stagnation zu werten. Die Probleme wurden verwaltet, mal besser, mal schlechter. In Krisen waren Meinungsumfragen ihr Kom-

pass. Wer ihr gut will, kann das «Pragmatismus» nennen.

Deutschland ist auffällig nüchtern regiert worden, emotionslos alles in allem, am nüchternsten von Helmut Schmidt. Und es spricht ja auch einiges für Nüchternheit in der Politik, in Deutschland vor allem nach der Erfahrung, die man mit Adolf Hitler gemacht hatte, dem Volkstribun. Politiker mit einem

Manche ahnen, dass diese Krisen von Scholz wieder einmal nur verwaltet werden, wie bei Merkel.

gewissen Sex-Appeal bekamen seitdem nur dann eine Chance, wenn der Überdross an den perspektivarmen Verwaltern, die Längeweile und der Reformstau aus Sicht des Wahlvolkes allzu gross geworden waren. So kam es zu Willy Brandt und zu Gerhard Schröder.

Olaf Scholz tritt auf wie ein menschgewordener Querschnitt aus den deutschen Kanzlererfahrungen der vergangenen Jahrzehnte. Fast alles ist da, das Verwalterhafte, die Vorsicht, der unspektakuläre, vergleichs-

weise bescheidene Lebenswandel, die rhetorische Schwäche, stattdessen ein gutentwickelter Machtinstinkt. Auf Podien reisst er selten jemanden mit, deshalb fiel er ja auch in seiner SPD durch, als die über einen neuen Vorsitzenden abstimmte. In Gremien setzt er sich durch.

«Zeitenwende»

Die Zeiten sind nicht günstig für ihn. Bei zwei Landtagswahlen, in Nordrhein-Westfalen und in Schleswig-Holstein, hat die SPD jetzt geradezu vernichtende Niederlagen kassiert. In Nordrhein-Westfalen war es ihr schlechtestes Ergebnis der Nachkriegsgeschichte. Der SPD-Erfolg bei der Bundestagswahl, stärkste Partei, hing vor allem mit der Profillosigkeit der Union und Fehlern ihres Kanzlerkandidaten zusammen. Sieger der beiden Landtagswahlen war denn auch die CDU. Beliebtester deutscher Politiker aber ist seit einiger Zeit der Wirtschaftsminister, Robert Habeck von den Grünen. Manchmal wird er schon mit Willy Brandt verglichen. Wer Geld übrig hat, sollte nach heutigem Stand auf Habeck als nächsten Kanzler wetten.



Bedürfnis nach Charisma:
Helmut Kohl.



Umstellt von Krisen: Angela Merkel.



Schutz beim Grossvater:
Konrad Adenauer.



Querschnitt aus allen: Olaf Scholz.

Nach den kühlen Merkel-Jahren ausgerechnet der trockene Scholz, dieser Verlauf hat bei nicht wenigen Deutschen ein Bedürfnis nach Charisma geweckt, ähnlich wie am Ende der Ära Kohl.

Wichtiger ist, dass sich in Deutschland die ungelösten Zukunftsprobleme mittlerweile bis zur Decke stapeln.

Begehrlichkeiten der EU

Wie es mit der Corona-Pandemie und mit dem Ukraine-Krieg weitergeht, weiss naturgemäss niemand. Wie aber diese ohnehin gewaltigen Ausgabenposten mit der schwächelnden Infrastruktur, dem Investitionsstau bei der Bundeswehr, der steigenden Inflation und den wachsenden Schulden, den Begehrlichkeiten der EU-Partner, der wackligen Energieversorgung, dem ökologischen Umbau und überhaupt den Folgen des Klimawandels abgeglichen werden sollen, wüssten alle gerne.

Die Deutschen sehen sich umstellt von Krisen. Manche ahnen, dass diese Krisen von Scholz wieder einmal nur verwaltet werden, wie bei Merkel. Starken Worten wie «Zeitenwende» folgen nur zögernd Taten.

Habeck ist kein Berufspolitiker, nicht mal Jurist, wie in der deutschen Politik üblich. Zwanzig Jahre lang hat er als Autor gelebt,

Habeck hat auch Kinder, bei Spitzenpolitikern inzwischen fast schon die Ausnahme.

von Lyrik bis Sachbuch, mit einem Jugendbuch war er für den wichtigsten deutschen Preis in diesem Genre nominiert.

Er hat auch Kinder, bei Spitzenpolitikern inzwischen fast schon die Ausnahme. All das merkt man, wenn er redet. Seit sie regieren, gemeinsam mit ihrem zeitweiligen Lieblingsgegner, der liberalen FDP, werden die Grünen bis weit in die Mitte der Gesellschaft als pragmatische Partei wahrgenommen. Dieser Imagewandel ist nur teilweise von der Realität gedeckt, er hat vor allem mit Habeck und der grünen Aussenministerin Annalena Baerbock zu tun.

Genug gelangweilt

Der Hauptunterschied zwischen Olaf Scholz und Robert Habeck besteht darin, dass Scholz gern so tut, als seien Irrtümer ihm fremd. Meistens will er alles schon vorher gewusst haben, sogar, was Putins Krieg betrifft.

Bei Habeck ist klar, dass er Fehler einkalkuliert, aber sie einzugestehen und zu korrigieren imstande wäre. Viele Deutsche mögen diesen ehrlichen Stil.

Offenbar haben sie sich lange genug gelangweilt.

Rubel im Höhenrausch

Die westlichen Sanktionen haben das Gegenteil bewirkt: Russlands Währung ist stark wie lange nicht mehr.

Peter Hänseler

Die Sanktionen des Westens hatten den Zweck, Russland in die Knie zu zwingen. Eine der härtesten Sanktionen war der Ausschluss Russlands aus dem Swift-System, um den Rubel zu zerstören. Zur Überraschung vieler kam es ganz anders – der Rubel ist im Höhenflug. So schnell er abstürzte – um 41 Prozent –, so schnell erholte er sich. Am 6. April erhielt man wieder 89 Rubel für einen Euro, wie vor dem Einmarsch.

Diese schnelle Erholung zum Ausgangspunkt kann mit dem schnellen Einschreiten der russischen Zentralbank erklärt werden, das zur sofortigen Beruhigung in der Öffentlichkeit führte, etwa durch die Erhöhung des Leitzinses von 8,5 Prozent auf 20 Prozent. Ein *bank run* wurde somit verhindert, und die Bevölkerung wurde mit einem Sparzins belohnt, der weit über der Inflation lag. Die russische Zentralbank hat seither den Leitzins in zwei Schritten schon wieder auf 14 Prozent gesenkt.

Damit kann die Erholung des Rubels auf das Vorkonflikts-Niveau erklärt werden.

Seitdem erstarkte der Rubel jedoch – sehr zum Schock des Westens – auf einen Höchststand seit über fünf Jahren. Am 16. Mai erhielt man für einen Euro noch 66 Rubel. Mit anderen Worten: Der Rubel hat seit Beginn der Ukraine-Krise gegenüber dem Euro um 33 Prozent zugelegt. Bloomberg berichtet, dass der Rubel weltweit die Währung mit der besten Performance seit Jahresbeginn sei. Ein riesiger Sprung. Wie ist dieser zu erklären? Es gibt primär zwei Gründe:

Grund 1 — Nachdem der Westen die Fremdwährungsreserven Russlands eingefroren hatte und somit auch Zahlungen für Erdgas in Euro automatisch vom Westen abgegriffen wurden, erklärte die russische Regierung, ab April lediglich Zahlungen in Rubel zu akzeptieren. Obwohl sich die EU anfangs weigern wollte, dies zu akzeptieren, erreichten die Russen ihr Ziel. Die Gaskäufer in der EU müssen jetzt neben einem Euro-Konto bei der Gazprombank ebenfalls ein Rubel-Konto eröffnen. Die Euro-Zahlungen werden automatisch in Rubel umgetauscht. Das heisst, dass die EU alle Zahlun-

gen für Gas in Rubel tätigt. Die EU importiert pro Monat für zirka 22 Milliarden Euro Öl und Gas aus Russland. Länder, die sich weigern, in Rubel zu bezahlen, erhalten kein Erdgas mehr – so etwa Polen. Der Preis einer Währung unterliegt dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Angesichts der Öl- und Gas-Käufe für monatlich 22 Milliarden Euro ist es logisch, dass der Rubel gegenüber dem Euro teurer wird.

Grund 2 — Im März verkündete die russische Zentralbank, bis Ende Juni unbeschränkt Gold zu 5000 Rubel pro Gramm zu kaufen. Dies war ein erster Schritt, den Rubel mit Gold zu unterlegen – wenn auch nur ein Zwischenschritt, da lediglich die Kaufseite, nicht aber die Verkaufseite abgedeckt wurde.

Dieses Vorhaben, Gold zu diesem Fixpreis zu kaufen, wurde von der russischen Zentralbank jedoch verworfen, da selbst sie vom Ausmass des Rubel-Rallyes überrascht wurde: Sie würde nach diesem Modell heute rund 73 Euro für ein Gramm bezahlen. Der offizielle Goldpreis steht zurzeit jedoch bei 56 Euro pro Gramm.

Am 26. April kamen die Russen mit einer neuen Überraschung: In einem Interview mit der *Rossiskaja Gaset*a erklärte der Sekretär des russischen Sicherheitsrates, Nikolai Patruschew, dass Russland an einem Plan arbeite, den Rubel mit Gold und anderen Rohstoffen zu unterlegen. Zwar zeigte sich die Präsidentin der russischen Zentralbank zu Anfang skeptisch, es ist jedoch davon auszugehen, dass der Trend zu einem Gold-Rohstoff-Rubel vorgegeben ist.

Dieses erste Signal Russlands zu einer Währung, welche einen echten Wert verkörpert, dürfte dem Rubel weiter Auftrieb geben.

Es scheint einzutreffen, was ich bereits früher ausführte: Bei der Verhängung der Sanktionen gegen Russland posaunte der Westen heraus, dass der Bär lediglich das Bruttosozialprodukt Italiens aufweise und somit leicht zu bezwingen sei. Ein fataler Denkfehler. Russland ist das grösste Land der Erde, ist netto schuldenfrei, verfügt über die mit Abstand grössten Rohstoffreserven und ist wohl das einzige Land der Erde, welches tatsächlich autark ist.

Warum der Mensch keine Flügel hat

Von Ikarus bis Harry Potter – der Traum vom Fliegen ist so alt wie die Menschheit. Aber wozu ist Fliegen eigentlich gut? Die Antwort der Natur ist eindeutig.

Wolfgang Koydl

Für den deutschen Liedermacher Reinhard Mey war sie grenzenlos, die Freiheit über den Wolken. Und jeden, der einen Adler in den Lüften kreisen sieht, befällt ein sehndes Verlangen, es ihm gleichzutun: in unerreichbarer Höhe majestätisch zu schweben, alles Irdische unter sich zu lassen, frei zu sein.

Mal abgesehen vom erhabenen Gefühl, gäbe es nicht auch praktische Vorteile, wenn man sich in die Lüfte erheben könnte? Flucht und Schutz vor Fressfeinden, der grosse Überblick bei der Suche nach Nahrung, der mühe- und gefahrlose Wechsel in ein anderes Revier?

Warum also haben ausser Vögeln und Insekten nicht mehr Tiere Flügel entwickelt?

Für alle, die vom Fliegen träumen, muss die Antwort der Natur niederschmetternd sein: Fliegen ist mehr Last als Lust. Der Aufwand ist so gross, dass die Evolution Flügel eher wieder zurück- als neu aufbaut. Sie müssen sich schon amortisieren. Die Entwicklung von Flügeln erfordert viel Energie, der Flug selbst verbraucht Unmengen an Treibstoff, und oft wären Flügel einfach im Weg. Nachzulesen im Roman «Mr Pye» von Mervyn Peake, wo der gleichnamige Held in grösste Nöte gerät, als ihm aus den Schulterblättern Engelsflügel zu spriessen beginnen.

Schlechtes Bewusstsein für Gefahr

Bei Laufvögeln wie Emus, Kiwis und den ausgestorbenen Moas hat sich das Problem Flügel evolutionär erledigt. Ihre Vorfahren waren noch auf entlegene Inseln geflogen. Da sie dort keine Fressfeinde vorfanden, konnte sie ihre Nester auf dem Boden bauen und brauchten den Flug als Fluchtmöglichkeit nicht mehr. Das bekannteste Exemplar ist der Dodo auf Mauritius. Der Riesenvogel, dessen Ahnen als Tauben auf die Insel gekommen waren, hatte ein derart schlechtes Bewusstsein für Gefahr, dass die ersten europäischen Siedler



Die meiste Zeit seines Lebens in der Luft: Albatros.

ihn gleichsam im Vorbeigehen erschlagen konnten.

Auch verschiedene Insektenarten haben Flügel abgelegt, etwa verschiedene Grillenarten. Bei einigen von ihnen waren es noch nicht einmal ferne Vorfahren, die flugfähig waren, sondern noch die eigenen Eltern – bei den Ameisen

Für alle, die vom Fliegen träumen, muss es niederschmetternd sein: Fliegen ist mehr Last als Lust.

beispielsweise. Genetisch sind in jeder Ameise Flügel angelegt, aber nur Königinnen und Männchen entwickeln sie auch. Nur sie brauchen sie, wie man bei ihren Hochzeitsflügen im Sommer beobachten kann. Doch nach der Paarung und der Gründung eines neuen Staates erübrigen sich die Flügel, und die Königin reisst sie sich mit ihren Greifzangen selbst vom Leib.

Tatsächlich wären sie für ein Leben in unterirdischen Höhlen und Gängen unpraktisch. Aber würden sie sich nicht für die Futtersuche eignen? Eher nicht. Ameisen schleppen ganze Käfer oder Regenwürmer vom Vielfachen ihrer Körpergrösse in den Bau. Das liesse sich per Luftfracht nicht bewerkstelligen.

Doch warum hat die Natur, mit Ausnahme der Fledermäuse, keine fliegenden Säugetiere hervorgebracht? Da ist zum einen, wie bereits erwähnt, die Kosten-Nutzen-Analyse. Zum anderen ist es ein Problem der Grösse, wie der Biologe Richard Dawkins («Das egoistische Gen», «Die Schöpfungslüge») in einem neuen Buch darlegt. Je kleiner ein Organismus, desto leichter bewegt er sich durch die Luft. Je grösser und schwerer er ist, desto kräftezehrender ist der Flug – wie jeder bestätigen kann, der den schwerfälligen Start eines Schwans beobachtet hat.

Acht Quadratmeter Flügelfläche

Grundlage ist einfache Mathematik: Verdoppelt man eine Grösse eines Gegenstandes, etwa die Länge, so wachsen Breite und Gewicht nicht im selben Verhältnis, sondern verachtfachen sich. Ein achtzig Kilogramm schwerer Mensch mit Flügeln, wie man sie sich etwa in der Kunst bei Engeln vorgestellt hat, bräuchte eine Flügelfläche von acht Quadratmetern, um den nötigen Auftrieb in der Luft zu erhalten – so gross wie zwei Tischtennisplatten.

Nur einmal gab es ein vergleichbares Lebewesen. Der *Argentavis magnificens* war ein anderthalb Meter grosser Riesenvogel, der vor fünf Millionen Jahren in Südamerika lebte. Ähnlich wie der Albatros, der grösste lebende Flugvogel, dürfte auch *Argentavis* die meiste Zeit seines Lebens in der Luft, auf der Thermik reitend, verbracht und sich zum Start – ähnlich wie ein Paraglider – von einer hohen Klippe abgestossen haben.

Er hätte schwerlich die Muskelkraft aufgebracht, um sich flügel Schlagend vom Boden aus in die Lüfte zu erheben. Genauso wenig wie der Erzengel Gabriel in Leonardo da Vincis berühmtem Gemälde. Mit dem richtigen Fluggerät hätte er gar nicht in die Kammer gepasst, in der er Maria die Geburt des Erlösers verkündigt.

HERODOT



Hätte ich eine Wunderlampe, würde Putin den Ukraine-Krieg verlieren und durch einen demokratischen und liberalen Nachfolger ersetzt werden, der zusammen mit der EU und den USA das totalitäre China, die grösste Gefahr für unser langfristiges Wohlergehen, in seine Schranken wies. Aber leider besitzt Putin Atomwaffen und ich keine Wunderlampe. Ich bemühe mich deshalb, seine Sicht der Dinge zu verstehen. Wenn die Vernichtung des Gegners keine Option ist, kann man nur so einen Ausweg aus einem Konflikt finden. Funktionale Analphabeten in Presse und Politik verwechseln «verstehen» mit «unterstützen» und haben eine Treibjagd auf «Putin-Versteher» ausgerufen. Statt sich um Verständigung zu bemühen, wollen sie die Schweiz vor den Nato-Karren spannen und unseren Rechtsstaat für Russen aufheben, im Irrglauben, so Putins Niederlage erwirken zu können.

Putins Popularität ist mit dem Krieg noch gewachsen, und stürzen könnten ihn allenfalls Erznationalisten, da liberal und demokratisch gesinnte Kräfte längst aus dem russischen Machtapparat entfernt wurden. Die Gefahr, dass er bei einer sich abzeichnenden Niederlage (zumindest taktische) Atomwaffen einsetzt, ist in den Augen der US-Geheimdienstchefs Avril Haines (Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste) und William Burns (CIA) reell. Sie rechnen allerdings damit, dass er dies den USA vorgängig signalisieren würde, damit die Katastrophe auf die Ukraine und Europa beschränkt bliebe. Deshalb haben sie Selenskyjs anfängliche Bemühungen um eine Verhandlungslösung, welche zu einer Neutralisierung der Ukraine geführt hätte, mit einem Dreissig-

Milliarden-Paket an Waffen gestoppt. Ein Mitglied der ukrainischen Verhandlungsdelegation wurde hingerichtet!

Für die USA läuft der Krieg bestens: Er ist eine ausgezeichnete Gelegenheit, das mangelnde Funktionieren der russischen Militärmaschine blosszustellen und die Effizienz der US-Waffen für alle Welt sichtbar zu testen. Die serbelnde Nato hat er zusammengeschweisst und ihr neue Beitrittskandidaten in Skandinavien beschert. Europa bestellt Unmengen an F-35 und anderen US-Waffen und will russisches Gas und Erdöl durch viel teurere und umweltschädlichere US-Fracking-Produkte ersetzen, die eben noch un-

Neben den USA und China werden auch die Ölscheichs profitieren. Der Rest der Welt zählt zu den Verlierern.

verkäuflich waren. Deshalb liegt es im Interesse der USA, den Krieg noch etwas dauern zu lassen, auch wenn die Umriss des Ausgangs schon ziemlich klar sind: Russland wird den Osten und Südosten der Ukraine in der einen oder andern Form beherrschen, der Rest wird de facto in den Westen integriert – auf Letzteres haben die USA seit mindestens 2008 mit erheblichem Aufwand systematisch hingearbeitet.

Den Blutzoll bezahlen derweil die Ukrainer und die einfachen Russen. Europa trägt die Kosten für die Millionen Flüchtlinge und wird dereinst brav auch die Hunderte von Milliarden für den Wiederaufbau der zerstörten Ukraine berappen. Während die meisten europäischen Politiker von links bis weit in die bürgerliche Mitte, inklusive der Parteichefs von FDP und «Mitte», sich eifertig diesem Husarenritt Bidens anschliessen, kommen die einzig ver-

nünftigen Stimmen vom rechten und linken Rand. Im Deutschen Bundestag hielt Alexander Gauland von der AfD (früher CDU) das einzige staatsmännische Votum und stellte fest, die russische Nuklearmacht dürfe ebenso wenig verlieren, wie sie gewinnen dürfe.

Schon heute ist weitgehend klar, dass die Welt nach diesem Krieg ähnlich bipolar sein wird wie zu Zeiten des Kalten Krieges. An die Stelle der Sowjetunion tritt China, das in der Ukraine Anschauungsunterricht über Stärken und Schwächen seiner prospektiven westlichen Gegner erhält. Dank der westlichen Sanktionen wird es Russland mit seinen unermesslichen Bodenschätzen zum Satelliten machen können. Neben den USA und China werden vorübergehend auch die Gas- und Ölscheichs am Golf profitieren. Der Rest der Welt zählt zu den Verlierern. Europa gerät in ähnliche Abhängigkeit von den USA wie Russland von China und trägt enorme wirtschaftliche und militärische Zusatzkosten, grossenteils zum Vorteil der USA, welche Waffensysteme und Fracking-Energie liefern können. Die Träume einer eigenständigen europäischen Verteidigungs- und Aussenpolitik sind als Illusion entlarvt und vom Tisch. In armen Staaten drohen Hungerrevolten wegen explodierender Preise für Energie und Nahrungsmittel. Auch dieses Problem wird wohl Europa berappen. Und all dies geschieht nur, weil sich niemand rechtzeitig um gegenseitiges Verständnis und Kompromisse bemüht hat.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Der gute Mensch von Davos

Klaus Schwabs einst grandioses Weltwirtschaftsforum verkommt zur Kapitalismus-kritischen Veranstaltung. Wie konnte das nur geschehen?

Klaus J. Stöhlker

Er muss es schon lange gewusst haben. Sein 1971 in die Welt gesetztes Kind, das World Economic Forum (WEF), war mit fünfzig Jahren zu reich und fett geworden, um in einer Welt überleben zu können, die im Begriff ist, den Kurs zu ändern. Deshalb beschloss dessen Gründer, der heute 84-jährige Prof. Dr. h. c. mult. Klaus Schwab, eine Kulturrevolution. Er ermordete den von ihm geschaffenen «Davos Man», verkündete einen Neustart des Kapitalismus und verlangte ein nachhaltiges Wirtschaften.

«The Great Reset», der «Grosse Umbruch», hiess seine Bibel für eine neue Welt. Als zweiter Moses wollte er am 10. Mai in Davos vom Berg herabsteigen und seine neuen Gebote verkünden. Das wurde abgesagt. Das in wenigen Tagen beginnende Managementforum Davos, die Olympiade des globalen Topmanagements aus Wirtschaft und Politik, widmet sich einem Sammelsurium bekannter Themen. Allen voran die Ukraine.

Auf der Globalisierungswelle

Eine schlimmere Niederlage hätte sich Klaus Schwab nicht wünschen können. Wo sich sonst die Präsidenten der Grossmächte umarmten, begleitet von den Stars aus Wirtschaft und Politik aus der ganzen Welt, muss er nun die Boxerbrüder Klitschko aus Kiew und Magdalena Martullo-Blocher begrüssen, die als Bündnerin in Davos ihrem Hausrecht Geltung verschafft hat.

Es kommt kein US-Präsident Joe Biden, der tourt vorzugsweise durch Asien, kein deutscher Bundeskanzler Olaf Scholz, der lässt sich von seinem Wirtschaftsminister und grünen Energie-Grosseinkäufer sowie Waffenhändler an die Ukraine, Robert Habeck, vertreten. Kein Macron in Sicht, kein Draghi aus Italien. Ursula von der Leyen, die Präsidentin der EU-Kommission, die eigentliche Kaiserin Europas, will kommen, darf aber nicht reden. Kein Wunder, denn ihre träge vom Blatt abgelesenen Sermonen verdienen kein gebildetes Publikum mit Harvard-Extra.

Es kommt noch schlimmer für Klaus Schwab. Seine Frau Hilde, welche die Kasse der Stiftung führt, kann nur 2200 Gäste verbuchen. Das sind

ein Drittel weniger als sonst. Ein schwerer Schlag für die Buchhaltung, der nur dadurch gemildert wird, dass die Kassen des WEF nach fünfzig Jahren beispielloser Erfolge übertoll sind.

Eigentlich ist für Klaus Schwab, der sich als Zuwanderer in die Schweiz immer als «Primeiro» sah, alles perfekt gelaufen. Sein WEF wurde weltweit einige Dutzend Mal, darunter von Bill Clinton in New York City, nachgeahmt. Keiner schaffte, was ihm vergönnt war: als Privatmann während zwei vollen Generationen die Weltelite

Jetzt war das Ende der Zeit, der ewige Sieg der kapitalistisch-liberalen Welt angebrochen.

um sich zu versammeln. Den Friedensnobelpreis hatte er mehrere Male in Griffweite, aber die Götter in Oslo waren ihm, der Geschäft und Geist so elegant verbindet, wenig hold.

Sogar die für Schwab und seine Gäste so wichtigen Medien, die globalen, von der *Financial Times* bis zur *New York Times*, wie die nationalen in der Schweiz, von der *Neuen Zürcher Zeitung* bis zum *Sonntagsblick*, zeigen «Davos 2022» den eiskalten Rücken. Was dort geboten wird, ist unbedeutend, ein Restekorb der Tagesereignisse der letzten Wochen.

Was war der Irrtum von Klaus Schwab? Er wollte sein Kind, den «Davos Man» als Vertreter des Kapitalismus und des Raubtierkapitalismus, ausrotten zugunsten einer neuen Institutionalisierung, die er als postliberal kennzeichnete und die mehr staatliche Kontrolle bedeutet hätte. Das wollten die echten Unternehmer auf keinen Fall; einige hundert Mitläufer des Genfer Propheten spielten da keine Rolle. Sie täuschten eine modische Begeisterung vor, die bei den Hardcore-Kapitalisten kein Echo fand.

Schwab hatte früh erkannt, dass die 1970 bereits sichtbare grosse Globalisierungswelle, die in den letzten fünfzig Jahren Hunderte von Millionen Menschen, vor allem in China, aus der Armut holte und aus hundertfachen Millionären hundertfache Milliardäre machte, eine Institution brauchte, welche die Unternehmer und Spitzenmanager der Welt zusammenführt.

Das Weltwirtschaftsforum war damit geboren. Als 1989 die Sowjetunion zusammenbrach und in Deutschland die Mauer fiel, war der Jubel im «liberalen freien Westen» überschwänglich. Jetzt war das Ende der Zeit, der ewige Sieg der kapitalistisch-liberalen Welt angebrochen. Die Jünger dieser Religion strömten in das darob glückliche Bündnerland. Die grösste Party der reichsten und mächtigsten Menschen der Welt hatte begonnen.

Nur unter Schnee erträglich

Ich war von Anfang an dabei. Für amerikanische Topmanager, die nicht einmal genau wussten, wo die Schweiz liegt, musste ich Broschüren anfertigen, damit sie sich während ihres Anflugs auf Zürich Kloten und Dübendorf orientieren konnten, wohin sie unterwegs waren. Schweiz und Schweden, Switzerland and Sweden, waren Synonyme, die immer wieder zu Verwechslungen führten.

Bald tauchten die ersten sehr reichen Familien aus Asien auf, die vor ihrem Besuch des WEF eine kurze Geschäftsreise durch die Schweiz machten. Manches Souvenir aus Silber oder Gold erinnert mich an Vorträge, die ich vor extrem reichen Kleinfamilien halten musste, um in einer Stunde «Switzerland, this exceptional count-





Funken von Genialität: Kulturrevolutionär Schwab.

ry» und seine Funktionsweise zu erklären. Nach Davos, einer in meinen Augen sehr hässlichen Stadt, die nur unter Schnee erträglich ist, zog es mich nie. Partys waren auch nie meine Sache. Häufig habe ich «the chattering classes», wie es die Briten nennen, genossen, aber nur um dieses inhaltslose Gerede zu studieren und mir darauf einen Vers zu machen.

Grossartig gedacht

«Improving the state of the world», das sah Klaus Schwab als seine eigentliche Aufgabe, die er mit einer Eleganz in Angriff nahm, wie es keinem Schweizer Bundesrat mehr gelingen sollte. Kurt Furgler, der aber ein schlechter Manager war, vielleicht ausgenommen. Das WEF wurde damit eine perfekte Marketingmaschine. Wer die heutige Organisationsstruktur des WEF studiert, ein Produkt vieler Jahre oft mühsamer Erfahrungen, kann nur bewundernd feststellen: Das ist grossartig gedacht. Aber wurde es auch grossartig verwirklicht? Nein, wo so viel Geld hereinkam, wollte der Geist nicht folgen. Mein früherer Lehrmeister, Divisionär Dr. Gustav Däniker, hätte gesagt: «Schwab hat alles richtig gemacht, aber in die falsche Richtung.» Sicher war Schwab sich dessen bewusst, denn einen Funken von Genialität darf man ihm nicht absprechen.

Während die «Davos Men», gekleidet in die besten Stoffe Italiens und Englands, ihre immer neuen Triumphe feierten, versanken die westlichen Staaten, auch die USA, immer mehr in immer tiefere Schulden. Die Nationalbanken, das Fed, die Europäische Zentralbank (EZB), die Bank of England, die Schweizerische Nationalbank (SNB) und viele andere, trugen dies mit

Tiefzinsen mit. Es wurde übersehen, dass Vladimir Putin Russland, von Jahr zu Jahr mehr, sanierte. Und Xi Jinping machte aus China eine Erfolgsstory sondergleichen. Aus der ehemaligen Kolonie der Briten wurde die zweitgrösste Wirtschaftsmacht der Welt.

Die USA, nach militärischen Niederlagen in Vietnam, dem sinnlosen Irakkrieg und besiegt von den Afghanen, sich nun selbst bedroht fühlend, riefen das pazifische Jahrhundert aus. Daraus wurde nichts, weil China den pazifischen Osten längst unter Kontrolle

Der freie Westen driftet ins Metaverse ab, während Russland, China und Indien die Zukunft planen.

hatte. Nun erinnerten sich die Amerikaner der Nato, ihres Verteidigungsbündnisses im Westen. Sie bauten es in Osteuropa aus bis an die Schmerzgrenze Russlands. Zuletzt ging es um die Ukraine, immer ein heissumkämpftes Land zwischen Nord und Süd, Ost und West. Ein Land ohne natürliche Grenzen. Putin zog eine rote Linie. Die USA, die Nato und die EU unterwanderten sie.

Deshalb hat Klaus Schwab in diesem Jahr auf sein Kernthema «The Great Reset» verzichtet. Die globalen Kapitalisten wollten auf ihren Job des Geldverdienens, bekanntlich ein inhärenter ökonomischer Zwang, nicht verzichten. Deshalb steht heuer an der Front als Topredner Nato-Generalsekretär (das ist nicht der «Chef», wie Schweizer Zeitungen gerne schreiben) Jens Stoltenberg. Er muss erklären, warum die Amerikaner keine eigenen Soldaten im Ukraine-

Krieg einsetzen wollen, die Europäer aber mit ihnen Waffen und den Wiederaufbau des Landes finanzieren sollen.

Es kommen allerlei Parlamentarierinnen aus der Ukraine, darunter Yevheniya Kravchuk, die sehr erfolgreiche PR-Chefin von Wolodymyr Selenskyj. Sie muss erklären, welche *amerikanischen Spindoktoren* ihr und ihrem Präsidenten «power» verleihen. Star der Veranstaltung, aber nur per Video zugeschaltet, ist Wolodymyr Selenskyj, ein vormalig zweitklassiger Schauspieler und Komiker, der als Kriegspräsident und neuer Churchill des Ostens die Rolle seines Lebens gefunden hat. Für die Ukraine ist dies, als hätte man in der Schweiz Viktor Giacobbo zum Präsidenten gemacht.

Schon zweite Wahl sind Christine Lagarde, die Chefin der EZB, die mit Spaniens Ministerpräsidenten Pedro Sánchez über die Führungsrolle Europas im Ukraine-Krieg sprechen will. Bitte, liebe Leser und Leserinnen, geniessen Sie diese Zeile. Sánchez ist völlig unbedeutend. Lagarde hat in dieser Sache nichts zu entscheiden. Soll sich lieber um den Euro kümmern. Kristalina Georgiewa, die Chefin des Internationalen Währungsfonds (IWF), eine durchaus beeindruckende Dame, will über Digital- und Kryptowährungen sprechen. Was für ein Mist; diese sind soeben zusammengebrochen. Kein vernünftiger Mensch interessiert sich für derlei.

Uns Schweizer beschäftigt, dass neben einigen Bundesräten Gianni Infantino, der Präsident der Fifa, auftreten wird. In seinem Gefolge der Emir von Katar. Katar? Wie hat man Sepp Blatter, den Vorgänger Infantinos, an die Wand genagelt, weil Macron den Katarern französische Flugzeuge und die Fifa-Fussballweltmeisterschaft verkaufen wollte. Ist Katar, dieser Ausbeuterstaat, plötzlich in?

Anlass für Verlierer

Genug der traurigen Spässe. Dieses kommende WEF in Davos wird trotz Ignazio Cassis, der dort unsere verlorene Neutralität beschwören wird, ein Anlass für Verlierer. Todlangweilig, weshalb niemand kommen will. Todlangweilig, weil dort alle über Themen sprechen, zu denen sie wenig zu sagen haben. «New global leadership», das wäre das richtige Thema von und für Klaus Schwab gewesen. Aber daran wagte er sich nicht. Seine Grosskunden, darunter die Bank of America, sind an bester Stelle präsent. Das Metaverse hat einen der auffallendsten Showplätze in Davos.

Ja, der freie Westen driftet in das Metaverse ab, während Russland, China, Indien und mehr als hundert weitere Staaten, die in Davos nicht mehr vertreten sind, die Zukunft planen.

Klaus J. Stöhlker, 81, ist der Doyen der Schweizer Unternehmensberater. Er lebt in Zollikon bei Zürich.

Tabubruch in Washington

Abtreibungsbefürworter laufen Sturm gegen konservative Oberrichter. Die rabiaten Proteste sind ein Frontalangriff auf eine der letzten Bastionen in den USA.

Urs Gehriger

Sie veröffentlichten die Adressen der konservativen Bundesrichter und riefen zum Aufmarsch vor deren Privathäusern auf. «Steht auf, schlagt zurück», «wir können nicht schlafen und du auch nicht!», skandierte ein Mob vor dem Schlafzimmer von Bundesrichter Samuel Alito.

«Sie» – das sind Abtreibungsbefürworter, die um das Recht fürchten, unerwünschte Schwangerschaften abzubrechen. In den USA ist das Recht auf Abtreibung seit 1973 landesweit garantiert. Nun erwägt der Oberste Gerichtshof seinen damaligen Entscheid – Roe versus Wade – zu kippen. Allerdings heisst das nicht, dass fortan der Schwangerschaftsabbruch im ganzen Land verboten würde, wie da und dort berichtet wird. Neu sollen die Gliedstaaten individuell über die Abtreibung entscheiden können – wie es dem föderalen Geist der Vereinigten Staaten entspricht, der den Teilstaaten grösstmögliche Autorität zuspricht.

Anschlag auf die Institution

Skandalös ist nicht das Ansinnen der konservativen Oberrichter, sondern das Leck. Die gezielte Indiskretion aus dem Obersten Gerichtshof ist ein beispielloser Akt in der Geschichte der USA, der einen historischen Tabubruch darstellt. In Politik, Wirtschaft, Militär, überall gibt es Indiskretionen. Die Medien leben davon. Und sie gehören zu den *checks and balances*, den Kontrollmechanismen einer Demokratie, welche den Mächtigen auf die Finger schaut und Missbrauch ahnden soll.

Dieser Fall liegt anders. Das geleckte Dokument ist ein Entwurf. Eine Momentaufnahme im juristischen Entscheidungsprozess. Die Weitergabe an die Medien hat zum Ziel, die Gegner dieses Entscheids zu mobilisieren, sie auf die konservativen Richter zu hetzen und daraus politisches Kapital für die nationalen Zwischenwahlen im November zu schlagen.

Mit anderen Worten: Die Indiskretion im Supreme Court ist ein Anschlag auf die Institution selbst. Ein äusserst gefährlicher Schritt in Zeiten, da die Glaubwürdigkeit in Staat und Behörden stetig sinkt.

Die Indiskretion habe dem Obersten Gericht einen irreparablen Schaden zugefügt, sagte Clarence Thomas, einer der dienstältesten Richter und der einzige Afro-Amerikaner im Sup-

Während sich im Land die Gräben weiter öffnen, war der Supreme Court bislang Hort der Kollegialität.

reme Court. Das Vertrauen der Richter sei zerstört. Und wenn man als Richter das Vertrauen in die Institution verliere, dann verändere sich die Institution grundlegend. «Es ist wie eine Art Untreue, die man zwar erklären, aber nicht ungeschehen machen kann.»

Der Oberste Gerichtshof gilt als Fels unter den Institutionen. Während im Land die Lager immer weiter auseinanderdriften und sich in der Gesellschaft unüberbrückbare Gräben öffnen, funktioniert das neunköpfige Gremium, zusammengesetzt aus konservativen und progressiven Richtern, als Hort der Kollegialität. So hätten Antonin Scalia und Ruth Bader Ginsburg trotz ihrer ideologischen Differenzen eine von Respekt getragene Freundschaft gepflegt,

erinnerte sich Clarence Thomas an einem öffentlichen Vortrag letzten Freitag. «Sie schätzten sich gegenseitig.»

Für das unabhängige Funktionieren der höchsten juristischen Instanz im Land sei die strikte Geheimhaltung elementar. «Geheimhaltung ist integraler Bestandteil des Gerichtsverfahrens, der es den Richtern ermöglicht, frei von äusserem Druck zu beraten.» Die Mitglieder des Gerichts hätten nie geglaubt, dass in ihrem Umfeld je eine undichte Stelle auftreten könnte.

Dass Bürger vor die Häuser der Richter kämen, um sie unter Druck zu setzen, sei ein neues Phänomen. Der Trend zur Untergrabung des Obersten Gerichtshofs habe allerdings bereits vor einigen Jahren begonnen. Als Donald Trump den konservativen Richter Brett Kavanaugh nominierte, traten Gegner eine Lawine von wilden Diffamierungen und Protesten los. «Sie haben an die Tür des Obersten Gerichtshofs gehämmert, als ob sie die Bastille stürmen wollten», sagte Thomas letzten Freitag an einer öffentlichen Veranstaltung.

Biden mit Rundumschlag

Bidens Regierung weigerte sich, das Leak ebenso wie die Proteste vor den Privatresidenzen der konservativen Richter in aller Klarheit zu verurteilen. Der Präsident «glaube an friedlichen Protest», sagte dessen Sprecherin, als sie gefragt wurde, ob Abtreibungsaktivisten versuchen sollten, die konservativen Richter des Obersten Gerichtshofs zu beeinflussen.

Präsident Biden selbst hielt nicht zurück mit Kritik an dem Ansinnen der konservativen Oberrichter und holte aus zum Rundumschlag gegen seinen Vorgänger Donald Trump und dessen Basisbewegung «Make America Great Again» (Maga). «Diese Maga-Menge ist wirklich die extremste politische Organisation, die es in der amerikanischen Geschichte je gab», behauptete der Mann, der einst als «Heiler» der Nation sein Amt angetreten hat.



Gefährliche Entkoppelung

Die Polit-Elite verliert zunehmend ihre Legitimation.



Hendrik Wüst gewinnt mit der CDU die Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen. Die Christdemokraten konnten 35 Prozent der Stimmen auf sich vereinen. Ein Grund, sich auf die Schulter zu klopfen, ist das dennoch nicht. Auch im bevölkerungsreichsten Bundesland Deutschlands bildeten die Nichtwähler die grösste Gruppe. Ganze 44 Prozent der Wahlberechtigten blieben der Urne fern. Zählt man hier noch die 6,1 Prozent hinzu, die einer kleinen Splitterpartei ihre Stimme gegeben haben, kommt man zu dem Ergebnis, dass sich rund die Hälfte aller Wahlberechtigten in Nordrhein-Westfalen nicht mehr von einer der etablierten Parteien, inklusive der AfD, vertreten fühlt.

Zum Vergleich: 1975 lag die Wahlbeteiligung bei der Landtagswahl in NRW bei 86,1 Prozent. Von diesen 86,1 Prozent wählten wiederum rund 92 Prozent eine der beiden grossen Volksparteien CDU und SPD. Das waren solide Mehrheiten.

Heute ist die Partei der Nichtwähler und jener, die aus Protest irgendeinen Kokolores wie die Tierschutzpartei wählen, so gross, dass man sie zwangsläufig in der eigenen Rechnung aufführen muss, wenn man zu einer realistischen Einschätzung der Wahlen gelangen will. Bezieht man diese Grösse mit ein, kommt die CDU um den neuen und alten Ministerpräsidenten, Hendrik Wüst, gerade einmal auf 17,5 Prozent der Stimmen aller Wahlberechtigten. Die Grünen auf 9 und die SPD auf 13 Prozent. Wer da von einem klaren Regierungsauftrag spricht, hat sie nicht mehr alle.

Nein, was man hier sieht, ist nicht die Bestätigung für gute politische Arbeit, sondern ein zunehmender Legitimationsverlust jener,

die die Geschicke in diesem Land lenken. Es ist das Abbild einer Gesellschaft, in der ein sukzessiv wachsender Teil der Bevölkerung nicht mehr an der politischen Zukunft des Landes, in dem er lebt, interessiert ist und nur eine Minderheit überhaupt noch an eine mögliche politische Veränderung durch die Abgabe der eigenen Stimme glaubt. Das ist auf Dauer demokratiezersetzend.

Zum einen liegt das an fehlender politischer Bildung. Seit Jahren sinkt das Niveau der Schüler und folglich auch das Niveau an den Schulen,

Millionen Euro für Afghanistan, Milliarden für Syrien. Und im Ahrtal warten sie auf ein paar Euro.

die ihre Standards immer weiter herabsenken, damit auch noch der Letzte irgendwie durchkommt. Die Konsequenzen politischer Entscheidungen sind für immer weniger junge Menschen, abseits der Gymnasien, absehbar.

Der weitaus gewichtigere Grund liegt allerdings in einer Entfremdung des Politikbetriebs von den Sorgen und Nöten des Volkes, das sich wiederum in der Folge von jenen politischen Vertretern mit Verdruss abwendet.

Politik in Deutschland findet grösstenteils nur noch auf einer pseudomoralischen Metaebene statt, bei der stets das «grosse Ganze» im Fokus politischer Entscheidungen steht und nicht der einzelne Bürger vor Ort. Was ganz grundsätzlich fehlt, ist die Wertschätzung gegenüber jenen, die den Laden zwar mit ihren Steuergeldern am Laufen halten, an die jedoch immer

nur appelliert wird, wenn es um Verzicht, Toleranz und Hilfe gegenüber anderen geht.

Sichtbar wird diese Entfremdung unter anderem an einem Kanzler, der vor der Bundestagswahl nicht einmal wusste, wie hoch der gegenwärtige Spritpreis ist. Sichtbar wird sie durch eine Verteidigungsministerin, die ihren eigenen Sohn mit einem Regierungshelikopter nach Sylt kutschiert, während man die eigene Bevölkerung mit einem 9-Euro-Ticket auf den öffentlichen Personennahverkehr einschwört. An einer Innenministerin, die vermutlich genau sagen kann, wie viele Straftaten dem rechts-extremen Spektrum 2022 zugeordnet wurden. Aber nicht, wie viele Menschen über die deutsche Grenze marschiert sind und nun durch die Einheimischen mitversorgt werden müssen.

Millionen Euro für Afghanistan. Milliarden für Syrien. Und im Ahrtal warten immer noch einige im Schutt ihrer Existenz auf ein paar Euro staatlicher Hilfe. Das ist deutsche Politik *in a nutshell*. Und wer etwas dagegen hat, dass der syrische Flüchtling mehr hat als der flaschensammelnde Rentner, ist ein Nazi.

Wer so wenig Wertschätzung erhält, wer immer nur der schuldige Buhmann ist, der glaubt nicht mehr an die eigene Wirksamkeit. Der entkoppelt sich von jenen, die immer nur dann von Gemeinschaft und Solidarität reden, wenn es um das Wohlbefinden anderer geht. Nicht umsonst stimmen viele Deutsche mittlerweile mit den Füßen ab und verlassen das Land. Es ist eine leise Wahl, aber in Zeiten der absoluten Beliebigkeit von Parteien oft die einzige, die viele noch sehen.

Putin und sein Patriarch

Während der europäische Westen die liberalen Werte als universal postuliert, versteht die russische politische Klasse sich als Hüterin des eigentlichen europäischen Wesens.

Thomas Fasbender

Es rumort nicht erst seit gestern in der russischen Seele. Auch ist der Überfall auf die Ukraine mehr als unverdaute Reichsnostalgie. Die Aussenwahrnehmung des Liberalismus als Nährboden für Dekadenz, Zerfall und Niedergang mobilisiert breite Schichten der russischen Bevölkerung, und das gesellschaftlich, politisch und religiös. Die Verfechter der «Russischen Welt» mögen mit ihrem Konstrukt geopolitische Ansprüche legitimieren, etwa den an die Nato gerichteten Warnruf: «Hände weg!» Doch die Wurzeln des Konflikts liegen tiefer, tiefer als Marx und Lenin, als Kapitalismus und Kommunismus.

Vorläufer des Liberalismus als Antipode russischen Selbstverständnisses ist der Katholizismus der frühen Neuzeit, verkörpert im polnisch-litauischen Staat, dem Angstgegner des 16. und 17. Jahrhunderts. Bollwerk des russischen Widerstands war die orthodoxe Kirche, deren Repräsentanten das Moskauer Fürstentum im 16. Jahrhundert, nach dem Fall von Byzanz, zum «dritten Rom» erhoben, zur Siegelbewahrerin der antiken europäischen Zivilisation (nach Rom und Konstantinopel).

Putin, Kyrill und das «dritte Rom»

Diese Selbstüberhöhung (und Selbstüberschätzung) war von Anbeginn an mehr kultureller als politischer Natur. Auch noch 400 Jahre später wirkt sie fort. Während der europäische Westen die liberalen Werte als universal postuliert (und verabsolutiert), versteht die russische politische Klasse sich weithin als Hüterin des «eigentlichen» europäischen Wesens. Nur dass als Angstgegner, eine Folge der fortschreitenden Entchristianisierung des westlichen Europas, inzwischen der Liberalismus fungiert.

Im Jahr 2022 stehen zwei Männer wie Galionsfiguren für diese Konfrontation: der russische Präsident und sein oberster Kirchen-



Gegen den westlichen Geist: Patriarch Kyrill I.

mann, Patriarch Kyrill I., mit Geburtsnamen Wladimir Gundjajew, Jahrgang 1946. Dessen Vater war einfacher Priester in Leningrad; Ende 1952 soll er Wladimir Putin getauft haben. Was allerdings für die Karriere des Sohns irrelevant war: Priesterweihe 1969, erste Stationen im diplomatischen Dienst der russisch-orthodoxen Kirche, nach 1986 viele Jahre als Bischof in Kaliningrad (Königsberg), 1991 Metropolit, seit 2008 Patriarch der mächtigsten orthodoxen Kirche weltweit.

Wie Putin war Kyrill dem KGB verpflichtet; die sowjetische Organisation hatte ihr Spähernetz über den gesamten Klerus geworfen. Wie bei Putin vermischt sich bei Kyrill der Dienst am Staat mit dem Dienst am eigenen, russischen Exzeptionalismus, der in Vorstellungen wie der «Russischen Welt» oder dem «dritten

Rom» seinen Ausdruck findet. So gesehen, waren die artifizuell-atheistischen Jahrzehnte der kommunistischen Herrschaft wenig mehr als eine exzeptionelle Variante des europäischen Sprungs in die Moderne.

Flair für teure Uhren

Für beide Männer ist die Affinität zur Staatssicherheit gleichbedeutend mit dem Bestreben, ausländische Einflüsse bestenfalls selektiv zuzulassen – ein uraltes Motiv russischer Politik. Und zyklisch: Auf die weltanschauliche Willkommenspolitik der 1990er Jahre folgt eine lange Phase der Abwendung und Ablehnung. Während die westlichen Gesellschaften die individuelle Selbstbestimmung, nicht zuletzt in sexueller Hinsicht, kulturell kanonisieren, orientiert sich eine breite Mehrheit der Russen an den kollektivistischen Wurzeln der Tradition. So streicht das westliche Demokratieverständnis die Rechte von Minderheiten heraus, während in der russischen Gesellschaft der Wille der Mehrheit im Mittelpunkt steht.

In diesen Punkten ist der Patriarch Partei. Wenn er gegen Gay-Paraden lästert, LGBT verteufelt und den Schutz der Familie aus Vater, Mutter und Kind fordert, weiss er den Beifall auf seiner Seite. Schon 1990 hat seine Kirche ihn zum Vorsitzenden einer Kommission zur Wiederbelebung religiös-moralischer Erziehung und Wohltätigkeit gemacht. Seither suchen Staat und Kirche ganz offen nach Wegen, vor allem die junge Generation gegen den westlichen (Un-)Geist zu immunisieren.

Patriarch Kyrill schlägt dabei nicht wenig Kritik entgegen. Auch die russische Gesellschaft ist gespalten, wenngleich umgekehrt proportional zur westlichen. Der 25-fache Ehrendoktor und 6-fache Ehrenprofessor ist den Verlockungen der Materie nicht abgeneigt. Bis heute unvergessen ist der Skandal um ein Foto des Patriarchen mit einer angeblich 30 000

Franken teuren Uhr der Marke Breguet am Handgelenk. Ein Mitarbeiter liess das schöne Stück 2012 per Photoshop verschwinden. Leider hatte der eifrige Retuscheur das Spiegelbild auf der polierten Tischplatte übersehen. Spott und Häme folgten auf dem Fusse.

Glaubt man den Kritikern, so ist die Breguet eine Petitesse. Auch Schweizer Medien sagen Kyrill eine ganze Uhren-Sammelleidenschaft nach, desgleichen millionenschweren Immobilienbesitz, darunter ein Chalet im Kanton Zürich, die Liebe zum Skifahren, zum Wasserski und zur Hundezucht – insgesamt ein Vermögen von vier Milliarden Franken. Das will die seit dem Ukraine-Krieg verbotene Moskauer Zeitung *Nowaja Gaseta* herausgefunden haben.

Nun wird bei innerrussischen Korruptionsschlachten nicht mit Schlamm gespirt. So entpuppt sich die Jacht, die der Patriarch sein eigen nennen soll – Ausgeburt des Hedonismus –, als schmuckes 32-Meter-Schiff, das bereits unter Kyrills Vorgänger von der Präsidialverwaltung auf die Kirche übertragen wurde. Seither ist sein Heimathafen die Insel Walaam mit dem gleichnamigen Kloster im Ladogasee. Der Patriarch, der dort eine Residenz besitzt, nutzt die russischen Wasserstrassen für Besuche seiner Bistümer. Wie oft der beleibte 75-Jährige auf dem Ladogasee Wasserski fährt, entzieht sich der Kenntnis des Chronisten.

Kirchenspaltung in der Ukraine

Der Vorwurf der Bereicherung begleitet die christliche Kirche seit der Antike; man wird also von dem Versuch Abstand nehmen, diesen konkreten Patriarchen reinzuwaschen. Wichtiger als seine moralischen Qualitäten ist ohnehin seine politische Bedeutung, und Kyrill ist ein politischer Patriarch. Ob er dabei erfolgreich ist, steht auf einem anderen Blatt. Wie der russische Präsident hat er die auf Distanz bedachten Ukrainer nachhaltig antagonisiert. Bis zur ersten ukrainischen Unabhängigkeit 1918 waren die orthodoxen Kirchen im Kaiserreich ausschliesslich Moskau untertan. 1992 kam es dann endgültig zur Spaltung und Ausrufung

zweier ukrainisch-orthodoxer Kirchen: Kiewer Patriarchat und Moskauer Patriarchat.

Die nun entstandene Rivalität verschärfte sich nach der orangen Revolution 2004/05 und ein weiteres Mal nach 2014. Gleichzeitig illustriert der Konflikt, wie gering sich die mitunter äusserst scharfen Auseinandersetzungen der ukrainischen Politiker (und Kirchenpolitiker) in der Bevölkerung niederschlagen. Noch 2018 war es einem Drittel egal, ob es eine eigenständige und vom Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel anerkannte ukrainische Kirche gibt oder nicht. Der Grad des Verlangens folgte den üblichen Linien: In der Ostukraine waren 14 Prozent dafür, im Westen über 60 Prozent.

Trümmer der eigenen Politik

Anfang 2019 erkennt das in Istanbul residierende orthodoxe Oberhaupt Bartholomäus I. das Kiewer Patriarchat als autokephal, also eigenständig, an. Für Kyrill ist es ein herber Schlag. Seither existieren in der Ukraine die Strukturen zweier Patriarchate. Hunderte von Gemeinden

Jetzt, im 21. Jahrhundert, zerstört der geopolitische Bekenntniszwang ganze Länder und Existenzen.

bekennen sich zu den Kirchenoberen in Kiew, andere bleiben den Moskauer Hirten treu. Auf dem Land wissen die Gläubigen oft gar nicht, welchem Patriarchat ihr Sprengel angehört. Die Schlussfolgerung bestätigt sich: Ob Sprache, Ethnie oder Religion – im europäischen Dazwischen haben zahllose Generationen mehr oder minder problemlos mit fluiden Identitäten gelebt. Jetzt, im 21. Jahrhundert, zerstört der geopolitische Bekenntniszwang ganze Länder und Existenzen.

Mit dem russischen Einmarsch im Februar 2022 gewinnt der Konflikt eine völlig neue Qualität. Patriarch Kyrill macht aus seiner Unterstützung für Putins Kriegsziele kein Geheimnis. Er spricht vom «metaphysischen Bösen», beschwört den Sieg über den deutschen Faschismus und fordert die russischen Truppen auf, ihr Leben für ihren Eid hinzugeben. Gleichzeitig zerstört der russische Angriff Gotteshäuser, auch solche des Moskauer Patriarchats. In der Ukraine, aber auch in der eigenen Kirche in Russland erhebt sich lautstark Widerspruch. Ukrainische Priester und Mönche, vor dem russischen Angriff noch Parteigänger des Moskauer Patriarchats, beten jetzt für den ukrainischen Sieg.

Wenn der Krieg irgendwann zu Ende geht, steht Kyrill vor den Trümmern seiner Politik. Den Anspruch der «Russischen Welt», die Völker des einstigen Imperiums in kulturell-politischer Loyalität zu einen, haben Putin und sein Patriarch gemeinsam und dauerhaft verwirkt.

BRODER

Die ganz besondere Logik der SPD

Einige Erfahrungen, die ich in den letzten Wochen gemacht habe, lassen mich zweifeln, ob die allgemeinen Regeln der Logik noch gelten oder den Anforderungen der Rhetorik geopfert wurden.

Nehmen wir zum Beispiel das «Sondervermögen» von 100 Milliarden Euro, die Bundeskanzler Scholz einsetzen will, um die Bundeswehr so auf- und auszurüsten, dass sie in der Lage ist, im Notfall das zu tun, was jede Armee – mit Ausnahme der Heilsarmee – tun sollte: das Land im Falle eines Angriffs zu verteidigen.

Zurzeit ist die Bundeswehr nur «bedingt abwehrbereit». Aber – das, was Olaf Scholz als «Sondervermögen» bezeichnet, ist kein Vermögen, es sind neue Schulden. Und zwischen Schulden und Vermögen, das weiss jeder Buchhalter, gibt es einen grossen Unterschied.

Die einen stehen auf der Passiva-, das andere auf der Aktiva-Seite einer Bilanz. Schulden kosten Geld, Vermögen generiert Einnahmen. Zumindest war es bis vor kurzem so, inzwischen hat die Bundesrepublik so viele Schulden angehäuft, dass es auf 100 Milliarden Euro mehr oder weniger nicht ankommt.

Olaf Scholz' Idee eines «Sondervermögens» ähnelt Putins Idee einer «militärischen Sonderoperation», die alle Charakteristika eines Krieges aufweist, aber nicht Krieg genannt werden darf.

Ein anderes Beispiel für «unlogische Logik» ist der Umgang der SPD mit dem Ergebnis der Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen: Vollmundig erklärte Parteichef Klingbeil die derzeitige Regierung für «abgewählt», obwohl die regierende CDU mit fast 10 Prozentpunkten Vorsprung auf die SPD die Wahlen eindeutig gewonnen hatte, während die Sozialdemokraten das schlechteste Ergebnis in der Geschichte des Landes an Rhein und Ruhr, Lahn und Lippe erkämpften, was den Vorsitzenden Klingbeil nicht daran hinderte, eine von der SPD geführte Regierung als «möglich» zu bezeichnen, mit der Begründung, viele «Bürgerinnen und Bürger» würden sich «eine neue Klima- oder Bildungspolitik» wünschen.

Viel Glück, SPD, für die nächsten «Sonderwahlen» Anfang Oktober in Niedersachsen.

Henryk M. Broder



Blühende Weinstöcke im Dezember

Die Chronik der Innerschweizer Wetterschmöcker zeigt:
Petrus spielte schon immer verrückt. Was dürfen wir vom Sommer 2022 erwarten?

Max Kern

Schwyz

Klimaerwärmung! «Das ganze Gejammer ist langsam schlimmer», sagt der Schwyzer Filmemacher Thomas Horat, 58, Aktuar des Meteorologischen Vereins Innerschwyz, auch bekannt als Wetterpropheten oder Wetterschmöcker. «Wir sollten das Leben mehr geniessen.»

Wir sitzen am Fuss der beiden Mythen in Horats Küche. Das Holzhaus an der Strasse in Richtung Ibergeregge stammt aus dem Jahr 1600. Horat: «Hier drin war das erste Spital von Schwyz.» Vor ihm liegt die «Chronik der Wetterpropheten», ein 82-seitiges Buch zum 75-Jahr-Jubiläum des Vereins.

Dieser Klub der Wetterschmöcker entstand 1947 im Muotatal, als im Radio die Wetterprognosen immer populärer wurden. Viele Einheimische sorgten sich, dass deswegen die jahrhundertealte Tradition des Vorhersagens durch sorgfältige Naturbeobachtung verschwinden könnte.

Heute zählt der Meteorologische Verein Innerschwyz mehrere tausend Mitglieder, unter ihnen Martin «Wettermissionar» Horat, 78. Anhand der Fleischigkeit von Ameisenbeinen oder des Geruchs von Schnee sagt er das Wetter voraus. Sein Kollege Martin «Muser» Holdener aus dem Weiler Haggen bei Schwyz prophezeit für dieses Jahr einen heissen Sommer: «Die Klimaforscher fühlen sich wie Könige.»

Die Ironie ist gewollt. Denn nicht erst in unserer Zeit gibt's heisse Sommer und schneefreie Winter, Felsstürze und Überschwemmungen, Trockenheit und Dürre. Schon vor tausend Jahren litten die Menschen unter Wetterextremen. «Wir sollten uns nicht in Angst und Schrecken versetzen lassen, wenn das Wetter Kapriolen schlägt», sagt Filmemacher Horat.

Wir blicken mit ihm zurück auf tausend Jahre Innerschweizer Wettergeschichte. Die Aufzeichnungen stammen grösstenteils von Geistlichen aus der Region.

1005: Auf eine Dürreperiode folgt eine Hungersnot.



«Das Wetter können wir nicht ändern»: Gersau am Vierwaldstättersee im 19. Jahrhundert.

1185/6: Blühende Bäume und Weinstöcke im Dezember, Januar und Februar.

1473: Zwölf Wochen ohne Regen. Die Kirschbäume tragen zweimal Früchte, an Pfingsten und Martini.

1540: Sehr heisser, extrem trockener Sommer. Der Boden hat schuhbreite Spalte.

1616: Strengwinter. Dafür sommers eine der extremen Hitzewellen der letzten 500 Jahre.

1696: Lichter Winter. Kaplan Hasler bringt in der Heiligen Nacht eine frische, vollkommen gewachsene Schlüsselblume in die Sakristei.

1794: Im Februar blühen sonnig gelegene Kirschbäume. Mitte März gibt's Laub und Gras. Ende April beginnt der Heuet.

1806: Den ganzen Winter über gefriert kein Brunnen. Der trockene, heisse Mai treibt Spalte in den Boden, der nasse Sommer füllt diese mit Wasser und dehnt sie aus. Nach mehrtägigen, schweren Regengüssen kommt es am 2. September zum Bergsturz in Goldau. 457 Men-

schen und viele Tiere finden den Tod. (Die Schweiz hat bis auf den heutigen Tag keine so schlimme Naturkatastrophe mehr erlebt.)

1900: Milder Winter. Der erste Schnee fällt erst am 23. März.

1920: Goldener Herbst des Jahrhunderts mit 47 Tagen ohne Regen. Aare, Linth, Reuss und Muota lagen seit hundert Jahren nicht mehr so tief.

1947: Trockenster und heissester Sommer seit Menschengedenken.

Filmemacher Horat bilanziert: «Das Wetter können wir nicht ändern.» Ihn beschäftigt dafür ein anderes Thema: der Wolf, dem er 2019 eine Dokumentation gewidmet hat («Die Rückkehr der Wölfe»).

Diesen Sommer dürfte die Lage besonders heikel werden. «Im Glarnerland hat sich ein Rudel gebildet», berichtet Horat. «Jetzt wandern die Jungtiere ab und suchen einen Platz,

um selbst ein Rudel zu bilden. Die Bauern hier haben Angst, dass sie mit den Tieren nicht zur Alp können. Oder wieder runterkommen müssen. Denn die Schafe sind für die Wölfe wie ein gedeckter Tisch.»

Und wie wird nun der Sommer 2022? Thomas Horat präsentiert uns die Prognosen einiger Wetterschmöcker.

Martin «Muser» Holdener: «Juni: Die ersten Tage noch schön. Nachher muss keiner mehr unter die Dusche, fünfzehn Tage Regen, man wird draussen sauber genug. Ende Juni schön. Im Juli hält das schöne Wetter an. Um die Monatsmitte immer heisser, die Sonnencreme trocknet auf der Haut aus und bröckelt ab, besser wäre altes Pommies-frites-Öl. Im August wird viel Vieh von den Alpen geholt, nicht wegen Grasmangel, sondern wegen des Lümmelwolfs.»

Kari «Naturmensch» Hediger: «Der Monat Juni startet schwül und heiss, die Älpler ohne Vollbart haben zu kämpfen mit Bremen und Mücken. Ab Mitte Monat kommt gewitterhaftes und heisses Wetter auf uns zu. Vom 11. Juli bis Ende Juli grosse Hitze mit starken Gewittern. Zu Beginn der Hundstage (16.) heiss. Bis Mitte August weiterhin viel zu trocken und

«Der Monat Juni startet heiss, die Älpler ohne Vollbart haben zu kämpfen mit Bremen und Mücken.»

luftig, kaum etwas Regen. Der Rest des Monats immer noch «süchtig»: Bier, Most und Mineral haben Hochkonjunktur, es wird nur noch gesoffen.»

Alois «Tannzapfen» Holdener: «Vom 1. bis am 10. Juni werden viele Leute schräg aus dem Fenster gucken, da es viel regnet. Juli: In den ersten zwölf Tagen heiss, aber gewittrig. Vom 13. bis am 24. Juli schönes und zu heisses Wetter. Vom 25. bis Ende Juli immer noch recht schön, aber starke Gewitter (Hagel nicht ausgeschlossen). Vom 21. August bis Ende August Hudelwetter, Regen und in den oberen Bergspitzen weiss.»

Martin Horat, Rothenthurm: «Anfang Juli Schnee, immer nass, kein trockener Faden mehr an den Kleidern. Vom 10. bis am 20. Juli sieht man keine jungen Pärchen mehr schmusen, da es wegen des heissen Wetters zu grusig ist, um zusammenzukommen. Auf Ende Juli sind die Leute wieder guter Laune. Anfang August ziemlich schön. Wegen der Umweltverschmutzung sollten die Grünen kein Feuerwerk entfachen.»

Thomas Horat: Chronik der Wetterpropheten. Meteorologischer Verein Innerschwyz. 82. S., Fr. 31.90

Weltwoche Nr. 20.22
Bild: Heritage Images/Keystone

«Moskau sieht sich stets als Opfer»

Stalin-Biograf Martin van Creveld über Russlands Minderwertigkeitskomplexe und Putins Rolle als Winnie Puuh.

Pierre Heumann

Martin van Creveld zählt zu den führenden Militärhistorikern der Gegenwart. Er ist emeritierter Professor der Hebräischen Universität Jerusalem und nähert sich in seinem jüngsten semi-biografischen Porträt «I, Stalin» mit viel Empathie dem sowjetischen Diktator Josef Stalin an. Der Autor unterschlägt zwar weder Stalins Paranoia noch dessen Brutalität. Aber, meint er, Stalin habe eine in sich kohärente Politik verfolgt.

Wir erreichen van Creveld am Telefon, um mit ihm über seine Thesen zu sprechen.

Weltwoche: Martin van Creveld, sind Sie ein Stalin-Versteher?

Martin van Creveld: Es ist unmöglich, eine gute Biografie über einen Menschen zu schreiben, den man hasst. Deshalb gibt es so viele unnütze Bücher über Personen wie Hitler oder Stalin. Stalin wollte eine Sowjetunion, die nach seinem Willen geformt war und an deren Spitze er uneingeschränkt herrschen konnte. Wie er es geschafft hat, an die Spitze zu gelangen, ist eindrucksvoll.

Weltwoche: Was ist sein Vermächtnis?

Van Creveld: Es kommt darauf an, wen man fragt. Im Westen gilt er als Ungeheuer, sein Regime wird als extrem brutal, autoritär und korrupt bezeichnet. Doch in Russland hat er bei vielen ein positives Image. Man verehrt ihn dort als Herrscher, der die Sowjetunion vor dem Kollaps gerettet hat und den Agrarstaat industrialisiert hat. Stalin hatte übrigens kein Charisma. Seine Reden waren langweilig, weil er sie monoton vortrug und dabei, anders als Hitler, seine Stimme nie erhob. Das sei auch nicht nötig gewesen, sagte später sein Nachfolger Nikita Chruschtschow: «Wenn Stalin sagt: <Tanzel>, dann tanzt ein kluger Mann.» Er ertrug keinen Widerspruch.

Tel Aviv

Weltwoche: Sehen Sie Ähnlichkeiten zwischen Stalin und Putin?

Van Creveld: Für beide war und ist die Geheimpolizei das wichtigste Instrument, um zu regieren. Und beide sahen und sehen sich als Männer, die vom Schicksal oder von der Geschichte berufen waren respektive sind. Stalin wollte die Welt für den Kommunismus vorbereiten, Putin will den Niedergang Russlands verhindern oder zumindest verschieben. Und noch eine Gemeinsamkeit: Russlands Geschichte ist für sie der Beweis dafür, dass ihr Land stets ein Opfer war. Stalin litt darunter, dass

der Westen Russland als weniger fortschrittlich ansah als Europa. Diesen Minderwertigkeitskomplex kann man jetzt auch bei Putin feststellen.

Weltwoche: Und wo gibt es Unterschiede?

Van Creveld: Stalin hat weit mehr Menschen umgebracht als Putin. Er führte die Sowjetunion an die Spitze ihrer Macht. Dagegen erinnert mich Putin an Winnie Puuh, die zentrale Figur im berühmten Buch des englischen Schriftstellers Alan Alexander Milne, die in einem

Kaninchenloch zu Gast war, zu viel gegessen hatte und auf dem Weg nach draussen sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte.

Weltwoche: Sie denken an den Ukraine-Krieg?

Van Creveld: Stalin hatte keine andere Option, als sich gegen das Deutsche Reich zu verteidigen, nachdem er angegriffen worden war. Putin aber hatte die Wahl, anzugreifen oder nicht. Nachdem er die Invasion befohlen hat, gilt das clausewitzsche Wort: Jeder Angriff, der nicht ziemlich schnell seine Ziele erreicht, mutiert in eine Defensive, wird also zum Verteidigungskrieg.

Martin van Creveld: I, Stalin. 381 S., ca. Fr. 15.00

Die Schwurbler hatten recht

Die Daten zeigen es heute klar: Covid war keine Pandemie, sondern wie eine Grippe. Die verunglimpften Kritiker der Corona-Politik setzten der Angstmacherei ein Ende.

Stefan Homburg



Ein Unglück kommt immer allein.

Nun ist Corona in Deutschland, das seinen Ruf als «spätes Land» seit dem 19. Jahrhundert bewahrt hat aus den Schlagzeilen verschwunden. Das Leben normalisiert sich, und Bundesverkehrsminister Volker Wissing fordert, dass mit der Maskenpflicht in Bussen und Bahnen auch eines der letzten Relikte jener Massnahmen aufgehoben wird, die uns seit März 2020 so beschwert haben. Obwohl die Fallzahlen um ein Vielfaches höher sind als zur Zeit von Shutdowns und Ausgangssperren, schenkt ihnen kaum noch jemand Beachtung.

Vor zwei Jahren sah das anders aus. Nach der Schliessung von Restaurants, Geschäften und Sportstätten, dem Verbot normaler Gottesdienste und Beerdigungen sowie der Festnahme von Personen, die allein auf Parkbänken sassen, war die Mehrheit der Bevölkerung starr vor Angst. Die «Tagesschau» hätte man zeitweise in «Coronaschau» umbenennen können. Und eifrige Journalisten entdeckten, dass es sich bei allen vormals als untadelig geltenden Wissenschaftlern, die gegen das Narrativ einer gefährlichen Pandemie aufbegehrten, um Rassisten, Volksverhetzer und Antisemiten handelte.

Untersterblichkeit

In der Folgezeit wurden Demonstranten zusammengeschlagen, Millionen kritische Beiträge in Netz und Medien gelöscht und massen-

haft Strafverfahren eröffnet. Kritiker wurden entlassen oder suspendiert, ihre Bankkonten gekündigt, ihre Privatwohnungen durchsucht. Gleichzeitig erhielt jede marginale Virusmutation eine eigene Sondersendung, und Modellierer sagten für die nächsten Wochen je-

Neu waren lediglich anlasslose Massentests und die allabendliche Verlesung der Coronazahlen.

weils unentwegt das Schlimmste voraus, weshalb selbst während der Sommermonate durchgehend Maskenpflichten bestanden.

Warum ist nun im Frühling 2022 trotz höherer Fallzahlen alles anders? Nach herrschender Lesart liegt es am Aufkommen harmloser Virusvarianten und am Impffortschritt.

Beide Erklärungen widersprechen den offiziellen Daten diametral: Bereits im Jahr 2020 schickten deutsche Arztpraxen und Krankenhäuser mehrere hunderttausend Mitarbeiter in Kurzarbeit. Nach Angaben des Bundesgesundheitsministeriums sank die Patientenzahl in den Spitälern um 13 Prozent gegenüber dem Vorjahr, im Frühjahr gar um 30 Prozent. Notkrankenhäuser, die man für Millionen Euro errichtet hatte, wurden nie in Betrieb genommen, bestehende Kliniken infolge mangelnder Aus-

lastung geschlossen. Statistiker haben berechnet, dass 2020 unter Berücksichtigung der Altersstruktur eine Untersterblichkeit aufwies. Das mittlere Alter jener, die nach positivem PCR-Test verstarben, lag mit 83 Jahren über dem mittleren Sterbealter der Übrigen.

Zusammengefasst war Corona von Anfang an vergleichsweise harmlos und gab es noch vor Verfügbarkeit eines Impfstoffs keinerlei klinische Anzeichen für eine Pandemie im ursprünglichen Wortsinn. Neu waren lediglich anlasslose Massentests, wie es sie nie zuvor gegeben hatte, und die allabendliche Verlesung der dabei gewonnenen Coronazahlen. Neu waren im digitalen Zeitalter auch Charts und Apps, die in Echtzeit über Fallzahlen informierten und den Eindruck erweckten, wichtig zu sein.

Dass Corona zwar einzelne Menschen getroffen hat, sozialmedizinisch aber nicht auffiel, ist angesichts der klinischen Fakten unbestreitbar. Eine Pandemie im ursprünglichen Wortsinn müsste Patienten- und Sterbezahlen erhöhen, und das Gegenteil war der Fall.

Nun hört man gelegentlich den Einwand, diese Entwicklung sei nur den Shutdowns zu verdanken, ohne sie wäre alles viel schlimmer gekommen. Hierzu ist zweierlei zu bemerken. Erstens gab es in Europa ein Land, und weltweit sehr viele, die an traditionellen Rezepten der öffentlichen Gesundheitsvorsorge festhielten. Diese haben nicht schlechter abgeschnitten als Länder, die in Hysterie verfielen. Niemand Geringeres als die WHO bescheinigt nunmehr ausgerechnet Schweden, dem europäischen Sonderfall, dass es bei der Übersterblichkeit günstiger abgeschnitten hat als etwa Deutschland mit seinen besonders harten und lang andauernden Shutdowns. Gemessen am Lehrbuchstand und den WHO-Richtlinien des Jahres 2019, war der schwedische Ansatz, nur leichte Massnahmen zu ergreifen, alles andere als apart. Apart war vielmehr das brachiale Vorgehen der übrigen Länder Europas und Nordamerikas, die ohne Evidenz zu nirgends empfohlenen Instrumenten griffen.

Versuche, die Shutdown-Politik mit niedrigen Krankenzahlen zu legitimieren, entsprechen

darüber hinaus einem Zirkelschluss: Jede noch so falsche Politik könnte auf diese Weise in ein günstiges Licht gerückt werden. Es ist wie mit dem Mann, der klatschend durch die Stadt läuft, um Elefanten zu vertreiben, und auf den Einwand, es seien doch gar keine Elefanten in der Nähe, antwortet: «Sehen Sie, es funktioniert!»

Sachgerecht ist vielmehr ein direkter Vergleich des neuen Coronavirus mit anderen Viren. Hierzu haben Mitarbeiter des unverdächtigen Robert-Koch-Instituts geschrieben, die Erkrankung an Covid-19 sei hinsichtlich der Sterblichkeit mit einer schweren Grippe vergleichbar. Diese Tatsache passt zum empirischen Befund, dass die Gesamtsterblichkeit etwa im März 2018, als Deutschland von einer Grippewelle heimgesucht wurde, höher war als die Gesamtsterblichkeit in irgendeinem Monat der letzten beiden Jahre.

Man muss es klar und deutlich sagen: Corona war ein Fehlalarm, in Wahrheit hat lediglich ein neues Virus die traditionellen Influenzaviren ersetzt, und ohne PCR-Test hätte man davon nichts gemerkt. Alle politisch verhängten Zwangsmassnahmen wie die Shutdowns waren von Anfang an verfehlt. Mit zwei Jahren Verspätung hat jetzt auch Deutschland begriffen, was Koryphäen wie John Ioannidis und Sucharit Bhakdi im März 2020 korrekt vorbuchstabierten.

Wenn aber die offiziell vorherrschende Interpretation des Pandemie-Endes nicht stimmt, wie lautet dann die richtige? In erster Linie konnte Deutschland die ausländischen Vorbilder nicht auf Dauer ignorieren. Der mutige Boris Johnson hatte seinen Panikmacher Neil Ferguson schon im Sommer 2021 abgeschüttelt und die Pandemie für beendet erklärt. Ähnlich verfuhr der schweizerische Bundesrat mit seiner Task-Force Anfang 2022. Nachdem neben Schweden auch die übrigen skandinavischen Länder ihre Massnahmen beendet hatten und die malizöse Frage aufgekommen war, ob Corona vielleicht ein rein deutsches Virus sei, brach auch hierzulande der Damm. Hinzu kam der Ukraine-Krieg, denn die Coronazahlen verschwanden just am Tag von Putins Angriff aus den Schlagzeilen. Wie Kurt W. Zimmermann in diesem Blatt so treffend schrieb: Medial kommt ein Unglück immer allein. Und auch die Politik schätzt keinen Mehrfrontenkrieg.

Zweifel zu Impfdaten

Was für die Shutdowns gilt, stimmt ebenso für die Impfung. Während anfangs nur wenige Zweifler an bewährten Sicherheitsvorschriften festhalten wollten (eine Impfung nimmt oft zehn bis zwanzig Jahre in Anspruch), bejubelten Medien und Politik unkritisch die

Herstellerstudien und sahen in experimentellen Impfstoffen die Erlösung.

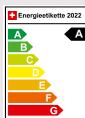
Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Nachdem ein US-Gericht Pfizer zur Herausgabe der Zulassungsdaten verurteilte, werden in Amerika immer mehr Unregelmässigkeiten diskutiert, die von Datenfälschung bis zu erfundenen Studienteilnehmern reichen. Im Fernsehen häufen sich Berichte über Impfschäden, positive Wirkungen sind fraglich und höchstens von kurzer Dauer. In Deutschland berichtet das Robert-Koch-Institut nicht mehr wöchentlich über die «Impfeffektivität», nachdem diese negativ geworden war, und das Paul-Ehrlich-Institut hat seine Datenbank zu Impfschäden vom Netz genommen, angeblich wegen Sicherheitslücken.

Somit gibt es auf die Eingangsfrage eine klare Antwort: Vermeintliche Schwurbler wie Sucharit Bhakdi, John Ioannidis, Stefan Hockertz oder Wolfgang Wodarg lagen in allen Hauptstreitpunkten richtig: Sie nahmen der Bevölkerung die Angst vor einem Allerweltsvirus und warnen mit Recht vor Gesundheitsschäden durch überzogene Massnahmen und kaum erprobte Impfstoffe. Deutschland und die Welt sollten ihnen dankbar sein.

Stefan Homburg ist Professor i. R. an der Leibniz-Universität Hannover. Sein Buch «Corona-Getwitter» erschien kürzlich im Weltbuch-Verlag.



TOP AUSGESTATTET FÜR CHF 399.-/MT. NEW OPEL GRANDLAND AWD PLUG-IN HYBRID



Abgebildetes Modell: Grandland AWD Plug-in Hybrid Ultimate, Plug-in Hybrid 1.6 Direct-Injection-Turbo- und Elektromotor mit 8-Stufen-Automatik mit elektrischem Allradantrieb, 300 PS (221 kW). Inkl. Sonderausstattungen (Aussenfarbe Premium CHF 1390.-, 19"-Alufelge CHF 890.-). Barkaufpreis: CHF 53 480.- (Fahrzeugwert: CHF 55 480.- abzüglich CHF 2000.- Eintauschprämie). Treibstoffverbrauch kombiniert: 1,2-1,7 l/100 km, CO₂-Emissionen kombiniert: 28-39 g/km, Stromverbrauch kombiniert: 14,9-17,4 kWh/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A. Laufzeit: 49 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 2,05 %. Empfohlener Verkaufspreis: CHF 51 980.- nach exklusivem Leasing-Rabatt CHF 1500.- (nicht gültig bei Barkauf). Sonderzahlung: CHF 11 538.-, Leasingrate pro Monat inkl. MwSt.: CHF 399.-, Rücknahmewert: CHF 24 855.-. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Raten- ausfall-Versicherung Secure4you+. Bei diesem Angebot fixiert Santander Consumer Finance Schweiz AG den Restwert des Leasingfahrzeugs auf ein marktübliches Niveau. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Santander Consumer Finance Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Angebot gültig bis 30.06.2022 und nur bei teilnehmenden Opel Partnern. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.



VIP-Musikreise: «Bei den Wiener Philharmonikern in Hamburg» Klangzauber der Elbphilharmonie

Weltoffen, kreativ und kulturell tonangebend – das ist Hamburg. Zu den Hauptattraktionen der lebendigen Hafenmetropole zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen und Ohren zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Europas. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», schon oft als Filmkulisse genutzt, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Wir wohnen in einem 4S-Sterne-Hotel an zentraler Lage.

Die Hafen-City besuchen wir am 2. Tag. Hier prallen das alte und das neue Hamburg auf spannende Weise aufeinander. Dem Mittags-Lunch in einem Traditionsrestaurant folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Am Abend kommen wir in den Genuss eines Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie: Die Wiener Philharmoniker unter der Leitung von Andris Nelsons spielen die Sinfonie Nr. 9 Es-Dur op. 70 von Dmitri Schostakowitsch und die Sinfonie Nr. 6 D-Dur op. 60 von Antonín Dvořák. Ein unvergessliches Erlebnis!

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des 3. Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnupern. Nach dem Mittagessen besichtigen wir die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung als Krönung dieses Ausfluges. Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter:

www.weltwoche.ch/platin-club



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise
«Musikreise nach Hamburg»

Reisetermine:
5. bis 7. Juni 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4S-Sterne-Marriott-Hotel «Renaissance Hamburg»
- Abendessen in der «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss
- Ausflug «Herrliche Hansestadt» mit Rundfahrt
- Ausflug «Moderne Bauten und die historische Speicherstadt in der Hafen-City»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert
- Reiseleitung, Unterlagen und Insolvenzversicherung

Preise:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–
DZ zur Alleinbenutzung: Fr. 180.–
Ausflug «Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Verlust der gesunden Balance

Über die grösste Pandemie unserer Zeit spricht kaum jemand: Übergewicht.



In Zeiten der Konfliktfrei-Philosophie, wo auf jede Befindlichkeit Rücksicht genommen und darum bestimmte Wahrheiten am besten gar nicht angesprochen werden sollten, kommt ein Report, der menschliche Makel schonungslos offenlegt, vielleicht ungelegen.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat Anfang Mai einen Bericht mit Weckruf-Charakter veröffentlicht: Die Mehrheit der Erwachsenen in Europa ist zu dick. Fast zwei Drittel leben mit Übergewicht oder Fettleibigkeit, auch eines von drei Kindern. Sie warnt: «Übergewicht und Adipositas haben in Europa epidemische Ausmasse erreicht.» Fettleibigkeit und Adipositas sind Risikofaktoren für zahlreiche Krankheiten wie Herz-Kreislauf-Probleme, Diabetes und Krebs. Sie zählen zu den Hauptursachen für Behinderungen und Todesfälle in Europa, schreibt die WHO. Und die Zahlen steigen; Adipositas könne sogar bald das Rauchen als Hauptrisikofaktor für Krebs ablösen.

Ab einem Body-Mass-Index von 25 gelten Menschen als übergewichtig, ab 30 als adipös.

Die Pandemie habe die Krise verstärkt. Aber Dicke gab es schon vor Corona – und schon dann war es ein Problem.

Wo heute die Work-Life-Balance in aller Munde ist, könnte man eigentlich meinen, die menschliche Spezies würde zur Steigerung ihres körperlichen Wohlbefindens die morgendlichen Kaffees mit einem Green Smoothie tauschen, die Kalorien wenn nötig reduzieren, die Süssgetränke auch und regelmässig auf dem Gravel-Bike strampeln. Die WHO-Zahlen zerstören aber diese gesundheitliche Idylle.

Halten wir zuerst fest: Es gibt Menschen, die leiden an Krankheiten wie Schilddrüsenunterfunktion und können für ihr Übergewicht nicht verantwortlich gemacht werden. Zudem ist nicht jede dicke Person gesundheitlich arg an-

geschlagen, so wie nicht jede schlanke gesund ist. Auch sollten Menschen nicht aufgrund ihres Körpers beleidigt oder diskriminiert werden. Die Mehrheit der Übergewichtigen – und wir sprechen hier nicht von 3,4 Kilo, ist aber nicht chronisch krank, sie isst in der Regel zu viel oder ungesund und bewegt sich zu wenig. Das ist aber der gewählte Lebensstil jedes Einzelnen, und den will ich gar nicht bewerten.

Was mir jedoch auffällt: die unterschiedliche Bedeutung, die man dem gewichtigen Thema in der Öffentlichkeit beimisst. Mediale Institutionen sind ja normalerweise nicht zögerlich, wenn es darum geht, Dinge in der Gesellschaft anzuprangern, die in ihren Augen schief laufen oder schädigende Auswirkungen auf unsere Spezies haben. Auch sind Journalisten gelegentlich nicht abgeneigt, ihre Leser moralisch zu belehren, wie sie zu denken oder was sie zu tun haben, von A (aus Atomenergie aussteigen) bis G (gendern) und I (impfen). Im Gegensatz zu den sonstigen Alarmartikeln haben die WHO-Zahlen «epidemischen Ausmasses» unter den meisten Medienschaffenden keine grossen Emotionen ausgelöst. Die Zahlen wurden zwar in den üblichen News erwähnt, kritische Beiträge, Kommentare, Meinungsstücke oder Talkshows über die durch eine weitverbreitete, gesundheitsschädigende Lebensweise ausgelöste Krise sucht man vergebens.

Natürlich kann man Fettleibigkeit nicht mit einem Virus vergleichen, sie ist nicht ansteckend. Aber dass sie ungesund ist, ist wissenschaftlich erwiesen; dass ihre Folgekrankheiten das Gesundheitssystem belasten, kein Geheimnis. Laut WHO wird Übergewicht durch das Umfeld und durch Werbung für ungesundes Essen und Trinken beeinflusst. Das sind sicher Faktoren. Man könnte sich auch fragen, wel-

chen Einfluss die populäre Body-Positivity-Bewegung auf den Anstieg von Fettleibigkeit in der Bevölkerung hat. Die Bewegung war im Kern mit etwas Sinnvollem gestartet, als Protest gegen ungesund schlanke Models, gegen den Schönheitswahn, gegen Bodyshaming; dieses Aufrütteln ist wichtig, das unterstütze ich. «Wir möchten fette Körper sehen, alle Arten von Körpern, auf dem Cover von Mainstream-Medien», erklärten dann die Aktivistinnen vermehrt. Ihre Botschaft: «Jeder Körper ist gut, egal, wie dick, jeder Körper ist schön.» Magazine wie *Cosmopolitan* präsentieren heute stark Übergewichtige auf ihrem Cover mit der Botschaft «Egal, wie dick, jeder Körper ist schön», angesichts der XXL-Models wird von «historischem» Erfolg geschrieben. Ich könnte mir vorstellen, dass sich eine übergewichtige Person dadurch ermuntert fühlt, an ihrem Lebensstil nichts zu ändern. Wenn Menschen eingeredet wird, dass sie ihren Körper kritiklos lieben und nichts daran ändern sollten, verliert der Aktionismus aber seine gesunde Balance.

Eine Gesellschaft hat den Leuten gewiss nicht zu diktieren, wie sie mit ihrer Gesundheit umgehen sollen. Jeder ist selbst für sein Wohlbefinden verantwortlich, jeder hat das Recht, einen ungesunden Lifestyle zu führen. Aber sich mit der Thematik vermehrt kritisch auseinanderzusetzen und dabei nebst der Inspiration für gesündere Ernährung und mehr Sport auch der Eigenverantwortung eine zentrale Rolle zukommen zu lassen, ist kein Diktat. Es gibt offenbar interessante und uninteressante epidemische Volkskrankheiten.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Grosse Persönlichkeiten

Nr. 18 – «Was heisst es, neutral zu sein?»

Paul Widmer über Neutralität;

«Mit schweren Waffen ist niemandem gedient»

Gabriele Krone-Schmalz über den Krieg in der Ukraine

Dass in einer Ausgabe gleich zwei geistige und menschliche Schwergewichte zu Wort kommen, finde ich äusserst lobenswert; und zwar betrifft es einerseits die umfassende, verständlich formulierte und sehr durchdachte Darstellung der Neutralität von Paul Widmer und auf der anderen Seite die abgeklärten, souveränen und hoffnungsvermittelnden Worte von Gabriele Krone-Schmalz. Ich danke der Redaktion, dass sie uns diese zwei grossen Persönlichkeiten kennenlernen lässt.

Joseph Goldinger, Grandson

Neutralitätsrecht und Neutralitätspolitik, so wie von der Schweiz interpretiert, kreieren immer wieder Möglichkeiten und Schlupflöcher für erträgliche Zusatzgeschäfte. Die Wirtschaft entwickelt oft eine Eigendynamik ohne Moral, getrieben von einem schamlosen Profitdenken. Ich erinnere an die Zeit gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, wo die Deutschen längst keine militärische Bedrohung mehr waren für unser Land. Wir belieferten jedoch Deutschland weiterhin mit Waren und militärischen Gütern. Die Alliierten kochten vor Wut. Sie beschlagnahmten unsere Hochseeschiffe, und im Frühjahr 1943 veranlassten sie eine Totalblockade der Schweiz. Noch vor Ende des Krieges wurde eine schwarze Liste von mehr als tausend Schweizer Firmen erstellt, die sich weigerten, auf die einträglichen Geschäfte mit dem Dritten Reich zu verzichten. Diese Firmen wurden noch Jahre nach dem Krieg von den Westmächten boykot-

tiert. Dieses schlechte Image begleitet uns bis heute. Ich habe deshalb Verständnis, wenn unsere Neutralität, von aussen betrachtet, manchmal als opportunistisch eingestuft wird.

Arnold Häusermann, Witterswil

Beängstigend aktuell

Nr. 17 – «Warum die Ukraine nicht in die EU gehört»

Günter Verheugen über Europapolitik

Wer für die Ukraine nicht wenigstens einen neutralen Staat fordert, sondern eine dortige massive Aufrüstung mit schweren Waffen, muss sich offensichtlich einen Flächenbrand in Europa wünschen. Die in den Medien im übertragenen Sinne weitverbreitete Meinung, dass man einen mächtigen Bären nur lange und heftig genug mit Füchsen reizen müsse, dann werde er sich in seinen Bau zurückziehen, wirkt kopflos oder gewollt auf einen europäischen Grossflächenbrand hin. Wem ein solcher Nutzen würde, ist keine Frage. Europa ist in grosser Gefahr, zum blinden, suizidalen Erfüllungshelfen des Nutznießers zu degenerieren.

Heinz Oswald, Gräslikon

Wohin stolpert unsere westliche Gesellschaft, angeführt von geschichtsblinden und moralingetränkten Politikern, einseitig angefeuert von einer mehrheitlich linientreuen Journalisten-Crew, in diesen Wochen, ja vielleicht Monaten eines für nicht möglich gehaltenen Krieges auf europäischem Boden, sozusagen in unserer Nachbarschaft? Was Stefan Zweig in seinem Erinnerungsbuch «Die Welt von gestern» im Jahr 1942 im südamerikanischen Exil im Kapitel «Die ersten Stunden des Krieges von 1914» geschrieben hat, ist beängstigend aktuell!

Wolfram Löbner, Oberburg

Soziale Folgen

Nr. 18 – «Erdölaktien sind eine ethische Anlage»

Kolumne von Beat Gygi

Fossile Energieträger haben zur besseren Entwicklung von armen Ländern beigetragen, welche über solche Vorkommen verfügten. Die heute von Links-Grün forcierte, schnelle Dekarbonisierung wird verheerende Folgen für viele dieser Länder haben und eine weitere Flüchtlingswelle auslösen. Die sozialen Folgen der grünen Politik werden vollständig ausser Acht gelassen. Mit dem schnellen Verzicht auf die fossilen Energieträger entzieht man vielen dieser Länder die Lebensgrundlage. Offensichtlich erinnert sich niemand mehr an die Brotpreisrevolten in den Maghreb-Ländern und Ägypten. Ich habe damals in Libyen erlebt, was es für meine einheimischen Mitarbeiter bedeutet hat, dass die Subventionen auf Grundnahrungsmitteln von einem Tag auf den andern halbiert wurden, ohne dass ihre ohnehin schon niedrigen Löhne erhöht wurden. Die Reduzierung der Subventionen erfolgte wegen geringerer Staatseinnahmen aus dem Ölgeschäft. Und nicht nur die Lebensmittel waren vom Rückgang der Einkünfte betroffen, sondern auch viele Infrastrukturprojekte. Im sozialen Wohnungsbau, bei der Wasser- und Stromversorgung, im Strassenbau, beim Ausbau der Schulen und bei der medizinischen Versorgung sowie in der Industrie mussten viele laufende Projekte reduziert oder ganz gestrichen werden.

Jürg Steiner, Luzern

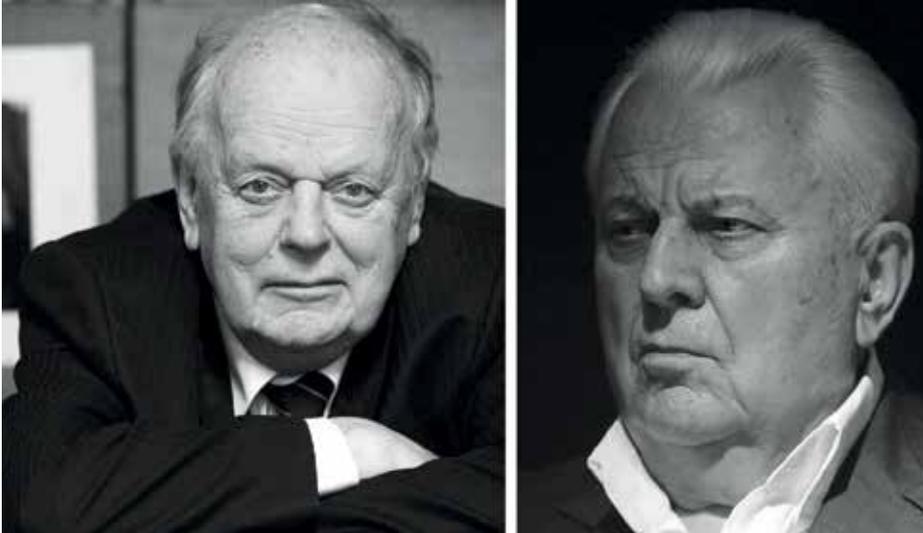
Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.

Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Leonid Krawtschuk und Stanislau Schuschkekewitsch (beide 1934–2022) Scheich Chalifa bin Sajed al-Nahjan (1948–2022)



Parallelität der Lebensdaten:
Präsidenten Krawtschuk und Schuschkekewitsch (l.).

Es war ein welthistorisches Ereignis, zu dem sich die drei kommunistischen Apparatschiks in einer Staatsdatscha in Europas letztem Urwald nur acht Kilometer von der polnischen Grenze versammelten: Am 8. Dezember 1991 besiegelten der Russe Boris Jelzin, der Ukrainer Leonid Krawtschuk und der Weissrusse Stanislau Schuschkekewitsch in der Belowescher Heide das Ende der Sowjetunion.

Unbeabsichtigt entzündeten sie damit aber auch die Lunte, die nun zum Krieg in der Ukraine führte. Denn Michail Gorbatschow, zu diesem Zeitpunkt noch Staatschef der UdSSR, war gegen eine Unabhängigkeit der drei slawischen Republiken – ebenso wie die Mehrheit der russischen Bevölkerung. Angst vor einem Schlag sowjetischer Hardliner gegen die konspirative Zusammenkunft bestimmte denn auch die Wahl des abgelegenen Treffpunktes.

Bei seinem Treffen hob das Trio auch ein neues Gemeinwesen aus der Taufe, doch diese Gemeinschaft Unabhängiger Staaten, der sich kurz darauf alle anderen ehemaligen Sowjetrepubliken mit Ausnahme der baltischen Staaten anschlossen, blieb immer eine leere Hülle ohne Macht und Funktion.

Die Pressekonferenz, auf der die Ergebnisse verkündet werden sollten, musste auf den Nachmittag verschoben werden, da Jelzin die Vereinbarung schon zum Frühstück gefeiert hatte. Jeden der vierzehn Vertragspunkte habe er mit einem Wodka begossen, überlieferten Teilnehmer.

Jelzin war damals bereits der Präsident der Russischen Föderation, Schuschkekewitsch und Krawtschuk die Vorsitzenden der kommunistisch dominierten Parlamente in Minsk und Kiew. Kurz nach der Vereinbarung von Belowesch wurden sie zu Präsidenten ihrer beiden neuen, unabhängigen Staaten. Doch schon 1994 verloren sie beide ihr Amt – eine merkwürdige Parallelität ihrer Lebensdaten, die mit ihrem Geburtsjahr begann und mit ihrem Tod wenige Tage hintereinander im Mai endete.

In der Sowjetunion durchliefen die beiden Männer typische Nomenklatura-Karrieren. Der Bauernsohn Krawtschuk war von der Ausbildung her studierter Ökonom, Schuschkekewitsch Radioingenieur. Doch nach der Unabhängigkeit ihrer Länder währte ihre politische Tätigkeit nur kurz: Der prowestliche Krawtschuk verlor die Wahlen gegen den prorussischen Kandidaten Leonid Kutschma, blieb aber – weitgehend einflusslos – in der Opposition aktiv.

Schuschkekewitsch wurde Opfer einer Intrige des heutigen weissrussischen Diktators Alexander Lukaschenko. Er leitete damals in einem klassischen Fall von Bock als Gärtner den Anti-Korruptions-Ausschuss des Parlaments. In dieser Funktion warf er auch dem Staatschef vor, sich bereichert zu haben. Konkret ging es um zwei Kisten Nägel für dessen Datscha. Lukaschenko gewann die folgende Präsidentschaftswahl von 1994 und ist seitdem ununterbrochen an der Macht. *Wolfgang Koydl*

Sein Name ist eng mit dem rasanten Aufstieg von Abu Dhabi, der Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE), verbunden. Scheich Chalifa bin Sajed al-Nahjan – laut *Forbes* einer der reichsten und mächtigsten Männer der Welt – hat aus dem verschlafenen Flecken Abu Dhabi ein pulsierendes Zentrum mit globaler Ausstrahlung gemacht, das den Vergleich mit dem mondänen Nachbarn Dubai nicht zu scheuen braucht.

Unter seiner Führung entwickelte sich der Stadtstaat zum «Manhattan am Golf». Als Präsident der VAE überwachte Scheich Chalifa während achtzehn Jahren zudem das stetige Wachstum der politischen und militärischen Macht des Landes.

Während des Arabischen Frühlings engagierte sich Scheich Chalifa hinter den Kulissen, um den politischen Islam zu unterdrücken. Dazu kamen eine militärische Kooperation mit den USA in Afghanistan sowie die Unterstützung der Koalition gegen den Islamischen Staat in Syrien und im Irak. Zudem waren die Emirate beim Kampf Saudi-Arabiens gegen die Huthi-Rebellen von Anfang an dabei.

Chalifa, der sich 2014 nach einem Schlaganfall aus dem Tagesgeschäft zurückzog, hatte das Öl, die wichtigste natürliche Ressource seines Landes, geschickt genutzt. So konnte er im Jahre 2009 dank den sprudelnden Einnahmen das Nachbaremirat Dubai aus seiner Schuldennot befreien, indem er ihm mehrere Milliarden zur Verfügung stellte. Das höchste Gebäude der Welt, der Burj Dubai, wurde deshalb zu seinen Ehren in Burj Chalifa umbenannt.

Er starb im Alter von 73 Jahren.

Pierre Heumann



Höher, am höchsten: Scheich Chalifa.

Jetzt weg mit dem Negativzins

Der Franken ist in einer Situation, die Thomas Jordan zum Ausstieg nützen könnte.



Der Schweizer Franken ist schwächer geworden, jedenfalls halbseitig. Vor einem Jahr war ein US-Dollar 90 Rappen wert, heute kostet er ungefähr 1 Franken – gleich viel wie vor drei Jahren. Die Parität der amerikanischen Währung ist dennoch ein neues Gefühl, das einem unwillkürlich mehr zu denken gibt als die im März bereits mal kurz erlebte Parität des Euro.

Der Euro ist langfristig am Herunterkommen. Da blickt man als Normalverbraucher instinktiv gelassen auf die Wechselkurs-Kurve, denn diese bedeutet, dass man mit einem Franken laufend ein bisschen mehr Kaufkraft erhält, da viele Güter ja aus dem Euro-Raum importiert sind. Man erhält auch sonst irgendwie ein gutes Gefühl, weil man sich vorstellt, dass eine starke Währung auf eine starke Wirtschaft hindeutet.

Der Dollar dagegen war jetzt gut ein Jahr lang am Aufsteigen, da wird man als Konsument ein wenig unruhiger, die Kaufkraft schwindet ja ein bisschen und wichtige Produkte wie Erdöl werden mit Dollar bezahlt, werden also teurer. Und leise kommt die Frage auf, was denn die Amerikaner besser machen, warum der Dollar plötzlich attraktiver wird als der Franken, der doch in Krisenzeiten sonst immer als Fluchtwährung gesucht ist. Ist es, weil die Schweiz nicht mehr so als Hort der Neutralität gilt? Gut, immerhin kann man sich darüber freuen, dass all die Investitionen, die Schweizer in den USA gemacht haben, im Wert steigen und dass es auch den Exporteuren so geht.

Aber die wichtigste Botschaft daraus: Jetzt ist der Zeitpunkt für die Abschaffung des Negativ-

zinses. Jetzt kann Nationalbank-Präsident Thomas Jordan die Entspannung nutzen, das Törchen ist offen. Der Negativzins wurde ja auch damit begründet, dass ausländische Investoren, die den Franken als Fluchanlage suchen, abgeschreckt werden sollen. Das ist jetzt offenbar nicht nötig – wobei eigentlich nie nach aussen belegt wurde, dass die Abschreckung wirkte.

Zudem wäre es gerade jetzt, da die Inflation an der Substanz zehrt, ein Plus für Sparen und Altersvorsorge, wenn die Negativzinsen nicht mehr weiter das Vermögen anknabberten. Über elf Milliarden Franken hat die Nationalbank bisher vor allem Sparern und Pensionskassen weggenommen, ähnlich wie ein Steuereintreiber, irgendwann muss Jordans Equipe den Ausstieg aus diesem Regime finden.

Strassenabbau

Wie werden Investitionen in Strassen, Brücken, Schienen, Bahnen und so weiter eigentlich verbucht? Das Tiefbauamt des Kantons Zürich beispielsweise weist die Verkehrsinfrastruktur mit einem Wert von 4,7 Milliarden Franken aus. Darin spiegeln sich historische Kosten, die den Strassen und anderen Einrichtungen zugeordnet sind. Beim Staat entsprechen diese Bilanzposten nicht dem Wert, den sie für das Unternehmen oder die Eigentümer, also die Bürger und Steuerzahler, haben.

Um den wirtschaftlichen Wert zu ermitteln, müsste man im Prinzip alle erwarteten künftigen Erträge einer Anlage zusammenzählen und um die Verzinsung korrigieren. Die Nutzen einer Strasse für alle, die damit zu tun haben. Das kann die staatliche Buchhaltung

nicht: Man merkt es deshalb nicht, wenn die Behörden schlecht zu den Einrichtungen schauen, die Bilanzzahl bleibt konstant.

Beispiel: Jetzt führt die Stadt Zürich an der Hardturmstrasse, einer breiten Ausfallstrasse in Richtung Bern mit Tempolimit 30, Umbauarbeiten durch. Mit einer Woche Vorlauf wurden die Anwohner informiert. Nun fallen also Staatskosten für Verwaltung, Planung, Bauarbeiten und Material an – was steht den Bau-massnahmen als Wertveränderung gegenüber?

1 — Der motorisierte Individualverkehr wird an vier Stellen durch Verengungen gebremst: netto ein Nutzenverlust, massiv minus für die Autofahrer, geringer Gewinn für Anwohner, da der Verkehr heute schon langsam und leise ist, am lautesten sind die Trams mit eckig abgefahrenen Rädern.

2 — Radwege, die heute schon grosszügig angelegt sind, werden auf 2,2 Meter verbreitert: Nutzen praktisch null.

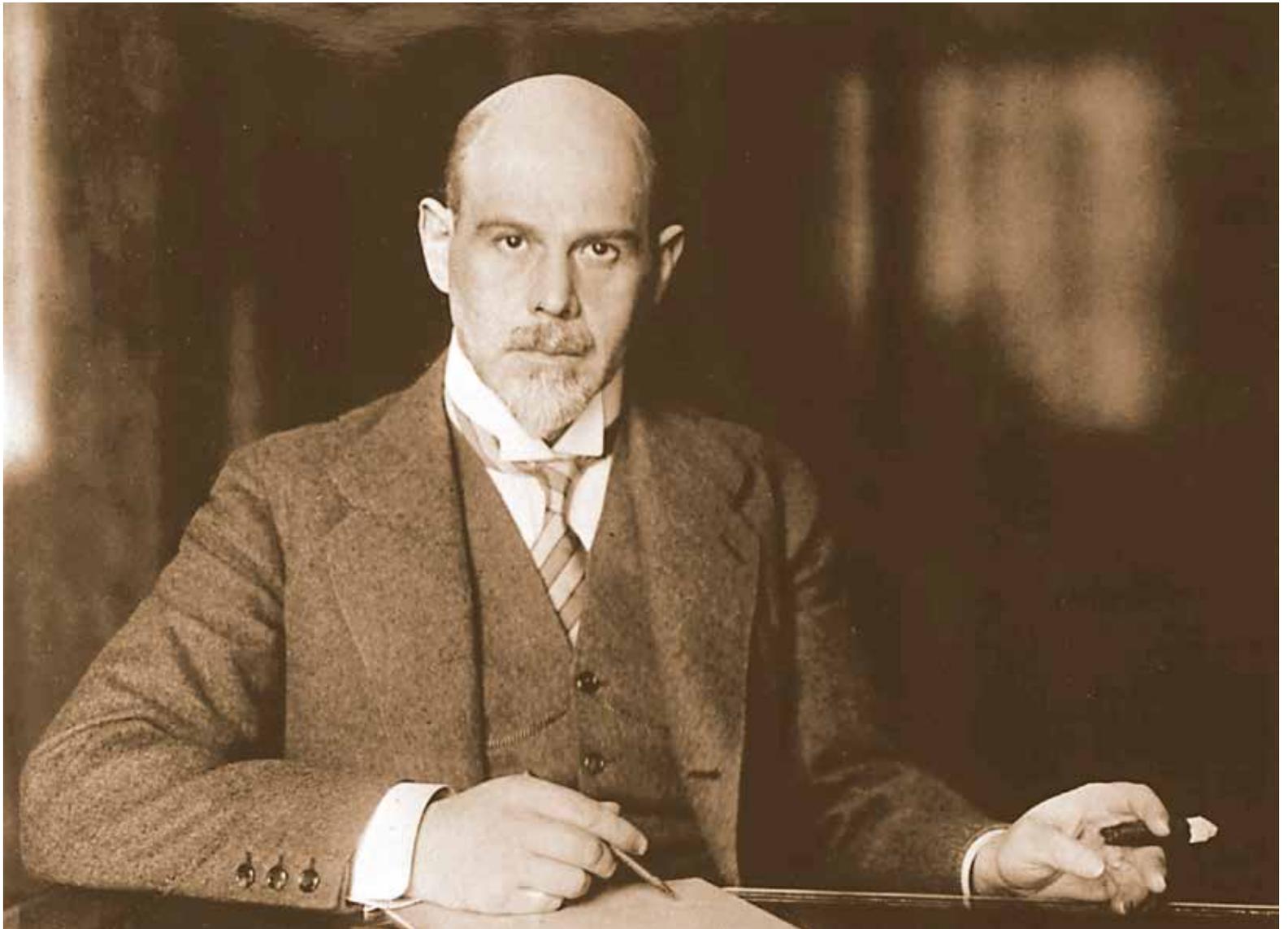
3 — Fahrverbot für Lastwagen und Cars: Nutzen netto negativ, da der Umgehungsverkehr wohl mehr neue Belastungen bringt.

Im Ergebnis bringt der Umbau einen erheblichen Nutzenabbau und damit eine Abwertung der Strasse. Eine Wertvernichtung. In den Staatsfinanzen sieht der Bürger aber nichts von einer Veränderung.

Diese Blindheit gilt für die meisten staatlichen Rechnungen. Die staatlichen Tätigkeiten wären viel besser überwachbar, wenn klarer ausgewiesen würde, welche Vermögenswerte in der Obhut der Behörden sind und wie sich diese über die Zeit hinweg verändern. Man darf optimistisch sein, das wird vielerorts kommen.

LEADER

Walther Rathenau



Seine geistige Spannkraft hatte napoleonisches Mass: Industrieller, Schriftsteller und Politiker Rathenau (1867–1922).

«Überall hat man sein Wirken gefühlt, überall diesen überragenden Geist gekannt.»

Stefan Zweig, Seite 52

«Rathenau trug in sich Schicksal. Und Schicksal hat unter Millionen einer.»

Harry Graf Kessler, Seite 54

«Wir gedenken eines Mannes, der uns allen noch weitgehend hätte nützen können.»

Thomas Mann, Seite 56

Selten hat ein einzelner Mensch sich in seinem grossen Augenblick so bewährt

In der Weltgeschichte fand Walther Rathenaus Genie seinen wahren Gegenspieler. Seine Ermordung im Juni 1922 war eine deutsche Schicksalsstunde.

Stefan Zweig

Er war plötzlich aus einer scheinbar privaten Existenz an sichtbare Stelle gerückt. Aber er war schon immer da, überall hatte man sein Wirken gefühlt, überall in Deutschland diesen erstaunlichen überragenden Geist gekannt, nur war diese Wirkung niemals eine einheitliche, zu einem nennbaren Begriff geschlossene gewesen, denn jeder Einzelne kannte ihn aus anderer Sphäre.

In Berlin hatte Walther Rathenau lange, ja unerlaubt lange bloss als der Sohn seines Vaters Emil Rathenau gegolten, des Elektrizitätsmagnaten: In Berlin, in der Heimat war er immer der Erbe. Die Industrie kannte ihn aber längst als Aufsichtsrat von fast hundert Unternehmungen, die Bankiers kannten ihn als Direktor der Handelsgesellschaft, die Soziologen als Verfasser kühner und neuartiger Bücher, die Höflinge als Vertrauensmann des Kaisers, die Kolonien als Begleiter Dernburgs, das Militär als Leiter der Rohstoffaktion, das Patentamt als Urheber mehrerer chemischer Erfindungen, die Schriftsteller als einen von ihnen, und ein Theaterdirektor fand sogar nach seinem Tode noch ein Drama von ihm im verstaubten Schrank.

Enzyklopädische Natur

Seine physische Gestalt – hochgewachsen, schlank – tauchte überall auf, wo geistige Kräfte in Regung waren, man sah ihn bei den Premieren Reinhardts, dessen Theater er begründen half, im Kreise Gerhart Hauptmanns ebenso wie in der Welt der Finanzen. Er fuhr von einer Aufsichtsratssitzung zur Eröffnung der Sezession, von der Matthäuspension zu einer politischen Besprechung, ohne darin eine Gegensätzlichkeit zu fühlen – in seiner enzyklopädischen Natur waren eben alle Be-

tätigung und Bemühung, alle Problematik des Geistes und der Tatsachen zu einer einzigen tätigen Einheit gebunden.

Von ferne gesehen, mochte solche Vielfalt leicht als universaler Dilettantismus bergewöhnt werden. Aber sein Wissen und Wesen war das Gegenteil aller Leichtfertigkeit. Ich habe nie etwas Stupenderes gekannt als die Bildung Walther Rathenaus: Er sprach die drei europäischen Sprachen Französisch, Englisch



Ewig wacher Geist:
Autor Zweig.

und Italienisch wie Deutsch, wusste ebenso genau unvorbereitet in einer einzigen Sekunde das Nationalvermögen der Spanier abzuschätzen, wie eine Melodie aus einem bestimmten Opus Beethovens zu erkennen, er hatte alles gelesen und war überall gewesen, und diese unerhörte Fülle von Wissen und Tätigkeit war nur zu erklären, wenn man die ausserordentliche und in unserer Zeit vielleicht unerreichte Kapazität seines Gehirns in Betracht zog.

Walther Rathenaus Geist war von einer einzigen Wachheit und Konzentration: Es gab für dies erstaunliche Präzisionsgehirn nichts Vages, Verschwommenes, sein ewig wacher Geist kannte keine Dämmerzustände von Träumerei und Ermüdung. Immer war er geladen und gespannt, mit einem einzigen Blinkfeuer überstrahlte er blitzschnell den Horizont eines Problems, und wo jeder andere alle die vielen Zwischenstufen des provisorischen Denkens bis zum definitiven brauchte, da zündete bei ihm die diagnostische Entscheidung mit einem Schlag.

Sein Denken war funktionell so vollendet, dass es für ihn eigentlich kein Nachdenken und kein Vordenken gab, so wie er ja auch in Rede und Schreibe ein Konzept nicht kannte: Rathenau war einer von den vier oder fünf Deutschen im 70-Millionen-Reich (ich glaube nicht, dass es mehr gibt), die fähig waren,

einen Vortrag, ein Exposé, eine Broschüre so klassisch reif vor dem Sekretär oder dem zufälligen Zuhörer zu sprechen, dass man sie mitstenografieren und ohne Änderung dem Druck übergeben konnte.

Er war beständige Bereitschaft und unablässige Gespanntheit, und eben weil ihm alles Passive, Träumerische und Geniesserische fehlte, beständig in Tätigkeit. Nur wer diesen Menschen aus dem Gespräch kannte, mit seiner beispiellosen Geschwindigkeit des Begreifens mit jener ungeheuerlichen und kaum fassbaren Abkürzung aller Zusammenhänge, konnte das grosse Geheimnis seines äusseren Lebens verstehen: dass dieser tätigste Mensch gleichzeitig derjenige war, der immer und für alles Zeit hatte.

Suche nach selbstlosem Sinn

Nichts hat mich mehr an ihm erstaunt als die geniale Organisation seines äusseren Lebens, während solcher Vielfalt der Interessen, dieses Freisein und Zeit-Haben für alles und jedes bei unerhörtester Tätigkeit. Es war mein stärkster Eindruck, als ich ihn zum ersten Mal sah, mein stärkster, als ich ihn das letzte Mal sah.

Das erste Mal – vor mehr als fünfzehn Jahren –, als ich nach längerer brieflicher Bekanntschaft ihn in Berlin anrief, sagte er mir am Telefon, er reise am nächsten Morgen für drei Monate nach Südafrika. Ich wollte natürlich sofort auf den doch gänzlich gelegentlichen Besuch verzichten, aber er hatte inzwischen schon zu Ende kalkuliert, die Stunden gezählt und bat mich, um 23.45 Uhr nachts zu ihm kommen, wir könnten dort zwei Stunden angenehm verplaudern. Und wir sprachen zwei und drei Stunden: Nichts deutete auf irgendeine Spannung, auf eine Unruhe knapp vor einer Dreimonatsreise in einen andern Erdteil hin.

Sein Tag war eingeteilt, dem Schlaf sowie dem Gespräch ein gewisses Mass zugewiesen, das er voll erfüllte mit seiner leidenschaftlichen und unendlich anregenden Rede. Und so war es immer: Man mochte kommen, wann man wollte, dieser tätigste Mensch hatte für



Gegenteil aller Leichtfertigkeit: Aussenminister Walther Rathenau (l.); Schaulustige am Tatort nach dem Mordanschlag in Berlin-Grünwald, 1922.

den gelegentlichsten Menschen Zeit bei Tag und bei Nacht, es gab für ihn kein unerfülltes Versprechen, keine unerledigten Briefe, keinen vergessenen Anlass im Tumult seiner Tätigkeit, und mit genau derselben bewundernden Stärke wie das erste Mal habe ich dieses Genie seiner Lebensorganisation bei der letzten Begegnung gespürt.

Es war im November vor einem Jahr, ich sollte nach Berlin kommen zu einem Vortrag und freute mich schon wieder bei dieser Gelegenheit des gewohnten Gesprächs mit ihm, das mir eigentlich immer das wertvollste Erlebnis eines Berliner Aufenthaltes war; da stand plötzlich in den Zeitungen die Nachricht, dass Rathenau jene politische Mission nach London übernehmen sollte. Mit einem Mal war er aus der privaten Sphäre in die Schicksalswelt des Deutschen Reiches erhoben.

Selbstverständlich dachte ich nicht mehr daran, ihn in solcher Stunde zu sehen, schrieb nur eine Zeile, ich wolle ihn in einem Augenblick, wo eine Weltentscheidung an ihn herantrete, nicht zu blossem Gespräch behelligen. Aber als ich nach Berlin kam, lag, als einziger von allen erwarteten Briefen anderer, einer von ihm im Hotel. Er schrieb, es sei richtig, er habe wenig Zeit, aber ich solle nur Sonntagabend zu ihm kommen, pünktlich war er zur Stelle, und zwischen zwei Konferenzen im Reichsamt und zahllosen Erledigungen war er ganz Ruhe, Überlegenheit und Unbesorgtheit im rein abstrakten Gespräch.

Und wieder zwei Tage später, im Hause eines Berliner Verlegers, wo eine kleine Gesellschaft versammelt war, kam er abends um 21.30 Uhr

herein, erzählte Dinge der Vergangenheit mit dem Gleichmut eines lässigen, sorglosen Menschen, plauderte dann noch weiter am Weg bis zur Königsallee (wo ihn die Kugel drei Monate später getroffen hat). Es war ein Uhr in der Nacht, man ging zu Bett, stand in den neuen



«Rathenau und Hitler sind die beiden Erscheinungen gewesen, die die Phantasie der deutschen Masse aufs äusserste gereizt haben: der eine durch seine unfassliche Kultur, der andere durch seine unfassliche Gemeinheit»

Sebastian Haffner

Morgen auf, und da stand schon in den Zeitungen, dass Walther Rathenau heute mit dem ersten Frühzug nach London zu den Verhandlungen gereist sei.

So geschlossen, so funktionsbereit, so ewig wach war dieses Gehirn Rathenaus, dass er vier Stunden vor Abfahrt zu welthistorischen Entscheidungen, die seinen ganzen Willen anspannten und über das Schicksal von Millionen entschieden, scheinbar lässig mit vollem Pflichtbewusstsein im plaudernden Gespräche ausruhen konnte, ohne Nervosität, ohne Ermüdung oder Abspannung zu verraten. Seine Überlegenheit war so gross, dass er sich nie und zu nichts vorzubereiten brauchte: Er war immer bereit.

Diese Organisation, diese Fügsamkeit des Denkens unter den Willen, diese Vollendung des diagnostischen Geistes waren sein Genie. Und das Tragische an diesem Menschen war, dass er diese Form seines Genies wie überhaupt die Idee der Organisation nicht liebte, dass er – in seinen Büchern hat er es ja oft gesagt – alle geistige wie materielle Organisation für unfruchtbar und sekundär hielt, solange sie nicht einem höheren, selbstlosen Sinn, irgendeinem Seelischen diene. Und diesen Sinn hat er lange nicht gefunden.

Dumpfheit des Fühlens

Er schrieb viel in seinen Büchern von der Seele und vom Glauben als einem Postulat, aber man glaubte nicht recht diesem Tätigsten den Hymnus an die Kontemplation und noch weniger dem Millionär das Lob des geistigen Lebens. Und doch war eine tiefe Einsamkeit in ihm und eine grosse Unbefriedigtheit. Das bloss Kumulative, das bloss Zusammenraffen von Aufsichtsstellungen, der Trustwahn eines Stinnes oder Castiglione als Selbstzweck, konnte für diesen überlegenen Geist keinen Reiz haben: Unablässig fragte er sich in die Welt hinein nach einem Warum und Wozu, nach einer überpersönlichen Rechtfertigung seines gigantischen Tuns.

In dem untersten Wesen dieses Intellektuellsten aller Intellektuellen war ein unlöschbarer Durst nach dem Religiösen, nach irgendeiner Dumpfheit des Fühlens, nach einem Glauben. Aber in jedem Glauben ist ein Korn Wahn, ein Korn Weltbeschränktheit, und es war das Verhängnis Rathenaus, seine tiefste

Tragik, absolut wahnlos zu sein. Er war ein König Midas des Geistes: Was er anblickte, löste sich auf zu Kristall, wurde durchsichtig und klar, schichtete sich zu geistiger Ordnung: Nicht ein Senfkorn Wahn oder Gläubigkeit gab ihm Ruhe und Tröstung. Er konnte sich nicht verlieren, sich nicht vergessen: Er hätte vielleicht sein Vermögen hingegeben, irgendetwas zu schaffen in erhabener Dumpfheit des Wesens, ein Gedicht oder einen Glauben, aber es war ihm verhängt, immer klar zu sein, immer wach, sein eigenes herrliches Gehirn in sich rotieren und in tausend Spiegelstellungen funkeln zu fühlen.

Darum war auch irgendeine geheimnisvolle Kühle um ihn, eine Atmosphäre reiner Geistigkeit, kristallen klar, aber gewissermassen luftleerer Raum. Man kam ihm nie ganz nahe, so herzlich, so gefällig, so hingebend er war, und sein hinrollendes Gespräch, wo Horizonte immer weiter und weiter sich wie Kulissen eines kosmischen Schauspiels auftraten, es begeisterte mehr, als es wärmte. Sein geistiges Feuer hatte etwas von einem Diamanten, der die härteste Materie zu zerschneiden vermag und unzerstörbar leuchtet: Aber dies Feuer war in sich gefangen, es leuchtete nur zu andern, und es wärmte nicht ihn selbst.

Eine leichte gläserne Schicht war zwischen ihm und der Welt trotz oder eben wegen dieser geistigen Hochspannung um sein Wesen gegürtet, man spürte diese Undurchdringlichkeit schon, wenn man sein Haus betrat. Da war diese herrliche Villa im Grunewald, zwanzig Zimmer für Musik und Empfang, aber keines atmete Wärme



«Rathenau trug in sich Schicksal! Man fühlte ein geheimnisvoll und unerbittlich wie ein körperliches Organ in ihm Wirkendes, dem äussere Umstände bloss Stufen auf der Leiter zu einem innerlich geahnten und gefürchteten Ziele waren. Und Schicksal in diesem Sinne hat unter Millionen einer!»

Harry Graf Kessler

des Bewohntseins, hatte den Hauch von Erfüllung und Rast; da war sein Schloss Freienwalde, wo er die Sonntage verbrachte, ein altes märkisches Gut, das er vom Kaiser gekauft, aber man fühlte es wie ein Museum, und im Garten spürte man, dass niemand an den Blumen sich freute,

niemand über den Kies ging und niemand ruhend im Schatten sass.

Tragischer Klarseher

Er hatte nicht Frau und nicht Kind, er selbst ruhte nicht und wohnte nicht: Irgendwo in diesen Häusern war ein kleines Zimmer, dort diktierte er dem Sekretär oder las seine Bücher oder schlief seinen kurzen, raschen Schlaf. Sein wirkliches Leben war immer im Geiste, immer in der Tätigkeit, in einer ewigen Wanderschaft, und vielleicht hat sich das merkwürdig Heimlose, grossartig Abstrakte des jüdischen Geistes nie vollendeter in einem Gehirn, in einem Wesen ausgeprägt als in diesem Menschen, der sich im Tiefsten gegen die Intellektualität seines Geistes wehrte und mit seinem ganzen Willen und seinen Sympathien einem imaginären deutschen, ja preussischen Ideal sich andrängte und doch immer spürte, dass er von einem andern Ufer, von einer anderen Art des Geistes war. Hinter all diesen wechselnden, scheinbar fruchtbaren und immer grossartigen Aspekten Rathenaus stand eine furchtbare Einsamkeit: Er hat sie niemandem geklagt, und doch hat jeder sie gefühlt, der ihn sah im Wettsturz seiner Tätigkeit und Geselligkeit.

Pole Position? Sie haben es in der Hand.



Handelszeitung
Digital Abo
6 Monate für 98.–



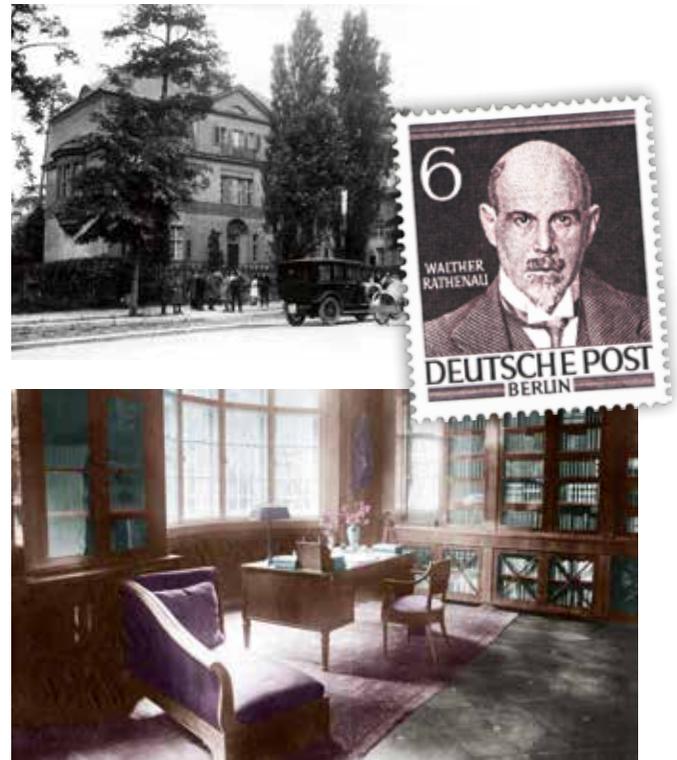
handelszeitung.ch/vorteilspreis-digital
Jetzt Vorteilspreis sichern

Mit dem **HANDELSZEITUNG Digital-Abo** starten Sie mit relevanten Wirtschaftsinfos durch. So sichern Sie sich den Platz in der ersten Reihe.

HANDELSZEITUNG
Wirtschaft im Klartext.



Klage um ihn ist zugleich Klage um das deutsche Schicksal: Trauerfeier in Berlin, 1922; Villa in Berlin-Grunewald und Rathenaus Arbeitszimmer; Briefmarke von 1957.



Darum war ihm, wie so vielen innerlich Vereinsamen, der Krieg eine Art Befreiung. Zum ersten Mal war diesem ungeheuren Tätigkeitsdrang ein Zweck ausserhalb seiner selbst gegeben, zum ersten Mal diesem Riesengeist eine Aufgabe gestellt, die seiner würdig war, zum ersten Mal konnte diese Energie, die sonst sich in allen Windrichtungen des Geistigen auswirkte, gebunden und zielstrebend in eine Richtung sich entladen. Und mit jenem unerhörten Falkenblick, der aus der verwirrtsten Situation sofort den Knotenpunkt wahrnahm, griff Rathenau damals in das grandiose Geflecht des Krieges hinein. Auf den Strassen jubelten die Leute, die Burschen zogen singend ihrem Tod entgegen, die Herren Dichter dichteten mit Volldampf, die Bierhausstrategen bohrten Fähnchen auf die Landkarten und zählten die Kilometer bis Paris, und selbst der deutsche Generalstab rechnete den Weltkrieg nur nach Wochen.

Rathenau, dem tragischen Klarseher, war es in der ersten Stunde gewiss, dass ein Kampf, in den die klarsichtigste, die englische Nation, sich verstrickt hatte, ein Kampf auf Monate und Jahre hinaus sein musste, und sein diagnostischer Falkenblick erkannte in der ersten Sekunde die schwache Stelle in der Rüstung Deutschlands, den Mangel an Rohstoffen, der bei einer Blockade durch England notwendig in kürzester Zeit eintreten musste. Eine Stunde später war er im Kriegsministerium, und wieder eine Stunde später begann er jene Kontingentierung der gesamten Rohstoffe im 70-Millionen-Reich und baute das System des ökonomischen Widerstands gigantisch aus, ohne das Deutsch-

land wahrscheinlich schon Monate früher zusammengebrochen wäre.

Es war wohl der erste Augenblick des Lebens, in dem er seine Tätigkeit als sinnvoll und nicht bloss als zwanghaft empfand, aber selbst jene Jahre wurden ihm bald tragisch überschattet durch die eigene Hellsichtigkeit. Sein überlegener Geist, den keine Hoffnung leichtfertig beschwingte, den kein Wahn



«Sein Leben kennzeichnete der Versuch, Antike, Judentum und Urchristentum in Harmonie zu bringen. Es wehte ein starker Akkord der Versöhnlichkeit durch die Bücher, die er las und schrieb. Es war der Versuch, in die Gemeinschaft eines Orchesters die verschiedenen Instrumente der Kulturwelten zu bringen.»

Joseph Roth

auch nur für eine Sekunde übertäuben konnte, der zu stolz war, um sich zu belügen, sah das tragische Schicksal des Krieges nach den ersten Fehlschlägen als unvermeidlich voraus und musste es erleben, sich immer wieder von den Schwätzern und Schreibern, von den traurigen Helden des Siegfriedens überschrien zu wissen.

Sein Buch «Von kommenden Dingen», 1917 als erste Warnung entsandt, zeigte Europa sein Schicksal für den Fall einer Fortdauer des Wahns. Es war ein Appell, den nur Tor-

heit überhören konnte. Aber Wahn ist immer stärker als die Wahrheit, und so musste er weiter mit schmerzhaft verbissenen Zähnen seine verschwiegensten Gedanken in sich vergraben, musste zusehen, wie die Torheit des Unterseeboot-Krieges, der Irrwitz der Annexionisten sich austobten, musste schweigen, obwohl für ihn so wie für Ballin die Klarheit über den Ausgang eine beinahe selbstmörderische ward.

Und ebenso tragisch, klarsehend, mit dem vollen Bewusstsein der Vergeblichkeit, unbestechlich hoffnungslos und nur pflichtbewusst ist dieser Walther Rathenau dann Monate später nach dem Zusammenbruch an die wenig begehrliche Stelle des Ministers eines zerschmetterten Reiches getreten. Es war nicht Eitelkeit, wie so viele meinten, die ihn verlockte, sondern eine finstere Pflichtentschlossenheit gegen sich selbst, gegen die Pflicht, endlich einmal an der Grösse einer Aufgabe, der sonst niemand gewachsen war, die eigene ungeheure und noch niemals ganz ausgenützte Kraft zu erproben.

Zum Verbrechen gestempelt

Er wusste, was ihm bevorstand: Die Mörder Erzbergers waren von ihren Münchner Gesellen gut geschützt und jeder Nachfolger dadurch stillschweigend ermuntert worden; er wusste, dass ihm, dem Juden, eine politische Leistung, und auch die grösste, nicht im gegenwärtigen Deutschland zuerkannt, wohl aber jede scheinbare Nachgiebigkeit zum Verbrechen gestempelt würde; er kannte genau den hysterischen Gegenwillen Frank-

Deutsches Jahrhundertleben

1867: Geburt Walther Rathenaus als Sohn des jüdischen Industriellen Emil und dessen Frau Mathilde in Berlin.

1883: Gründung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) durch Vater Rathenau.

1886–1889: Studium der Physik, Chemie und Philosophie in Berlin und Strassburg. Promotion in Berlin über «Die Absorption des Lichts in Metallen».

1889–90: Studium des Maschinenbaus und der Chemie an der Technischen Hochschule München.

1892: Technischer Beamter der Aluminium-Industrie AG in Neuhausen SH.

1897: Veröffentlichung der Schrift «Höre, Israel!», in der Rathenau die jüdische Bevölkerung in Deutschland zur Assimilation auffordert.

1904: Mitglied des AEG-Aufsichtsrates.

1907–08: Zwei Reisen nach Afrika, um Vorschläge für eine künftige deutsche Kolonialpolitik zu machen.

1912: Vorsitzender des AEG-Aufsichtsrates.

1912–1917: Publikation der Studien «Zur Kritik der Zeit», «Zur Mechanik des Geistes» und «Von kommenden Dingen».

1914: Leiter der Kriegsrohstoffabteilung (KRA) im preussischen Kriegsministerium. Beteiligung an der Kriegszieldiskussion mit mehreren Denkschriften für Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg.

1918: Erste Ausgabe der «Gesammelten Schriften» in fünf Bänden.

1919: Veröffentlichung mehrerer programmatischer Schriften zum Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft.

1920: Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei.

1921: Eintritt ins Kabinett von Reichskanzler Joseph Wirth als Wiederaufbauminister. Gemeinsam mit Finanzminister Matthias Erzberger plädiert Rathenau für eine «Erfüllungspolitik», um die Undurchführbarkeit des Versailler Vertrags zu beweisen. Rücktritt aus der Regierung.

1922: Offizieller Vertreter der Reichsregierung bei der Konferenz von Cannes, wo Rathenau die Herabsetzung der laufenden deutschen Reparationszahlungen erreicht. Reichsaussenminister im zweiten Kabinett Wirth. Teilnahme an der Konferenz von Genua und Abschluss des Rapallo-Vertrags mit der Sowjetunion. Ermordung durch zwei junge Offiziere der rechtsradikalen «Organisation Consul».

Quelle: Deutsches Historisches Museum



Eine Stunde Weltwirken: Schloss Freienwalde.

reichs und die verlogene Verhetztheit der alldeutschen Kreise, die sich gegenseitig Waffen in die Hände spielten, er wusste alles und wusste auch wohl das Ende – nicht als Emphatiker des Gefühls wie die andern, sondern als tragisch Wissender ist er an den Platz getreten, den ihm sein Schicksal wies.

In diesen Tagen hat Rathenau zum ersten Mal ein Mass für seine Kräfte gefunden, die Weltgeschichte als den wahren Gegenspieler für seinen grandiosen Geist. Zum ersten Mal konnten seine Tatkraft, sein Wille, seine Überlegenheit nicht an zufälliger kommerzieller oder literarischer Materie, sondern an zeitlosen Geschehnissen, an Weltsubstanz sich versuchen, und selten hat ein einzelner Mensch sich dermassen in seinem grossen Augenblick bewährt. Genug der Anwesenden bei der Konferenz in Genua haben es mit Bewunderung erzählt, wie heroisch dort seine persönliche Leistung war, wie sehr er, der Vertreter des ungeliebtesten Staates, alle Staatsmänner Europas zur Bewunderung zwang.

Nie war er grösser als in seinem Tod

Seine geistige Spannkraft hatte napoleonisches Mass: Er war von Deutschland über Paris gefahren, 58 Stunden im Waggon gereist, kam arbeitend an, nahm die Depeschen entgegen, kleidete sich um, machte zwei Besuche, ging ohne ein Zeichen der Ermüdung in den Sitzungssaal und hielt dort zwei oder drei Stunden seine grosse Rede. Dann begann eine Diskussion, ein Kreuzfeuer von technischen Fragen, das an seine Konzentration, seine Willenskraft die höchsten Anforderungen stellte. Die englischen, die französischen, die italienischen Delegierten fragten vorbereitet ihn, den Unvorbereiteten, Dutzende von Fragen in ihrer eigenen Sprache. Er antwortete unvorbereitet den Italienern italienisch, den Franzosen französisch, den Engländern englisch, blieb keine Auskunft schuldig

und kämpfte so stundenlang als Einzelner in einer Art Rösselsprung der Antwort von einem zum andern.

Als die Sitzung aufgehoben war, sahen alle im Saale auf, es war jener unwillkürliche Aufblick der Ehrfurcht, den der Gegner für den überlegenen Geist empfindet. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten hatte das Ausland wieder vor einem deutschen Staatsmann Achtung gefunden, zum ersten Mal seit Bismarck ein deutscher Diplomat durch sein persönliches Wesen imponiert. Und so wurde ihm auch das letzte Wort jener Konferenz gegeben, zu jener grossartigen Rede am Ostertag, wo er

– während zu Hause schon die Gymnasiasten in der Schulpause seine Ermordung berieten – den Ruf zur Besinnung, zur Eintracht Europas mit der ganzen Leidenschaft tragischer Überzeugung formte und sein letztes Wort das «Pace! Pace!» Petrarcas war.

Rathenau hat diese letzte, diese höchste Lebensform eben durch seinen Tod erreicht: Eine Stunde Weltwirken nur war ihm gegeben,



«Unsere Zusammenkunft gilt dem Andenken eines hochgesitteten und hochbemühten Mannes, der ein Opfer der wüsten anarchisch-ratlosen Zeiten

wurde; eines Mannes, der, da er Europa wohl gefiel, uns allen noch weitgehend hätte nützen können und der im Dienste der allgemeinen Sache ein sinnlos-grässliches Ende fand.»

Thomas Mann

die hat er gross genützt, und ein Beispiel steht nun dauernd an der Stelle, wo flüchtig, allzuflüchtig seine irdische Gestalt gestanden. Nie war er grösser als in seinem Tod, nie sichtbarer als heute in seinem Fernesein: Klage um ihn ist zugleich Klage um das deutsche Schicksal, das in entscheidender Stunde seine stärkste und geistigste Tatkraft verstieß und wieder hinabrollte in die alte verhängnisvolle Wirsäligkeit, in die wütige Ungeschicklichkeit seiner beharrlich unwirklichen und darum ewig unwirksamen Politik.

Stefan Zweig (1881–1942) gehört zu den erfolgreichsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Der vorliegende Text ist die leicht gekürzte Fassung seines Essays «Walther Rathenau» von 1922.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Globi feiert
seinen Neunzigsten.
Was macht ihn
noch heute so populär?
Roman Zeller, Seite 64



Nichts ist von der Vergänglichkeit befreit, nicht das Böse, nicht das Gute, nicht das Monumentale.

Winslow Homer, Der Golfstrom, 1906 – Wahrscheinlich ist das so, dass zuerst die kleinen Dinge versiegen, dann die grossen und zuletzt jene riesigen, von denen wir dachten, keine Zeit der Welt könnte ihnen etwas anhaben. Und doch, nichts, wirklich nichts ist von der Vergänglichkeit befreit, nicht das Böse, nicht das Gute, nicht das Monumentale, wahrscheinlich nicht einmal eine Seele.

Und so sind wir hineingeboren in einen strudelnden Strom, kämpfen wir mit den Gezeiten, den Winden, den Stürmen, den Flauten und den Wellen und hoffen, er möge uns vorantreiben zu neuen Ufern und nicht versinken lassen im trügerischen Vergangenen. Da ist der Golfstrom, der mächtigste aller Meeresströme,

der Hai unter den Fischen, vor unserer Haustür, er transportiert mehr Wasser als alle Flüsse der Welt zusammen, bringt das an Salz und Nährstoffen reiche, schwere und vor allem warme Wasser aus der Karibik hoch in den Norden, wo es auf salzärmeres, leichteres trifft, absinkt und verborgen vor unseren Augen das kalte Wasser in den Süden schickt und so dem Strom seine Energie verschafft. Er ist die Pumpe unseres Seins.

Vor 13 000 Jahren versiegte er zuletzt, für eine Handvoll von Jahrhunderten, das Klima spielte verrückt, es wurde kälter, dann plötzlich innert ein paar Jahrzehnten um zehn Grad wärmer, es kam durch diesen frappanten Klimawandel zu Schmelzfluten, und eine legte den Golfstrom

lahm; da war zu viel Süswasser, das das Salz aus dem Süden verflüssigte, den Strom immer weiter zurückdrängte und ihm die Kraft nahm.

Winslow Homer (1836–1910) lebte am Ende des Flusses seiner Tage am Golfstrom, in Maine, lauschte seinen Erzählungen, sah das Leben, das er brachte und nahm, und die Versuche des Menschen, nicht unterzugehen. Vermutlich wird dieser Strom versiegen in nicht allzu ferner Zeit, und dann werden wir leben in eisigen Landschaften hier, und dort, im Süden der Welt, zerfliessen die Menschen in der Hitze. Der Strom der Zeit wird weiterfliessen seinem Ende entgegen, hin zu seinem Anfang vielleicht, mit oder ohne uns.

Michael Bahnerth

Moderne als Vergangenheit

Charles Baudelaire begeisterte mit seinem Klassiker «Les Fleurs du Mal» seine Zeitgenossen. Sie entführen auch heute noch in eine längst verlorene Welt.

Hans Ulrich Gumbrecht

Les Fleurs du Mal – Die Blumen des Bösen: Gedichte. Neu übersetzt von Simon Werle. Rowohlt. 528 S., Fr. 51.90

Kaum zu überbieten sind der Ruhm und die Aura des Lyrikers Charles Baudelaire im gehobenen Bildungswissen. Seine 1857 veröffentlichte Gedichtsammlung «Les Fleurs du Mal» gilt bis heute als jenes Schwellenereignis der Literaturgeschichte, mit dem poetisches Schreiben in seine Phase der Modernität eintrat. Aus verschiedenen Perspektiven haben herausragende Intellektuelle und Literaturkritiker Baudelaire's Werk gehuldigt: der dem katholischen Glauben verpflichtete englisch-amerikanische Autor T. S. Eliot ebenso wie der zum Marxismus tendierende Denker Walter Benjamin; Jean-Paul Sartre in einer Werkbiografie auf der Grundlage psychoanalytischer Theorie, Harold Bloom als Autorität der textkonzentrierten amerikanischen Literaturwissenschaft und der in Belgien geborene Yale-Professor Paul de Man mit Analysen, die von der «Dekonstruktion» als philosophischer Schule inspiriert waren. Vor allem aber haben Baudelaire's Gedichte und auch sein Leben ein Rollenbild populär gemacht, das Intellektuelle unserer Gegenwart immer noch mit erstaunlicher Begeisterung verkörpern wollen, ohne sich dabei notwendigerweise

an ihren Urheber zu erinnern: die Rolle des «Flaneurs» als distanzierter Beobachter des angeblich stets pulsierenden Grosstadtlebens.

Ambivalente Aufmerksamkeit

Wer Baudelaire-Biografien studiert, stösst auf eine faszinierende Gestalt als Matrix der Gedichte und derer Inhalte. 1821 in eine bürgerliche Familie geboren, zeigte Charles Baudelaire früh ein exzentrisches Schriftstellertalent, das er mit unendlichen Liebschaften, Drogen-

Das Justizsystem belegte ihn mit einer Geldstrafe wegen der «amoralischen» Themen.

konsum und einem Luxusleben weit über seinen von der Mutter kontrollierten finanziellen Status hinaus zu verspielen schien. Nach Jahren aufgeschobener Verlagsankündigungen brachte ihm 1857 die Publikation der «Fleurs du Mal» den einen grossen Moment dramatisch ambivalenter Aufmerksamkeit. Das Justizsystem belegte ihn mit einer Geldstrafe wegen der «amoralischen» Themen seiner Gedichte (unter anderem hatte Baudelaire eine Vorliebe für lesbische Paare), während einige Kanon-Autoren jener Zeit ihre aussergewöhnliche Innovationskraft spürten: «Sie haben eine Möglichkeit gefunden, der Romantik neues Leben zu geben», schrieb Gustave Flaubert, «fest wie Marmor sind sie und so eindringlich wie englischer Nebel.»

Was Flaubert mit der Formulierung vom «neuen Leben» der Romantik sagen wollte, wird im ersten Vers des Gedichts «Le Crépuscule du Soir» deutlich: «Voici le soir charmant, ami du criminel.» Die Evokation des biederromantischen Motivs vom «bezaubernden Abend» im Kreis der Familie wird konterkariert durch die Illustration derselben Tageszeit als «Freundin des Kriminellen». Oft benutzt Baudelaire solche die Leser schockierenden Gegensätze, um ein gnadenloses und zugleich unwiderstehlich anziehendes Bild von der in den vorausgehenden Jahrzehnten entstandenen moder-

nen Grosstadt heraufzubeschwören, deren Szenen dank der starken Rhythmen seiner Strophen wie aus der Nähe greifbar werden. Während der Abendstunden sinkt der von den Mühen des Tages «erschöpfte Arbeiter in sein Bett», geht «das Licht der Prostitution auf», beginnen die Diebe, «leise Türen und Geldkassen aufzubrechen» und die «Krankenhäuser sich mit Stöhnen zu füllen». Die meisten Bewohner von Paris aber, heisst es in den letzten beiden Zeilen, «haben ein freundliches Zuhause niemals kennengelernt und also niemals gelebt».

Baudelaire inszeniert die Situationen der Stadt innerhalb einer neuen Zeitform, die ein 1863 von ihm geschriebener Essay als Zeit der Moderne und des Flaneurs definieren sollte. Ihre Gegenwart sind die «vorübergehenden, fliessenden, zufälligen Momente», zu denen als «andere Seite die unveränderliche Ewigkeit» gehört. Kein Text beschreibt Plötzlichkeit und Unumkehrbarkeit als emblematische Effekte mit eleganterer Prägnanz als das Sonett «A une Passante». Hier besetzt das lyrische Ich den peripheren Raum des Flaneurs, dem im «Lärm der Strasse» unverhofft eine Frau mit dem Körper einer Statue aus «majestätischem Schmerz» begegnet. In ihrem Auge «trinkt er wie ein Süchtiger Süsses, die fasziniert, und Freude, die tötet». Denn der «Blitz» ihrer Erscheinung vollzieht sich mit einem «Blick, der ihn plötzlich wieder zum Leben erweckte», aber auch mit der Frage, ob er sie «in der Ewigkeit wiedersehen werde»:

*Un éclair... puis la nuit! – Fugitive beauté
Dont le regard m'a fait soudainement renaître,
Ne te verrai-je plus que dans l'éternité?*

Zur Unvorhersehbarkeit des Gegenwarts moments gehört seine Unumkehrbarkeit. Die beiden Passanten gehen aneinander vorbei und verlieren sich aus dem Blick. So schlägt die Hoffnung des Moments in den grammatikalischen Irrealis und die Unmöglichkeit dessen um, was hätte sein können – und nie wirklich wurde: «Ô toi que j'eusse aimée, ô toi qui le savais.» Schönheit taucht ausschliesslich unter



dem Vorzeichen ebendieser modernen Zeit auf, in der es nie zum Ausdruck von Gefühlen oder gar zu Worten der Seele kommt. Selbst der «majestätische Schmerz» der «Vorübergehenden» bindet den Beobachter als Anziehung einer Oberfläche und ihrer Materialität. Dabei werden die Beteiligten einander zu «Statuen», die dennoch nicht verweilen. Eines der ersten Sonette aus den «Fleurs du Mal» stellt unter dem Titel «La Beauté» eine Frau als «Traum aus Stein» vor, «stumm wie die Materie» – die nun in der Wahrnehmung des «Poeten» auf der anderen Seite der «modernen» Zeit steht, nämlich auf der Seite der «Ewigkeit»:

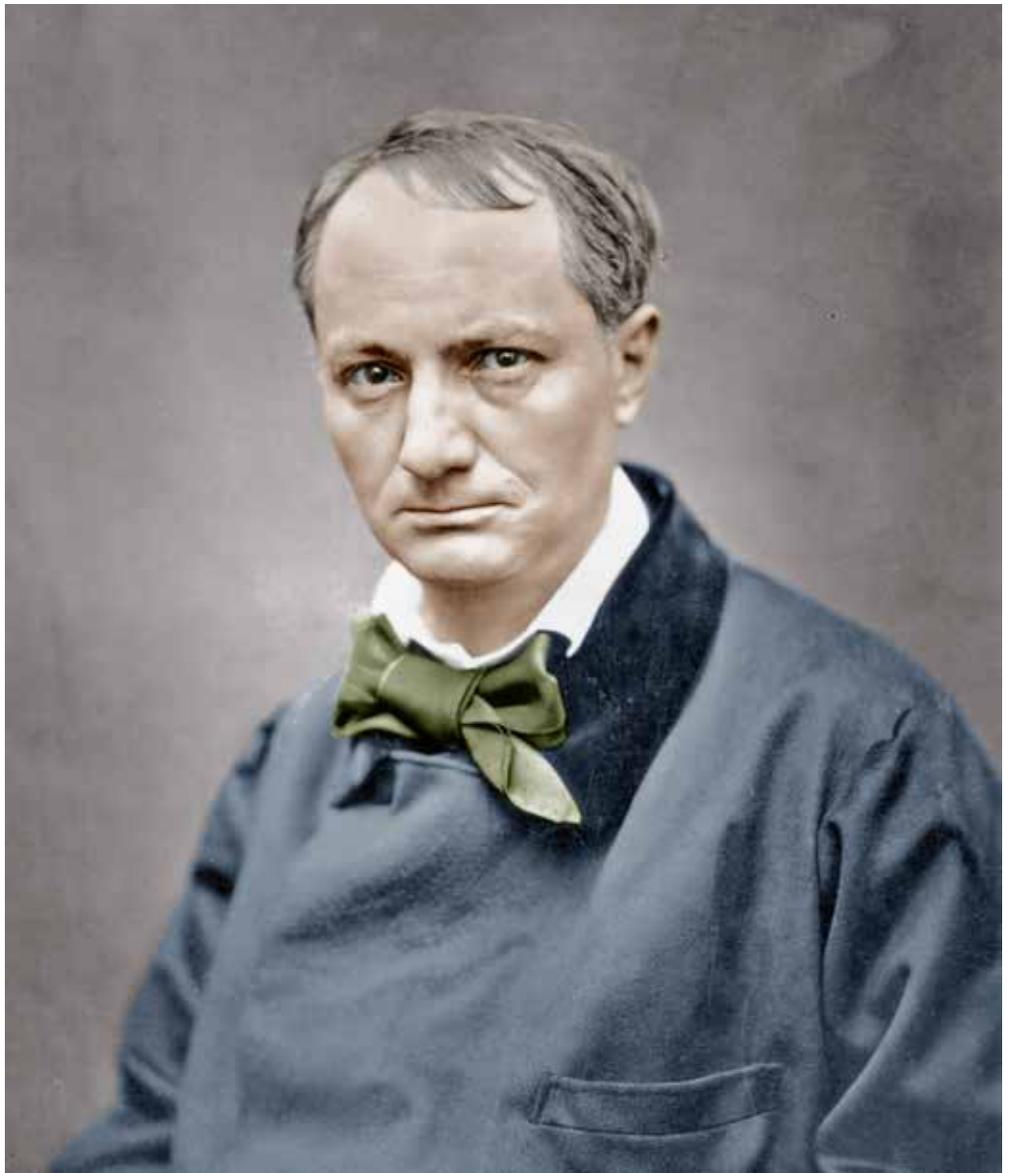
*Je suis belle, ô mortels! comme un rêve de pierre,
Et mon sein, où chacun s'est meurtri tour à tour,
Est fait pour inspirer au poète un amour
Eternel et muet ainsi que la matière.*

Materie ohne Tiefe widersetzt sich wie eine «unverstandene Sphinx» und mit der Kälte eines «Herzens aus Schnee» den Dichtern, wenn sie sich ihr «in ernstesten Studien» nähern. Sie scheitern daran, dass die Augen der Statue «Spiegel» sind, die alles schöner machen, ohne selbst je Ausdruck zu sein.

Romantische Erwartung

Den Blick des distanzierten Beobachters von sich entziehenden Gestalten und Dingen macht freilich nicht allein eine Distanz aus, wie es die heute gängige Vorliebe für die Rolle unterstellt. Im Einleitungsgedicht der «Fleurs du Mal» entwirft Baudelaire mit den Zügen von «Dummheit, Irrtum, Sünde, Geiz» ein selbstaggressives Porträt des impliziten Flaneur-Autors, den ein letzter Vers mit dem Leser als «seinem scheinheiligen Bruder» gleichsetzt. Von Anfang an setzt die Gedichtsammlung also auf radikales Umkehren von romantischen Erwartungen, das die einzelnen Gedichte immer weiter variiert. Auch das Motiv von der Oberflächenschönheit des «Metalls» entdecken wir dort wieder, doch nun als Eigenschaft des Dichterwillens, den Satan, «der weise Alchimist, in Luft auflöst». Um sich mit «Gewalt, Gift, schneidender Schärfe und Feuer» zu schmücken, fehlt dem lyrischen Ich nämlich die Kühnheit. Ein spezifisches «Laster» besonders, dem alle Schönheit abgeht, zersetzt seine Existenz. Baudelaire nennt es «ennui», und die deutsche Standardübersetzung als «Langeweile» reicht wohl in diesem Zusammenhang nicht aus. Langeweile steigert sich hier zum Extrem eines Selbsthasses, der mit «scheinheiliger» Selbstliebe oszilliert.

Wenn solche Kommentare zu Baudelaires hinreissenden Provokationen stets auf Inkonsistenz und Zweifel hinauslaufen, erreicht uns ihre in der damals neuen Gegenwart komprimierte Energie noch immer. Entscheidend für eine heutige Reaktion ist die Frage, ob jene



Präsenz und Intensität: Baudelaire, um 1866.

Welt, deren andere Schönheit er an ihrer Eingangsschwelle erahnte, weiter unsere Welt «der Moderne» ist, in der wir uns identifizierende Rollen übernehmen können. Paris, Baudelaires

Baudelaires Moderne liegt hinter uns, und wer an ihr festhalten will, wird zu einer Statue.

Stadt und Faszination, hat sich jedenfalls aus einer Vorwegnahme von Zukunft zum besucherstärksten Freilichtmuseum des Planeten entwickelt, wo vergangene Gegenwarten zur Besichtigung aus bildungsbürgerlicher Flaneur-Distanz bereitstehen.

Milder Luxus

In den Metropolen des 21. Jahrhunderts hingegen, in Mumbai, São Paulo, Lagos und vielleicht auch Moskau, entleeren drohende Gewalt und die Ortsunabhängigkeit elektronischer Kommunikation die Zentren. Zugleich hat ihre

Gegenwart den komprimierenden Rahmen von Baudelaires Zeitform aufgelöst und enthält in überfordernder Komplexität nun alles, was wir uns vorstellen können. Baudelaires Moderne liegt hinter uns, und wer an ihr als Gegenwart festhalten will, wird zu einer Statue im Freilichtmuseum.

Solch milden Luxus können sich nur Pensionäre leisten. Baudelaire, dem die letzten Lebensjahre in Brüssel zum hoffnungslosen Kampf ums Überleben gerieten, hat einen attraktiveren Status verdient. Als Präsenz und Intensität vergangener Gegenwart sollten wir ihn lesen, nicht als Präsenz einer Vorgänger-Gegenwart, sondern einer definitiv vergangenen Gegenwart, die uns so fremd geworden ist wie viel weiter zurückliegende Zeiten. Baudelaires Gedichte beschwören jene Welt herauf, in der Oberfläche und Materialität, Plötzlichkeit und Unumkehrbarkeit ganz unmuseal ästhetischen Wert abstrahlten – eine Welt, die er uns erleben lässt und zu der wir nicht mehr zurückkehren können.

Robinson Crusoes Schöpfer in seiner Zeit

Rolf Hürzeler

Markus Gasser: Die Verschwörung der Krähen.
C. H. Beck. 238 S., Fr. 33.90

Grosszügig bezahlt er die Runden in den Pubs an der Themse, um zu seinen Informationen zu kommen. Der Schriftsteller Daniel Defoe «unterhielt sich mit Matrosen und Soldaten, die sich ihr Grauen, ihr Holzbein, ihr Heimweh schöntrinken wollten». Da bekam er die Geschichten für seinen weltberühmten Roman «Robinson Crusoe» zu hören, der im Frühjahr 1719 erschien und ein grossartiger Erfolg wurde. Das Buch gehört heute zum Kanon der Weltliteratur.

Defoe war mehr als ein fantasievoller Schreiberling. Er war ein politisch Liberaler, ein unerbittlicher Moralist und auch ein Nörgler. Er legte sich mit allen und jedem an, am liebsten jedoch mit der von der Gicht geplagten Königin Anne, einer vereinsamten Jammertante, die ihr Amt hasste. So zumindest schildert der öster-

Daniel Defoe war ein politisch Liberaler, ein unerbittlicher Moralist und auch ein Nörgler.

reichische Schriftsteller Markus Gasser Daniel Defoe in seinem Roman. Er erzählt Episoden und Eskapaden aus dem Leben dieses Mannes vor dem Hintergrund des versifften London im frühen 18. Jahrhundert. Nackte Willkür herrschte; jede Krähe hackte der anderen die Augen aus, um zu überleben.

Gasser versucht sich in seinen Helden hinein-zudenken und sich dessen Sicht der Geschehnisse anzueignen. Etwa wenn er die gegenseitige Abneigung von Queen Anne und Defoe schildert: «Die Königin mass Defoe von unten nach oben, so wie ein Chirurg einen Gehängten



„Geht lieber zu Papa in den Schatten, damit ihr keinen Sonnenbrand kriegt...“



Episoden und Eskapaden: Schriftsteller Gasser.

studieren und sich dabei überlegen mochte, an welcher Stelle er die Leiche zuerst aufschlitzen sollte.» Ihre Majestät fühlte sich beleidigt, weil sich Defoe mit seinen Pamphleten unentwegt für eine bessere Welt einsetzte. Nur in einem waren sich die beiden einig: Sie hassten alles, was im weitesten Sinn nach Papisten roch. Katholiken stanken zum Himmel, und das wollte etwas heissen in dieser Stadt, in der die Fäkalien durch die Gassen quollen.

Defoe konnte vieles, aber mit dem Geld umgehen nicht. Das führte dazu, dass er als Schuldner Wochen im Gefängnis von Newgate verbringen musste, wo der moderne Strafvollzug noch nicht Einzug gehalten hatte: «Zwei Backenzähne bröselten, brachen weg. Seine rechte Hand begann zu zittern, gehörte ihm nicht mehr. Allmählich verschwand er in sich selbst.» Dank seiner vielfältigen Verbindungen zur Unterwelt kam er frei, bevor er sich ganz aufgeben musste.

Der Verlag verkauft «Die Verschwörung der Krähen» im Klappentext als einen historischen Abenteuerroman. Das ist etwas irreführend, weil Gasser keine kohärente Geschichte erzählt. Er setzt vielmehr zahlreiche fiktive Puzzleteile aus Defoes Londoner Leben zusammen. Dazu

führt er schier unzählige Protagonisten ein, fiktive oder historisch belegte wie den klugen Robert Harley, den damaligen Unterhaussprecher, der Defoe immer wieder aus der Patsche geholfen haben soll.

Gosse an der Themse

Abenteuerroman hin oder her, die Unterwelt beherrschte den Londoner Alltag. Davon zeugt Defoes zweiter Roman, «Moll Flanders», über das abwechslungsreiche Leben einer Diebin und Prostituierten. Dieses Werk Defoes bietet Gasser reichlich Gelegenheit, seine Leserschaft durch die Gosse an der Themse zu führen, angereichert mit einer ironischen Verbeugung vor dem organisierten Verbrechen im Stil von Brechts «Dreigroschenoper». Deren Vorlage, «Beggar's Opera», hatte 1728 ihre Uraufführung. In der Rolle des Mackie Messer kann man sich den legendären Obergauener Jonathan «Jon» Wylde vorstellen, den Gasser in seinem «Krähen»-Roman anschaulich schildert. Er gehorchte seiner eigenen Gerichtsbarkeit und spielte sich als Richter auf: «In Wahrheit war er nur der oberste Dieb, der oberste Mörder und der oberste Hehler, der über 12 000 Verbrecher gebot.» Wylde, so viel Gerechtigkeit

musste sein, endete zum Gaudi des Pöbels am Galgen. Defoe versuchte trotz der Unbilden der Zeit mit seiner Familie im damals abgelegenen Weiler Stoke Newington ein einigermaßen geordnetes Leben zu führen. Als ewiger Fantast hatte er das Glück, mit seiner Frau Mary eine Begleiterin zur Seite zu haben, die ihn immer wieder auf den Boden der Realität zurückholte und seine grössten Schulden beglich – jedenfalls fast immer. Gemäss Gassers Roman war Defoe ein lebenswürdiger Lebenskünstler, der nicht immer wusste, was ihm zum Besten gereichte. Wahrscheinlich wäre er ohne seinen «Robinson Crusoe» heute längst vergessen. So erinnert an seinem Wohnort Stoke Newington, heute ein angesagter Londoner Stadtteil, fast nichts mehr an den berühmten Mitbürger. Lediglich eine bescheidene Quartierstrasse trägt seinen Namen.

Wirklichkeitsgesättigte Herkunft

Thomas Haemmerli

Nino Haratischwili: Das mangelnde Licht. Frankfurter Verlagsanstalt. 832 S., Fr. 47.90. Am 25. Mai liest die Autorin im Literaturhaus Zürich.

Dina, lesen wir eingangs, sollte an einem Strick, improvisiert aus dem Seil eines Turnrings, enden. Dina ist eine der vier Hauptprotagonistinnen des Entwicklungsromans «Das mangelnde Licht»: vier junge Georgierinnen, die im Tiflis der späten Sowjetunion aufwachsen, wobei Keto als Ich-Erzähler fungiert. Rahmenhandlung ist eine Vernissage in Brüssel, an der Keto, inzwischen gereift und Mutter eines erwachsenen Sohnes, zwei der damaligen Freundinnen wiedertrifft. Ausgestellt sind die Fotos der verstorbenen Dina, deren Exponate den Freundeskreis sowie die Schrecken des Bürgerkriegs der 1990er Jahre festhielten. Das erlaubt es Haratischwili, vor- und zurückzublenden.

Und so entfalten sich auf über 800 Seiten die Geschichten der Bewohner eines Hofes in Sololaki, der Tifliser Altstadt. Die Mädchen wachsen auf in der grauen Zeit, da der Ukrainer Leonid Breschnew der Sowjetunion vorsteht. Man lebt in Kommunalkas, mehrere Familien teilen sich eine der grossräumigen Bürgerwohnungen. Die Hausgemeinschaften spiegeln den bunt zusammengewürfelten Vielvölkerstaat, und wegen der Enge spielt sich das Leben vor aller Augen im Innenhof ab. So lautstark, dass sich, inspiriert von den Filmen des Neorealismo, der Begriff «italienische Höfe» einbürgerte. Der Hof ist die Bühne, auf der Haratischwili ihre Figuren

aufmarschieren lässt, Lebenswege in knappen historischen Miniaturen skizziert oder in grossen Bögen Familienfährnisse mit Georgiens Geschichte verflucht. Sie erzählt von Stalins Schreckensherrschaft, den Opfern im Grossen Vaterländischen Krieg gegen Nazi-Deutschland sowie vom Durchwursteln in der Mangelgesellschaft des real existierenden Sozialismus mit seinen Opportunisten und Verlierern. Sie erzählt von Dissidenten und

Es fällt der Grossmutter zu, den georgischen Hass auf Michail Gorbatschow zu formulieren.

Aussteigern, Kriegshelden und Bürokraten und zeigt, wie Korruption und Kriminalität überhandnehmen, derweil die kommunistische Idee zur Kulisse verblasst: «Je offensichtlicher die Ideologie zur Farce mutierte, desto unaufhaltsamer rückte das «Diebesgesetz» in die gesellschaftliche Mitte. Sogar meine Grossmütter hielten Menschen, die mit der Miliz zusammenarbeiteten, für «Ratten».»

Gewaltausbrüche nach dem Zerfall

Ihren letzten grossen Auftritt in Tiflis hat die Sowjetdiktatur am 9. April 1989 (heute der georgische Nationalfeiertag), als Fallschirmjäger an einer Unabhängigkeitsdemonstration mit ihren Spaten Zivilisten erschlugen und Gasgranaten in die Häuser warfen. Es fällt der Grossmutter der Erzählerin zu, den georgischen Hass auf Michail Gorbatschow, den damaligen Befehlshaber, zu formulieren. Das Ende der Sowjetherrschaft mündet in den Krieg um Abchasien, eine Provinz, in der Söldner, Tschetschenen und Abchasen mit russischer Hilfe einen «Rachefeldzug gegen die georgische Zivilbevölkerung begannen. Man machte sich daran, die Stadt zu «säubern»,

Häuser brannten in einem magischschaurigen Inferno. Es gab niemanden mehr, der die Einwohner hätte retten können.»

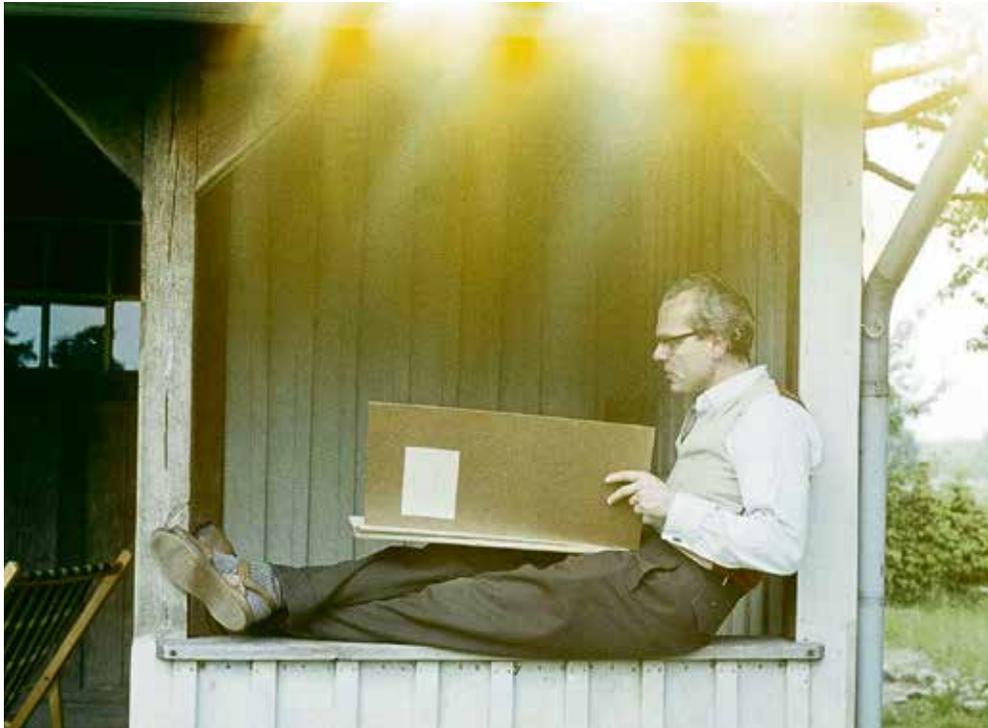
In Georgien mischen sich organisiertes Verbrechen und Milizen, und das ehemals durch Normen eingehegte Gaunertum erschliesst den Markt für Heroin und gibt sich schrankenloser Gewalt und reinem Gewinnstreben hin.

All das ist aus Sicht der jungen Frauen erzählt, anhand ihrer Biografien mit Liebeleien, Zwist und einer Zwangsheirat. Und ebenso wie mit den Zeitläuften hadern die vier mit dem patriarchalen Ehrenkodex des Kaukasus. So entsteht ein lebendiges Panorama der georgischen Gesellschaft der späten Sowjetunion und der Gewaltausbrüche nach ihrem Zerfall.

Dass Haratischwilis Erzählperspektive zuweilen von der Ich-Erzählerin Keto zur allwissenden Autorin kippt, tut dem Fluss keinen Abbruch, und auch die Gegenfigur zum georgischen Macho – ein sanfter Mann, der ein wenig gar nach edlem Ritter ohne Fehl und Tadel geraten ist – überliert man im Sog der Gesamtgeschichte. In ihrer Poetikvorlesung berichtet Haratischwili, wie man ihr während der Ausbildungszeit an deutschen Theatern einbläute, die Zeit des Geschichtenerzählens sei vorbei, es gelte zu dekonstruieren. Sie, die in Georgien Deutsch gelernt hatte und vor dem Bürgerkrieg nach Nordrhein-Westfalen geflüchtet war, erfasste eine Krise. Bis sie auf einer längeren Reise durch Russland und Georgien begriff, wie wirklichkeitsgesättigt ihre Herkunft ist. Und dass sie Geschichten erzählen wollte. Das tut sie seither, der Tradition der russischen Realisten verpflichtet, mit einem Wälzer um den anderen, die alle das leisten, was gute Literatur kann: Sie versetzt uns in andere Köpfe, Milieus und Zeiten und gibt uns eine Ahnung, wie es ist, Keto zu sein. Oder warum die lebenshungrige Dina am Turnhallenstrick endet.



In anderen Köpfen, Milieus und Zeiten: Schriftstellerin Haratischwili.



Widerspenstiger Meister: Autor Schmidt.

Balsam, den es braucht

Sylvie-Sophie Schindler

Sven Hanuschek: Arno Schmidt.
Hanser. 992 S., Fr. 64.90

Von sich selbst überzeugt zu sein, ist eine gute Sache. Wenn man sich nicht zur Mässigung anhält, könnte sich das allerdings zur Hybris auswachsen. Was nur selten seinen Charme hat. Jemand wie Arno Schmidt ist so ein Ausnahmefall. Ohne seine selbstverständliche Arroganz nicht zu denken. «Ich finde Niemanden, der so häufig recht hätte, wie ich!», schrieb er in «Die Umsiedler», einem Roman aus dem Jahr 1953. Man darf das getrost als Selbstaussage deuten, zumal weitere Indizien darauf verweisen. Und

Vielleicht geht Überleben, wenn man die Realität derart an sich heranlässt, ohnehin nur mit Humor.

überführt ihn nicht zuallererst die eigenwillige Interpunktion und unorthodoxe Orthografie; ist nicht sein dichterischer Anarchismus verätherisch genug? Einer wie Schmidt fühlte sich überlegen genug, Sprache neu zu ordnen. Wer ein derart grosses Unternehmen wagt, hat vielleicht mehr erkannt als die übrigen.

Im obigen Zitat findet, nebenbei bemerkt, nur derjenige Fehler, der den schmidtschen Kosmos noch nicht betreten hat. Aber viel-

leicht wollen Sie ja? Dann nur herein! Sven Hanuschek legt die erste grundlegende Biografie – endlich – über Arno Schmidt vor, die auch dem umfangreichen Nachlass gerecht wird. Und gibt damit ein hervorragendes Werkzeug an die Hand, ihm, dem verrästelten, dem sperrigen, dem widerspenstigen Meister des Schreibens näherzukommen – von Klischees befreit wie in Klischees bestätigt, ohne ihn jedoch zu entmythologisieren. Denn ja, der Mythos muss bleiben, er ist unabdingbar, um die Geschichte Arno Schmidts zu erzählen. Allein: Kann man das überhaupt? «Als Aussenstehender sollte man nichts glauben, was nicht unabhängig von (mindestens) zwei verschiedenen Zeitzeugen erzählt wird», konstatiert Hanuschek richtig. Im Falle Schmidts, dem Solitär, seien die Aussichten dafür schlecht: «Es gibt wenige Lebenssituationen, in denen zwei oder mehr Menschen dasselbe hätten beobachten können.»

Hatte dieser Mann überhaupt ein Leben? Wie lebt einer, der radikal für und in Literatur lebt, der das Schreiben zur einzigen und allerersten Pflicht erhebt? Es braucht, und hier bleibt es beim Klischee, die Abwesenheit von Menschen. Arno Schmidt fand seinen Elfenbeinturm in der Lüneburger Heide; in dem 180-Seelen-Dorf Bargfeld, wo er mehr als zwanzig Jahre verbrachte. Dort, wo andere, so berichtete Schmidt einst, die Öde beklagen würden – sie sähen «nichts». Das fahlblau angestrichene Häuschen, in dem er mit seiner Frau Alice lebte, hatte bescheidene siebzig Quadratmeter; überhaupt, er musste weitestgehend mit dem Existenzminimum zurechtkommen. Was sich durch die Begegnung mit Jan Philipp Reemtsma änderte, zwei Jahre vor

seinem Tod. Als dessen Mäzen überliess er dem bereits herzkranken Schriftsteller 350 000 Mark. Reemtsma lernte Schmidt als einen «höflichen, sehr offenen und zuvorkommenden Menschen» kennen, genauso beschreibt ihn laut Biografie auch seine letzte Haushälterin. Wäre damit das Klischee beseitigt, Schmidt sei, was seine versteinerten Gesichtsausdrücke auf Fotos nahelegen, ein Misanthrop? Er selbst ordnete sich der «Spezies der Gehirntiere» zu, die «in der Wonne der Zettelkästen schwelgen». Seine Stärken lägen, so äusserte er sich in einem Interview, «in der Beobachtung. Und in Witzen.» Vielleicht geht Überleben, wenn man die Realität derart an sich heranlässt, ohnehin nur mit Humor. Und vielleicht kann man Realität nur derart an sich heranlassen, wenn man in ein einsam denkendes Ich flüchten kann. Um wissend zu werden, muss man heraustreten können.

Nur für Eingeweihte?

Schmidts literarische Ichbezogenheit entwickelte sich erst später. Es lässt sich ihm, wie Hanuschek betont, keinesfalls Eskapismus nachsagen. Dazu war er auch viel zu präzise in der Beschreibung und Aufarbeitung des Lebens in der damaligen BRD und DDR – mit einer Polemik und Gewagtheit, die ihresgleichen sucht. Gefallen wollte der Gegen-den-Strich-Gebürstete nie, nicht dem Literaturbetrieb, nicht der Leserschaft. Auf die Spitze getrieben hat er das mit seinem Opus magnum, «Zettel's Traum», so dornenreich wie wundersam.

Dass nur Eingeweihte Zugang zu Schmidts Œuvre finden, ist allerdings auch so ein Klischee. Nein, so leicht kann man sich nicht herausreden – schon gar nicht, wenn man Hanuschek auf knapp tausend Buchseiten gefolgt ist, die sich eine um die andere so lesen, dass man ohnehin nicht anders kann, als Schmidt zu verfallen. Was, nebenbei, der Balsam ist, den es gerade heutzutage braucht. Mit Hanuschek gesprochen: «Schmidt lesen entbindet Energien wie kaum ein anderes Lektüre-Erlebnis, zeigt, was Literatur kann und sein kann, macht einen offenen, kecken Umgang mit der Welt möglich, in Kenntnis der eigenen Schwächen und Erkenntnis-Einschränkungen.»



Wie giftig ist Männlichkeit?

Walter Hollstein

Tobias Haberl: Der gekränkte Mann.
Piper, 256 S., Fr. 34.90

Mannsein hat seit geraumer Zeit keine guten Karten und wird für alles Schlechte in der Welt verantwortlich gemacht: Krieg, Gewalt, Ungerechtigkeit. Der renommierte irische Psychiater Anthony Clare hat vor einigen Jahren in einer sorgfältigen Untersuchung resümiert, dass Mannsein per se nur noch pathologisiert werde. Inzwischen ist es noch schlimmer gekommen: Eifrige Feministinnen definieren Männlichkeit rundherum als «toxisch», also als giftig.

Unter solch diffamierenden Zuschreibungen leiden viele Männer durchaus, vor allem die jungen, denen für ihre Identitätsbildung nur noch negative Bilder vermittelt werden. Die deutsche Sinus-Studie über zwanzigjährige Frauen und Männer – von Regierungsseite in Auftrag gegeben – konstatiert, dass junge Männer heute «geplagt [sind] von einer fundamen-

«Die Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive.»

talen Unsicherheit» und sogar von der Angst, als Geschlecht bald «überflüssig zu werden». «Die Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive.»

Das ist demografisch, volkswirtschaftlich und politisch mittlerweile ein nicht geringes Problem. Diese jungen Männer wollen keine Familie und keinen Nachwuchs mehr; sie verweigern sich zunehmend der Leistungsgesellschaft, was auch viele Unternehmer beklagen, und sie sind politisch entweder abstinent oder wenden sich extremen Bewegungen zu.

Schwärmerei für männliche Helden

Das ist auch die Diagnose von Tobias Haberl in seinem Buch «Der gekränkte Mann». Ironisch notiert er: «Dass Männer rundherum toll sind, finden eigentlich nur noch Gangsta-Rapper, Wladimir Putin und Zlatan Ibrahimovic.» Haberl verbindet in seiner Darstellung auf ebenso angenehme wie plastische Weise seinen eigenen Lebensweg und sachliche Befunde. So schildert er seine sorglose und behütete Kindheit und wie er sich dann aus einer Art elterlichem Versorgungsetto zum Mann emanzipieren musste – aufgrund der erlebten Verwöhnung durchaus mit Problemen. Dabei erzählt er vieles, was Männer heute lieber nicht mehr erzählen sollten, zum Beispiel seine Schwärmerei für männliche Helden wie Paul Newman, Robert Redford oder

Sean Connery. Haberl macht keinen Hehl aus seiner Skepsis gegenüber dem feministischen Zeitgeist und allen möglichen Gender-Moden. Dabei nimmt er durchaus auch seine eigenen Geschlechtsgenossen aufs Korn, die sich lieber dem feministischen Zeitgeist unterwerfen, als selber zu denken – ist ja auch bequemer: «Das Thema ist heikel. Wer sich kritisch äussert, wird schnell in eine finstere Ecke geschoben.» Dass ihnen mit dieser submissen und anbiedernden Haltung eigene Lebensqualität abhandekommt, merken sie offenbar gar nicht mehr: «Manche Männer haben die Rebellion gegen die Wirklichkeit komplett eingestellt. Sie empfinden überhaupt keine Sehnsucht danach, dass alles intensiver, aufregender, aufrichtiger sein könnte. Sie bemerken nicht oder finden es «logisch», dass aus der Absturzkneipe um die Ecke ein Wellnessklub geworden ist.»

Haberl wird dabei aber auch durchaus prinzipiell: «Statt traditionelle Männlichkeit wie

Zeit, ganz andere Seiten aufzuziehen!



in einem Exorzismus auszutreiben, sollten wir akzeptieren, dass es eine männliche Energie gibt, die nicht verlorengehen sollte: eine Lust am Konflikt, Wettbewerb und Widerspruch.» In der Tat; denn ohne diese Qualitäten stagniert die Gesellschaft und gibt es keinen Fortschritt mehr.

Innerhalb der neueren und ziemlich drögen Männerliteratur ist Haberls Buch ein schöner Farbtupfer. Es ist authentisch, ehrlich, erfrischend aufrichtig und emphatisch. «Niemand ist Frauen gegenüber aggressiver als ein Mann, der sich seiner Männlichkeit nicht ganz sicher ist», zitiert Haberl in der Mitte des Buches die Philosophin Simone de Beauvoir – wie recht sie doch hat.



Die Bibel Aus der Tiefe gezogen

Ich aber sprach in meiner Sorglosigkeit: Nie werde ich wanken. Herr, in deiner Gnade stelltest du mich auf mächtige Berge, doch als du dein Angesicht verbargst, traf mich der Schrecken (Psalm 30, 7f.). – Es gibt Zeiten, in denen Sorgen unnötig sind. Unter günstigen Umständen lassen sich Überschüsse hervorbringen, und daraus ergeben sich Wohlstand, Komfort und eine höhere Lebenserwartung. Dass solche Zustände bereits zu biblischen Zeiten vorkamen, mag verblüffen. Es fehlte ja fast alles, was das Leben heutzutage so angenehm und sicher macht. Gewiss stieg die Wohlstandskurve nicht so hoch wie heute. Aber für die Sorglosigkeit vieler Menschen reichte es. Dann muss etwas Erschütterndes passiert sein, denn der Psalmbeter fühlte sich wie auf dem Weg ins Totenreich. Ob eine Krankheit, ein Unglück, ein Krieg oder persönliche Konflikte ihn niederdrückten, ist unklar. Auf jeden Fall war sein Lebensglück gestört. Da holte ihn Gott wieder herauf und rief ihn ins Leben zurück (V. 4).

Die Sorglosigkeit ist ein wichtiges Ziel. Viele unserer Bemühungen dienen dazu, Sorgen zu vermeiden. Sorglosigkeit muss nicht Leichtsinns sein, sie kann einfach Glück sein. Doch können sich die Umstände rasch ändern und einen anderen Blick auf das Leben öffnen. Der Psalmdichter vergleicht ihn mit der Perspektive vom Berg herunter. Da erscheint alles als klein. Man sieht die Häuser und Lebensräume im Einflussbereich von Wasserströmen und Berghängen. Risiken werden sichtbar, an die niemand denkt.

Auch unser heutiger Blickwinkel hat sich unerwartet verändert: durch Flutkatastrophen, Pandemie und Krieg. Die Sorglosigkeit erfährt Korrekturen, doch muss sie nicht in Panik umschlagen. Denn der Blick vom Berg herab zeigt noch etwas: Alles liegt wohlgeordnet und stabil da. Gott hält die Lebensbedrohungen auch inskünftig in Schach.

Peter Ruch

«Wir wissen, was Kinder wünschen»

Seit neunzig Jahren sind Globi-Bücher ein Kassenschlager. Was macht den bunten Vogel zum Kinderstar? Verlagschefin Gisela Klinkenberg gibt Auskunft.

Roman Zeller

Globi haftet etwas Fabelhaftes an. Der schräge Vogel, neugierig und frech, kann machen, was er will. Jedes Kind mag ihn – egal, ob er scheitert, stolpert, Schabernack treibt, ob er hilft, entdeckt oder erklärt. Globi ist eine Art Harry Potter der Schweizer Kinderliteratur, an dessen Geschichten und Abenteuer sich mancher Erwachsene gerne erinnert. Globi-Bücher und -Hörspiele überdauern Generationen. Mittlerweile sind es neun Dekaden.

Dieses Jahr feiert der Kult-Vogel mit den karierten Hosen seinen 90. Geburtstag, ohne sein Wesen markant verändert zu haben. Was macht Globi zum Kinderstar? Was macht ihn so beliebt, so einzigartig? Globi-Verlagschefin Gisela Klinkenberg, 62, empfängt uns zum Gespräch in ihrem Büro in Zürich, gespickt mit Büchern, Broschüren und Plüschtieren.

Weltwoche: Frau Klinkenberg, die Figur Globi ist nicht nur Kult, sondern feiert in diesem Jahr ihren 90. Geburtstag. Wie erklären Sie sich diesen langanhaltenden Erfolg?

Gisela Klinkenberg: Globi ist eine Marke, schweizweit bekannt, und wird seit Bestehen von Generation zu Generation weitergegeben. Sein Charakter, sein Aussehen, seine Geschichten sind die Grundlagen seines Erfolgs. Zudem sind gute Geschichten und ansprechende Themen eine wichtige Voraussetzung.

Weltwoche: Was unterscheidet ein gutes von einem sehr guten Kinderbuch wie dem Globi-Buch?

Klinkenberg: Entscheidend ist die Geschichte und wie sie erzählt und gezeichnet wird. Es gibt sehr viele gute Bilder- und Kinderbücher, Globi sticht als Serie heraus, durch seine Bekanntheit per se. Auf dieser Basis ist es für ihn einfacher, präsent zu sein und gesehen zu werden.

Weltwoche: Was ist das Ziel der Globi-Bücher? Das Urmotiv?

Klinkenberg: Globi war ursprünglich eine Werbefigur und hat allein seinen Weg zu einer eigenständigen Kinderbuchfigur gemacht. Die Ambitionen waren wohl im Wesentlichen immer die gleichen, sie sind es heute noch: lustige und gute Geschichten zu erzählen, bei denen Kinder nebenbei etwas lernen können, wenn sie möchten. Globi entführt sie in andere Welten, spannende Abenteuer und neue Themen.

Weltwoche: Die *Zeit* schrieb einst, Kinderbücher sollten einen «moralischen Kompass»

vermitteln. Wie gross ist die erzieherische Komponente bei Globi?

Klinkenberg: So ein moralischer Kompass verändert sich stetig. Man muss aufmerksam sein, damit man immer mitbekommt, was sich in der Gesellschaft verändert. Wir möchten, wie schon gesagt, im Wesentlichen gute Geschichten erzählen, die aktuell sind, von Kindern nachvollzogen werden können und niemanden verletzen, verunglimpfen oder beleidigen.

Weltwoche: Geht das überhaupt, ganz ohne Belehrung?

Klinkenberg: Ja, man kann auch etwas vermitteln, ohne zu belehren. Wie das geht, zeigen wir auch in unserer Kindersachbuchreihe «Globi Wissen».

Weltwoche: Wie kommt so ein Buch zustande? Von A bis Z?

Klinkenberg: Zuerst geht es darum, ein Thema zu setzen. Das machen wir im Team, also die Illustratoren und Autoren gemeinsam mit mir. Wir beziehen dabei unter anderem Umfragen, die wir regelmässig machen, oder auch Wünsche mit ein. Steht das Thema, besprechen wir, wie wir es angehen, was wir erzählen und umsetzen möchten. Wenn das Drehbuch, das sich daraus ergibt, für alle stimmt, wird ein erstes sogenanntes Skizzenmanuskript erstellt. Auf dieser Basis beginnt der Autor mit den Versen. In der Zwischenzeit werden die Skizzen weiterentwickelt. Kommen die Verse aus dem Lektorat, erstellt unser Grafiker das Layout und fügt Bild mit Text zusammen. Die Reinzeichnungen gehen dann mit den Versen ins Korrektorat. Während all dieser Phasen schauen wir auf Stimmigkeit, Logik und Pointen. Ist alles fertig, integriert unser Grafiker die Korrekturen vom Team und erstellt die Daten für den Druck. Rund einen Monat später wird das Buch dem Handel übergeben.





Harry Potter der Schweizer Kinderliteratur:
Globi, Verlagschefin Klinkenberg (links).

Weltwoche: Alles ohne Pädagogen und Erziehungswissenschaftler?

Klinkenberg: Ja. Wir beziehen aber immer wieder Kinder, Buchhändlerinnen und Buchhändler, interne Kolleginnen und Kollegen und andere mit ein. Bei Globi ist es relativ einfach, wir wissen, was sich die Kinder wünschen. Und wir wissen sehr gut, wie Globi funktioniert.

Weltwoche: Welche Bücher interessieren am meisten?

Klinkenberg: Kinder lieben Tiergeschichten, Berufe und Abenteuer: Globi bei der Rettungsflugwacht, der Feuerwehr, auf der Pirateninsel oder beim Goldraub. Ebenso mögen sie Globis Aussehen – die karierten Hosen werden oft genannt –, seine Hilfsbereitschaft, den Witz und die Pointen.

Weltwoche: Was für Kinder sind Ihr Zielpublikum?

Klinkenberg: Die Kinder steigen mit zirka drei Jahren ein. Sie kommen aus verschiedensten Schichten und Kulturen. Wenn sie Globi kennenlernen, schliessen sie ihn ins Herz, egal, woher sie kommen. Und sie bleiben bei ihm, bis sie etwa zehn Jahre alt sind. Mir scheint, je städtischer sie wohnen, desto früher steigen sie aus; je ländlicher, desto länger bleiben sie dabei. Die «Globi Wissen»-Bände und seine Kochbücher werden bis zwölf Jahre und älter gelesen und genutzt.

Weltwoche: Welche Anspruchsgruppe ist wichtiger: Kinder oder Eltern?

Klinkenberg: Beide, oder besser: alle! Eltern, Grosseltern, Tanten, Onkel, Götti, Gotti – das ist unsere Käuferschaft, die überzeugt sein muss. Globi wird quasi vererbt, er geht von Generation zu Generation und wird im Herzen konserviert. Wer nicht mehr Kind ist, dann aber wieder mit Kindern konfrontiert ist, erinnert sich positiv an Globi.

Weltwoche: Wie gross ist der Realitätsanspruch an die Zeichnungen?

Klinkenberg: Wenn wir ein reales Thema haben, muss es stimmen. Das heisst, Rom muss aussehen wie Rom. Eine Kuh wie eine Kuh. Natürlich immer im Comicstil. Bei fantastischen Themen wie Schlaraffenland oder Märchenreich sind die Illustratoren freier in der Gestaltung.

Weltwoche: Kämen Buben in Röcken zufällig, spielerisch oder ganz bewusst bei Ihnen vor?

Klinkenberg: Wir sind an allem interessiert, offene Menschen, die in der heutigen Zeit leben. Wir nehmen wahr, was sich verändert oder vielfältiger wird. Und das wächst auch in die Geschichten. Was vorkommt, kommt vor. Wir suchen aber nicht nach Ausgefallenheit.

Weltwoche: Käme es in Frage, die Verse mit Gendersternchen zu verzieren?

Klinkenberg: Das brauchen wir nicht. In den Texten haben die Menschen entweder Namen,

«Globi ist ein pfffiger, schelmischer Erfinder und Abenteurer, neugierig und mutig.»

oder dann steht Frau, Mann, Junge, Mädchen. Die Personen werden gezeichnet, wie sie sind.

Weltwoche: Wie heikel sind Globis Geschichten in der hyperkorrekten Welt heute? Wann wird das Eis dünn, und Gegenwind zieht auf?

Klinkenberg: Globi hat eine lange Geschichte. Es gibt Globi-Bücher seit den dreissiger Jahren. Viele dieser Inhalte sind nicht mehr zeitgemäss. Wichtig ist uns allen seit vielen Jahren, dass in unseren Büchern keine Minderheiten, Ethnien, Religionen oder Ähnliches verunglimpft werden.

Weltwoche: Wie sehr beschäftigen Altlasten, was heute nicht mehr geht, Ihren Alltag?

Klinkenberg: Wie erwähnt, die meisten Globi-Bücher aus den dreissiger bis zu den sechziger Jahren sind nicht mehr lieferbar und seit Jahrzehnten vergriffen. Wenn wir

aber ältere Titel neu auflegen, wie etwa das «Rösslein Hü», ein anderes Kinderbuch von 1950, das auch in unserem Verlag erscheint, lassen wir den Text komplett neu lektorieren, weil die Sprache verstaubt ist, sich Werte verändert haben, Inhalte nicht mehr zeitgemäss sind und damit für Kinder von heute nicht mehr verständlich.

Weltwoche: Globi wurde in den Siebzigern als «autoritärer Charakter» beschrieben. Was ist er heute?

Klinkenberg: Ein pfffiger, schelmischer Erfinder und Abenteurer, neugierig und mutig, mit Entdeckergeist. Einer, der ehrlich, authentisch und nachvollziehbar ist. Am besten fragen Sie die Kinder selber!

Weltwoche: Kritiker sagen, Globi sei über die Jahre staatsnah geworden, der «Anarcho-Globi» sei verlorengegangen. Wie sehen Sie das?

Klinkenberg: Vielleicht war er gar nie so «anarcho»? Staatsnah ist interessant, das habe ich noch nie gehört. Wir arbeiten ab und an mit Institutionen, die für die Schweiz und ihre Bewohnerinnen und Bewohner relevant sind. Die Kinder interessieren sich zum Beispiel für die Feuerwehr, die Polizei, die Bahn, den Flughafen, die Rega. Da arbeiten oft auch die Eltern. Globi macht den Blick hinter die Kulissen möglich. Daneben erlebt er auch viele Abenteuer in Fantasiewelten, im Weltraum, im Ausland, er war auf Weltreise, als in unseren Breitengraden noch niemand eine gemacht hat, er besuchte Venedig, Rom, Paris, Istanbul, reiste durch die Alpenländer, entdeckte das alte China, war immer wieder in historischen Settings.

Weltwoche: Was gefällt Ihnen am besten an Globi?

Klinkenberg: Mich fasziniert, dass er so beliebt ist. Er hat fast schon Superstarstatus. Ich mag seine klare Farbgebung, seine Charaktereigenschaften, das Pfffige, den Erfindergeist, in der Wirtschaft würde man sagen, seine Lösungsorientiertheit. Und natürlich: das Draufgängerische. Ich staune immer wieder über seine Wirkung. Man kann mit fast jeder Person in der Schweiz über Globi reden. Die meisten haben ihn gern.

Weltwoche: Welches ist Ihr Lieblingsbuch?

Klinkenberg: Es gibt ein paar. Besonders gelungen finde ich «Globi auf der Alp», «Globi auf der Pirateninsel», «Globi in der Schule». Von den alten Bänden ist es «Globis Abenteuer auf dem Meeresgrund», ich mag den Schmiss, den der erste Illustrator hatte.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft dieses Schweizer Kultbuches?

Klinkenberg: Wir haben noch viele Ideen, und alle, die mit Globi arbeiten, sind hochmotiviert und superprofessionell. Ich tippe darauf, dass der Kerl eine glänzende Zukunft vor sich hat. Bis 2026 kenne ich sie schon.

TV-Kritik

Energie in der Schüssel

Roman Zeller

Sportschau: samstags, 18 Uhr, Das Erste

«Staatsnah», «unausgewogen», ein «Einheitsbrei», so lautet die Kritik an den öffentlich-rechtlichen Sendern. Einverstanden. Mit einer Ausnahme: die «Sportschau», samstagsabends, im Ersten. Sie gehört zum Besten, was Fussballberichterstattung zu bieten hat. Unerreicht von Pay-TV-Sendern. Und mit Vorbildcharakter, fürs Schweizer Fernsehen. 1961 erstmals ausgestrahlt, erwarten die Zuschauer ab 18 Uhr zwei Stunden Spielzusammenfassungen. Kompakt und mit dramaturgischer Dynamik: Zuerst spielen die Mannschaften aus den Regionalligen, dann diejenigen der zweiten und schliesslich der ersten Bundesliga, der interessantesten Liga der Welt, weil jedes Team jedes andere schlagen kann – abgesehen vom FC Bayern München. Routiniers wissen, ab 18.45 Uhr gilt's ernst mit den Top-Spielen. Die Leckerbissen zum Schluss.

Die Kommentatoren begleiten die Spielzüge kompetent, leidenschaftlich, unterhaltsam – und überraschend: Nach einem Tor sind die Fans im Stadion nicht «elektrisiert» oder «völlig aus dem Häuschen». In der ARD-«Sportschau» ist «plötzlich wieder Energie in der Schüssel». Das neunköpfige Moderatorenteam – mit derzeit überwiegend Frauen – war immer mehr als «nur» Gerhard Delling, bis 2019 fast dreissig Jahre lang das Gesicht der «Sportschau». Sie alle trauen sich eine harte Meinung und Positionsbezug zu. Am vergangenen Wochenende endete die 59. Bundesliga-Saison. Meister wurde, wie die letzten zehn Jahre immer, der FC Bayern München. Schon wieder, ist man versucht zu sagen. Aber da kann die «Sportschau» nichts dafür.



„Seitdem er so viele Sachbücher liest, ist er ein völlig anderes Tier geworden.“



Tapfer, aber mit zu wenig Ironie: Benedict Cumberbatch als Dr. Strange.

Film

Ungebremster Wahnsinn

Wolfram Knorr

Dr. Strange in the Multiverse of Madness
(USA, 2022): Von Sam Raimi. Mit Benedict Cumberbatch, Xochitl Gomez, Elizabeth Olsen, Rachel McAdams

Sauber rasierter Bart, strenger Haarschnitt mit weissen Strähnen an den Schläfen, gratuliert in korrektem Zwirn Dr. Strange (Benedict Cumberbatch) seiner Ex-Freundin Christine Palmer (Rachel McAdams) zur Hochzeit. Plötzlicher Lärm lockt ihn auf den Balkon. Was er in der Strassenschlucht Manhattans von hoch oben erblickt, ist nicht von dieser Welt: Ein Riesenmonster, halb Spinne, halb Krake, kugelförmiger Bauch mit einem riesigen Auge in der Mitte, macht Randalie, schleudert mit den Tentakeln alles kurz und klein, was ihm in die Quere kommt.

Stammt es aus dem Pixar-Film «Monsters, Inc.»? Möglich ist alles, weiss Strange und handelt, springt über die Balkonbrüstung, ändert im Flug sein Outfit in das des Magiers und ringt mit der Superenergie seiner Hände und der Kraft seines roten Umhangs den ausser Rand und Band geratenen Horror-Kopffüssler nach wilden Zerstörungssorgen nieder. Das surreale Biest war hinter America Chavez (Xochitl Gomez) her.

Denn die hat besondere Fähigkeiten: Sie kann von einem Universum ins andere wechseln, genau deshalb ist das Ex-Avengers-Mitglied Scarlet Witch (Elizabeth Olsen) hinter ihr her. Sie braucht ihre Fähigkeiten und hat's übers Monster versucht. Scarlet will zu ihren selbst imaginierten Kindern, die in irgendeinem der Universen rumhängen, und sie kommt auf Teu-

fel komm raus nicht rein. Miss America muss ihr das ermöglichen, wenn's sein muss eben mit Zwang. Scarlet ist der teuflischste aller weiblichen Teufel, die über die Leinwand mäandern («Hansel & Gretel: Witch Hunters», 2013; «Into the Woods», 2014). In Wahrheit, weiss Strange: alles nur Mache.

In Wahrheit will die diabolische Lady sich Americas magische Kräfte einverleiben, um wie ein weiblicher Gargantua sämtliche Universen zu besitzen. Strange muss das verhindern. «Dr. Strange in the Multiverse of Madness» ist der sehr korrekte Titel des 28. Superhelden-Films aus der Marvel-Schmiede und der zweite, in dem das Avengers-Mitglied die dominante Rolle spielt. Und der durchgeknallteste.

Rhabarber-Mystizismus

Jedes Objekt, so die Multiversum-Theorie, besitze das Potenzial beliebiger Zustände, die sich in einer Vielzahl paralleler Universen darstellten. Das Marvel Cinematic Universe (MCU), das zu den erfolgreichsten Spektakelstudios Hollywoods gehört, fischt im Drüben der Theorie nach einem handfesten Narrativ. Anfang der 1960er Jahre, als die Hare-Krishna-Ära begann, das Psychedelische in Mode kam mit dem ganzen Rhabarber-Mystizismus, überlegten die Marvel-Kreativköpfe Steve Ditko und Stan Lee, auf den Zeitgeist mit einer neuen Figur zu reagieren. Sie entwickelten den arroganten, aber hochprofessionellen Neurochirurgen Stephen Strange, der nach einem schweren Autounfall nicht mehr operieren kann und verzweifelt nach einem Heilmittel sucht.

Als er von den sagenhaften magischen Kräften Mordos in Kathmandu hört, reist er zu ihm in seinen strengen Orden und wird zum Meister der Magie, kehrt zurück und eröffnet in Greenwich Village eine Praxis für Okkultismus und Parapsychologie, was ihm das Tor in andere Dimensionen öffnet. Ditko fand dafür fantastische

Bilder. Viele Fans glaubten deshalb, Ditko und Lee (der Story-Schreiber) würden sich von Halluzinogenen inspirieren lassen. Neu ist die Figur nicht. Ihr Vorläufer stammt aus den 1930er Jahren, heisst «Mandrake the Magician» und konnte mit einer Menge von überirdischen Methoden Bösewichte zur Strecke bringen. Erfinder war Lee Falk, und für manche Historiker war Mandrake der erste echte Superheld.

Sein Erscheinungsbild war typisch für die Zeit und die Variété-Szene: Menjou-Bärtchen, dunkler Anzug, schwarzer Zylinder und scharlachroter Umhang, der sich ebenso blähte wie Stranges rotes Cape. Die Inspirationsquelle für Sam Raimis «Dr. Strange 2» ist – zumindest visuell – der Avantgarde- und Experimentalfilm mit seinen kühnen optischen Spielereien. Werbung, Videos, nicht zuletzt auch die Filme Christopher Nolans («Inception»), haben die einst kühnen optischen Spielereien und Tricks «hollywoodisiert». Es ist in der Tat ungebremster Wahnsinn, wenn das Bild zerbricht wie einst in den stakkatohaften Filmen von Hans Richter («Rhythmus», 1921 / 23) bis Stan Brakhage («Centuries of June», 1956).

Wie auf der Werkbank Marvel die Bausteine erstmals zertrümmert, ist erstaunlich, wird aber immer wieder von der dürftigen Handlung mit seinen etwas krampfhaften Querverweisen konterkariert. Cumberbatch, der ein wenig Christopher Lee als Dracula ähnelt, schlägt sich tapfer, aber mit zu wenig Ironie.

Kunst

Zwischen Menschen und Berggipfeln

Rolf Hürzeler

«Sagenhafter Alpenraum»: Forum Schweizer Geschichte, Schwyz. Bis 2. 10.

Stürmische Wolken türmen sich über der Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht. Wer genauer hinsieht, entdeckt eine winzige Postkutsche auf dem Weg zum Gotthard; dahinter ist ein kleiner Gottesmann im Anmarsch. Diesen Eindruck menschlicher Kleinheit vermittelt ein grossformatiges Aquarell des Schweizer Malers Johannes Weber (1846–1912). Es illustriert die Sage perfekt, die Urner hätten diese Brücke einst dem Teufel abgeluchst. Gemäss einer Abmachung baute er sie persönlich, doch der Preis blieb ihm verweigert, nämlich die Seele des ersten Menschen, der darüber gehen sollte. Das Werk warb an der Weltausstellung in Chicago für die Gotthardbahn.

Webers Gemälde ist derzeit im Forum Schweizer Geschichte Schwyz sehen. Das Museum zeigt die Ausstellung «Sagenhafter Alpenraum», die all die fantastischen Geschich-

ten erzählt, die Menschen bis heute erfinden, um mit Übermächtigem leben zu können. In früheren Zeiten ebenso wie heute: Man denke nur an die Verschwörungstheorien in den sozialen Medien, die während der Pandemie die Runde machten.

Die Schwyzer Ausstellung wählte einen historischen Ansatz: So erinnert sie an Geschichten wie «Die schwarze Spinne», die Jeremias Gotthelf zu Papier brachte. Die Novelle berichtet von einem unseligen Pakt, den eine Bäuerin in ihrer Not mit dem Teufel schliessen musste. Pfarrer Gotthelf stellte sich mit diesem Schicksal auf die Seite der Unterdrückten

Wäre der Tell nicht in den Köpfen, müsste man ihn erfinden.

in einer obrigkeitgläubigen Gesellschaft, wie er sie zu seiner Zeit erfahren hatte. In der Ausstellung ist ein Exemplar der Erstausgabe der «Schwarzen Spinne» aus dem Jahr 1842 zu sehen. Gotthelf erfasste den Zeitgeist also exakt; sechs Jahre später kam es zur liberalen Erhebung.

Auch Unbekanntes ist in Ton- und Videoproduktionen zu vernehmen, etwa wenn Menschen von unglaublichen Begegnungen erzählen, die nur für sie selbst wahr sind. So berichtet ein Stanser Pfarrer in einer Videoproduktion von seinen Begegnungen mit verlorenen Seelen. Er redet zwar stets im Konjunktiv, aber man spürt, da redet einer, der glaubt, was er sagt.

Nicht alle Geschichten haben das Potenzial, Jahrhunderte zu überleben. Dazu braucht es

schon den famosen Wilhelm Tell, eine Sage aus Skandinavien. Die Ausstellung belegt, wie Generationen diese Figur vereinnahmten. Ins Auge fällt ein Stich mit der ikonografischen Darstellung des Apfelschusses mit dem Titel «The heroic deed of Wilhelm Tell, which laid the Foundation of Swiss Liberty and Helvetic Union». Geistesgrössen wie der englische Historiker Edward Gibbon erkannten Ende des 18. Jahrhunderts die politische Sprengkraft dieser Geschichte und erachteten sie als richtungsweisend für ein freies Europa. Tell ist unverwundlich: So diente er in den Weltkriegen als nationale Identifikationsfigur. Seither taucht er weiterhin in der Werbung oder in politischen Kampagnen auf, etwa auf einem Abstimmungsplakat der Gegner der Nuklearenergie aus dem Jahr 1979, die mit «Tell national» für ihre Sache warben. Um es paradox auszudrücken: Wäre der Tell nicht in den Köpfen, müsste man ihn erfinden.

Zwischen Menschen und Berggipfeln

Einzelne Sagen sind weitherum verbreitet, weil sie Allgemeinmenschliches erklären, wie die Geschichte von dem «Schrättli». Noch keiner hat das Wesen gesehen, es existiert aber ganz gewiss. Nachts schleicht es sich in die Gemächer friedlich schlafender Menschen und setzt sich ihnen auf die Brust. Mit dem Aufwachen im Schreck verzieht sich der Störenfried, um wenn möglich in der gleichen Nacht andernorts sein Unwesen zu treiben.

Geschichten wie diese geben einem zu denken in der Schwyzer Ausstellung. Man ist der festen Überzeugung, dass es irgendwo zwischen den Menschen und Berggipfeln Dinge gibt, die sich nicht so leicht erklären lassen.



Mit Übermächtigem leben: Ausstellung «Sagenhafter Alpenraum».

Rock Ihre Maschine stockt

Jean-Martin Büttner

Rammstein: Zeit. Universal.

Alles scheint noch auf «Zeit» da zu sein, dem achten Studioalbum von Rammstein, der Gruppe aus der ehemaligen DDR. Sänger Till Lindemann lässt mit seinem wuchtigen Bariton das «R» wieder grollen, die beiden Gitarristen sägen ihre Präzisionsriffs, die Rhythmusgruppe jagt den Puls hoch, darüber schwebt Keyboarder Flake mit seinen Klavierakkorden. Absehbare Provokationen sind eingebaut, pueril und geschmacklos, wie man es von ihnen erwartet. Oder satirisch wie auf «Zick Zack», dem Lied über die Schönheitsindustrie: «Bauchfett in die Biotonne/Der Penis sieht jetzt wieder Sonne».

Im Einklang mit der neuen Platte gehen Rammstein auf Welttournee. Am 30. und 31. Mai spielen sie im Zürcher Letzigrund. Die beiden Konzerte waren innert zweieinhalb Stunden ausverkauft, ein Beleg für die Beliebtheit der Band. Dabei wird Lindemann im Januar sechzig.

Präzise und druckvoll

Der Erfolg der lauten Deutschen hat einen einfachen Grund: Rammstein gehören zu den aufregendsten Bühnenbands, die man sich wünschen kann. Ihre Musik ist nahe am Skelett gebaut. Es gibt keine Gitarrensolis und Zwischenansagen, das Sextett reduziert seine Musik auf das Maximum, diese kommt präzise und druckvoll aus den Boxen. Selbst wer Deutschrock nicht ausstehen mag und vom neuen Album wenig beeindruckt ist, wird das der Gruppe zugestehen. Dazu kommt eine Bühnenshow aus Licht und Feuer, mit der die Band weltberühmt geworden ist.

So jedenfalls sehen es die Zuschauerinnen und Zuschauer in den USA, in Japan, Russland, Frankreich, Mexiko, Grossbritannien und überall sonst. Dass die Leute die deutschen Texte mitsängen, sagte Sänger Lindemann im Gespräch, sei kein Beleg für ihre Sprachkompetenz: «Die singen bloss lautmalerisch.» Aber sie singen.

Prä-Corona konnte man Rammstein im Berner Stade de Suisse erleben, das war vor drei Jahren. Die Deutschen haben gerüttelt und gedroschen und gehauen wie gestochen, es blitzte und donnerte, brannte und rauchte, es war ein tolles Konzert.

Aber was ist mit ihrer neuen Platte? Die Presse ist sich einig wie selten bei einer Band, die üblicherweise mit der Kontroverse als Marketing operiert: So klingt ein Album des Abschieds. Neben Gitarre, Bass und Schlagzeug gibt es Klavier, Streicher und Chöre zu hören. «Zeit» handelt schon im Titelstück vom Alleinsein, Enden und Sterben. Die Platte beginnt

Das alles verstanden Rammstein als Theatervorstellung, an deren Ende sich die Musiker verneigten.

mit der verhaltenen Hommage an die «Armeer der Tristen». Und endet mit «Adieu», auf dem Sänger Lindemann der Sentimentalität verfällt, sonst nicht sein Stil. «Adieu, goodbye, auf Wiedersehen/Den letzten Weg musst du alleine gehen/Ein letztes Lied, ein letzter

Kuss/Kein Wunder wird geschehen.» Zum ersten Mal glaubt man auf einem Album der Band ein Stocken der Maschine zu vernehmen, das man, je nach Einstellung, als neue Nachdenklichkeit oder als Nachlassen der Kräfte interpretieren kann. Rammstein waren immer Feuer und Flamme gewesen, es gab bei ihnen nur alles oder Nihilismus. Ihre krachende Musik, die pyromanische Liveshow, Lindemanns grauenverliebte Texte suchten das Extreme.

Orientierung aus Not

Diese Orientierung sei aus einer Not entstanden, hat der Gitarrist Paul Landers einem einmal erklärt. «In der DDR standen wir als Punker immer mit einem Bein im Gefängnis.» Als sie aber nach dem Mauerfall auf die Westberliner Konkurrenz stiessen, wurde ihnen klar, dass sie gegen diese keine Chance hatten. Also verhärteten Rammstein ihre Musik und provozierten mit einer Kombination von Schockelementen: eine düster-harte, am Heavy Metal angelehnte Musik, von ihnen «Tanzmetall» genannt; finstere Texte, viele in schwarzem Humor getränkt, die schon deshalb so grell klangen, weil Lindemann sie auf Deutsch vortrug; eine spektakuläre Show mit pyromanischem Einschlag und ästhetischen Anleihen bei Leni Riefenstahl. Das alles verstanden Rammstein als Theatervorstellung, an deren Ende sich die Musiker höflich verneigten.

Brachialnostalgiker

Was sich aber schon auf dem vorletzten Album angekündigt hatte, wird jetzt immer deutlicher hörbar: Auch Rammstein spüren die Erschöpfung. Gitarrist Richard Kruspe bekannte, er sei nach dem Ende der letzten Tour in eine tiefe, durch Corona verstärkte Depression gefallen. Und die Texte von Lindemann formulieren Todessehnsüchte in Serie.

Im Grunde bleiben Rammstein Romantiker mit Kabel, sie sind Brachialnostalgiker. Dazu passt, dass Lindemann, Sohn eines angesehenen ostdeutschen Verlegers, in Interviews gesagt hat, nach Joseph von Eichendorff sei keine grosse deutsche Lyrik mehr entstanden.

Auch Lindemann schreibt Gedichte. Ein Zweizeiler von ihm geht so:

«In der Nacht, da weint ein Mann/weil er sich erinnern kann.» *Bienvenue à Zurich*, Rammstein, *et adieu*.



Romantiker mit Kabel: Rammstein.



Wie frei wir noch waren: Bild von Philipp Mueller.

Fotografie

Die Unerreichbaren

Dominique Feusi

Philipp Mueller: 120 bpm. Englisch.
Edition Patrick Frey, 2021. 204 S., Fr. 55.90

Wir warten auf das Wummern. Das Wummern der Verheissung, das uns auch dieses Wochenende in eine so wunderbare wie wundersame Welt, die nur Auserwählte kennen und von der das schlafende Zürich nichts ahnt, führen wird. Das Wummern ist der Prolog, und wir wollen auch diese Nacht Geschichte schreiben.

«Follow the Lights» steht auf dem Flyer, falls es denn einen gibt, denn jemand, der jemanden kennt, weiss ohnehin, wo das Wunderland gerade gastiert: in einem Rohbau in Oerlikon, im Sihlwald, im Zürich-Enge-Velotunnel. Doch Lichter sind ein schlechter Wegweiser, denn Rechaudkerzen gehen aus, oder irgendein Idiot kickt sie weg, ein hochsensibles Navigationssystem. Aber auf das Wummern ist Verlass.

Es sind die frühen 1990er, Raves sind illegal, keiner hat ein Smartphone, die Kommunikation beruht auf Urvertrauen: Die Information wird mich finden. Wer nicht daheim ist, ist dann mal weg, unerreichbar, und doch weiss man jedes Wochenende, wo man sein muss. Es sind Jahre des Aufbruchs, Techno wird in der Schweiz eine der letzten grossen Jugendbewegungen, die das Nachtleben, die Klubs und die elektronische Tanzmusik bis heute prägen. Eine Generation stapft sich frei. Wer dabei war, kennt das Gefühl, wenn das Wummern durch den Körper fährt: Du bist angekommen.

«120 bpm» sind die *beats per minute* eines Klubs sowie der Titel des Buchs des Schweizer Fotografen Philipp Mueller, der die frühe Phase des Techno Anfang der 1990er in unmittelbar-rohen Aufnahmen von den ersten Zürcher Street Parades, illegalen Raves, Partys, backstage

in Klubs und in der Intimität des Privaten für verschiedene Publikationen dokumentierte. Eine davon war *forecast*, das Magazin für «Ausgehen, Kultur und Stadtleben», wo ich Creative Director und zuständig für die Fotografenauswahl war. Philipp Mueller arbeitete bereits international, und er sagte damals zu mir, dass man auch in London und Paris ganz scharf auf seine Bilder sei. «Dann verkauf sie in Paris!», entgegnete ich. Denn so war das damals in Zürich. Man scheute keinen Vergleich. Alle fühlten sich wichtig. Grosse Fische im kleinen Teich.

Natürlich haben wir zusammengearbeitet, denn Mueller war gut. Und so muten dann auch seine Bilder in «120 bpm» international an. Er habe das alte Material, das in einer Kiste bei seinen Eltern war, Freunden gezeigt und wurde stets gefragt: «Wow! Ist das Berlin?» Und seine Antwort war: «Nein, Zürich!»

Alles ist Zitat

Interessant, ja geradezu bizarr ist, wie aktuell sich die Bilder anfühlen. Die Haare, das Make-up, die Mode, die Ästhetik: «Sie könnten heute im *i-D* oder *The Face* erscheinen», so Mueller. Damals waren die einflussreichen britischen Mode- und Musikzeitschriften unser Quell der Inspiration. Wer und was da drin war, war cool. Und nun zitiert die Generation Z den Stil der Generation X. Nichts ist selbst erlebt. Alles ist Zitat. Verständlich, sehnen sich die Digital Natives nach einer Zeit, die sie nie erlebt haben. Muellers Bilder zeigen, wie frei wir noch waren. Wir lebten im Augenblick. Ob etwas gut oder schlecht war, beurteilten keine virtuellen Likes und Klicks, sondern die eigene Intuition. Die Öffentlichkeit war noch privat. Kein Internet, das nicht vergisst. Das Internet war ohnehin noch so hochkompliziert; man wusste nicht, ob das Zukunft hat. Und die Zukunft interessierte uns sowieso nicht. Wir wollten feiern. Jetzt.

Zum Glück hat damals niemand Fotos gemacht!, habe ich in den folgenden Jahren oft gedacht. Doch nun denke ich: Danke, Philipp.

Jazz

Furioses Testament

Peter Rüedi

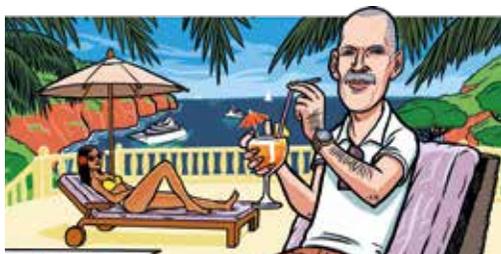
Lee Morgan: The Complete Live at the Lighthouse. Blue Note 00602508839351

In letzter Zeit nehmen im Jazz die Reeditionen, Entdeckungen von *lost albums*, Gesamtausgaben und Hommagen an Titanen von gestern in einem Mass zu, dass ein Unbehagen selbst den ergreift, der sonst eher Geschichtsvergessenheit beklagt. Kommt dazu, dass von den Aufnahmen, die Lee Morgan an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Juli 1970 im Klub «Lighthouse» an der kalifornischen Hermosa Beach einspielte, bereits 1971 ein Doppelalbum, 1996 eine auf drei CDs erweiterte Version erschien. Ist also «The Complete Live at the Lighthouse», die lückenlose Dokumentation aller in zwölf Sets gespielten 33 Stücke (auf acht CDs oder zwölf LPs!), Gegenstand für ein paar Jazz-Archäologen, einem normalen Publikum nicht zuzumuten?

Keineswegs! In seiner mitreissenden Vitalität, im spontanen Erfindungsreichtum, musikalischen Tiefgang und Witz ist das ein Erlebnis, in dessen Verlauf die Aufmerksamkeit des Zuhörers sich eher schärft als ermüdet. Nach so viel geballter Power hängt er am Ende von rund sieben Stunden vielleicht etwas erschöpft, aber erleuchtet in den Seilen. Morgan war zum Zeitpunkt dieser Aufnahmen auf dem Gipfel seiner enormen Möglichkeiten und in einer glücklichen Phase seines an Katastrophen und Auferstehungen reichen kurzen Lebens. Als Teenager von Dizzy Gillespie entdeckt, Trompeter einer der erfolgreichsten Ausgaben von Art Blakey's Jazz Messengers, in der Folge fast seinen Drogenproblemen erlegen und wunderbar gerettet, mit seinem Album «The Sidewinder» zum Star von Blue Note avanciert, glänzte er, inzwischen clean, auf den «Lighthouse»-Mitschnitten mit seinem mächtigen, gleichzeitig scharfen und flexiblen Ton und, zusammen mit einer stellaren Band (Bennie Maupin am Tenor, Harold Mabern am Piano, Jymie Merritt am Bass und Mickey Roker am Schlagzeug), mit einem Jazz, der, für einen Trompeter besonders anspruchsvoll, sich eher an den modalen Erfindungen von Coltrane orientierte als an Morgans populären Hard-Bop-Hits. In zum Teil komplexen Kompositionen seiner Partner, des entfesselten Maupin, des pianistisch oft an McCoy Tyner erinnernden Mabern und des tiefgründigen Merritt.

«Lighthouse» war Lee Morgans erstes Live-Album und sein furioses Testament. Keine zwei Jahre später wurde er, gerade mal 33, in einem New Yorker Klub von der Frau erschossen, die er verlassen wollte.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Sexfrequenz

Mark van Huissingling

«Jede dunkle Wolke hat einen Silberstreifen», geht eine englische Redensart. Vor zirka zwei Jahren hiess es, die Covid-19-Pandemie (dunkle Wolke) führe dazu, dass viele Menschen mehr Sex haben würden (Silberstreifen). *Nau.ch*, ein Newsportal, gab einen deutschen Psychotherapeuten dazu wie folgt wieder: «Ein enges Beisammensein, gepaart mit einer gewissen Angst oder Unsicherheit, fördert immer die Sexualität.» Klingt stimmig. War aber vielleicht zu hoch gehängt – möglicherweise macht bloss Gelegenheit Liebe, schreibt Ihr Kolumnist (immerhin soll die sexuelle Aktivität jeweils bereits während längerer Stromausfälle steigen. Quelle: *New Yorker*, keine Ahnung, woher die das haben).

Mittlerweile weiss man, es kam anders. «Sex in der Pandemie? Ach nö», fasste ein Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* Ende 2021 die Lage zusammen. Und dies, nachdem die Sexhäufigkeit bereits zuvor seit Jahren rückläufig gewesen war. 2018 zum Beispiel berichteten fast 25 Prozent der Amerikanerinnen und Amerikaner im sexfähigen Alter, sie hätten in den vergangenen zwölf Monaten keinen Geschlechtsverkehr gehabt. Bloss 39 Prozent brachten es nach eigenen Angaben auf einen wöchentlichen Akt (oder mehr); 22 Jahre früher, 1996, war es noch die Mehrheit (51 Prozent) gewesen, die sagte, wenigstens einmal wöchentlich Sex zu haben.

Als Erklärung für das Abflachen der Frequenzkurve könnte man das Altern der Bevölkerung in entwickelten, besser: gesättigten Ländern angeben. Sowie die zunehmende Zahl von Depressiven, die Psychopharmaka nehmen (mindern die sexuelle Lust). Plus die

sogenannte Sublimierung: Videospiele und Pornofilme, vor allem Letztgenannte, sollen bei Vielschauern «sexuelle Anorexie» (*New Yorker*) erzeugen. Und natürlich die zeitfressenden Smartphones et cetera im Allgemeinen sowie die sozialen Medien im Besonderen. Der Hauptgrund ist aber offenbar ein anderer: Die Jungen haben später Sex. Und wenn's dann endlich so weit ist, sind sie sexuell weniger aktiv.

Nochmals Zahlen aus Amerika (die nicht mit denen der Schweiz übereinstimmen müssen, wohl aber eine auch hierzulande gültige Entwicklung aufzeigen): Zurzeit haben 60 Prozent der 14- bis 18-Jährigen noch nie Sex gehabt, in den 1990er Jahren waren es bloss 45 Prozent. Heute sind zweieinhalbmal so viele der Frauen und Männer Anfang zwanzig (Generation Z) sexuell inaktiv, gemessen an den Gleichaltrigen vor dreissig Jahren (Generation X) – MvH gehört zur Generation X, nebenbei erwähnt, und wir waren nicht die Rammler-Generation, das waren die vor uns, die Achtundsechziger und die Hippies.

Wer's nicht glaubt und als Gegenbeweis «Euphoria» oder ähnliche TV-Serien anführt, in denen junge Leute von heute in einer Folge mehr Partner tauschen als Kommunarden im ganzen Sommer der Liebe von 1967, dem entgegenge ich: «Drum ist's ein Film» (Copyright: meine Mutter). Und bringe erneut den Begriff der Sublimierung – auf die Bevölkerung runtergerechnet, werden etwa in Grossbritannien am meisten Kochbücher, -shows et cetera veröffentlicht, aber nicht, weil dort am meis-

25 Prozent der Amerikanerinnen und Amerikaner hatten 2018 keinen Geschlechtsverkehr.

ten gekocht wird, sondern am wenigsten. Interessant ist's auch, übrigens, die meistangewendeten Sexpraktiken in Pornofilmen aus verschiedenen Herkunftsländern zu vergleichen, das lässt ebenfalls Analogien zu, denke ich.

Zurück zu den Jungen und ihren toten Hosen. Sie leben heute länger bei ihren Eltern als früher, in Amerika etwa ist die Mehrheit der 18- bis 34-Jährigen noch immer nicht ausgezogen. Klar, «wo ein Wille ist, ist auch ein Gebüsch», ging ein Witz, als ich jung und wohnungslos war. Doch Kinderzimmer oder

Kleinwagen bieten nicht die besten Rahmenbedingungen für ein *happy sex life*, das muss man zugeben.

Zum Schluss eine überraschende Wende beziehungsweise die seltene Gelegenheit, eine gesellschaftliche Entwicklung als erfreulich darzustellen: Die schwindende Sexfrequenz könne auch das Ergebnis davon sein, dass mehr Frauen nein sagen dürften und mehr Männer eine Abfuhr akzeptieren könnten. Sagt jedenfalls Stephanie Coontz, eine Historikerin. Das wäre dann der Silberstreifen hinter der dunklen Wolke.



UNTEN DURCH Refugium in der Wüste

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno will ein Stück Land in Arizona kaufen, weil Land dort sehr billig ist, wenn man es in der Wüste kauft. Bruno sagt: «Wüste ist das falsche Wort. Es ist mehr eine Steppe.» Aber auf den Fotos, die er mir von Grundstücken gezeigt hat, sieht die Steppe meiner Meinung nach mehr wie Wüste aus. «Das täuscht», sagt Bruno, «sobald man dort ist, sieht man, dass da Gras wächst.» Bruno war zwar noch nie dort, aber er hat eines der Fotos vergrössert, und darauf ist seiner Meinung nach eindeutig ein Grasbüschel zu sehen. Bruno sagt: «Mir ist schon klar, dass es kein bewaldetes Grundstück mit See ist wie in Sils Maria. Aber dafür kostet es ja auch nur 2000 Dollar.»

Das klingt allerdings nach einem Schnäppchen! 2000 Dollar für einen Hektar Wüste mit Grasbüscheln. Wenn Bruno Glück hat, befindet sich auf dem Grundstück auch das Nest einer Klapperschlange. Dann kann er die jungen Schlangen an das China-Restaurant verkaufen.

Denn auf der Website, auf der das Grundstück angeboten wird, steht, in nur 23,5 Meilen Entfernung befinde sich das China-Restaurant «Lotos Beauty». Oder Bruno brät die Schlangen gleich selbst, auf dem Elektrogrill, den er auf seinem Grundstück aufstellt. Im Inserat steht nämlich, Elektrizität und Internet-Zugang gebe es «in der Nähe des Grundstücks».

Falls mit Nähe nicht Los Angeles gemeint ist (nur 555 Meilen entfernt), könnte Bruno also eine Stromleitung vom Elektrogrill zu der in der Nähe befindlichen Stromquelle legen – wobei er natürlich aufpassen muss, dass er beim Verlegen der Leitung nicht von den Klapperschlangen gebissen wird. Der nächste Arzt ist nämlich laut Inserat «ca. 1 Stunde Fahrt» weit weg. Bruno müsste die Bisswunde also selber auswaschen, aber womit? Wasser gibt es auf dem Grundstück natürlich auch nicht, denn die Gräsbüschel saugen alles auf, was an Feuchtigkeit da ist. «Ich will ja gar nicht dort wohnen», sagt Bruno, «oder erst im Notfall. Und im Notfall ist es mir dann egal, ob ich Strom oder Wasser habe, Hauptsache, ich lebe.»

Bruno geht nämlich davon aus, dass in einem möglichen nächsten Krieg die Schweizer Neutralität so viel wert ist wie ein Loch im Socken. Bruno hat dazu eine ausgeklügelte geostrategische Meinung: Für einen aus Osten kommenden Angreifer, der auf breiter Front gegen Deutschland, Frankreich und Italien kämpft, ist die Einnahme der Schweiz von Vorteil, um die Frontlinie geschlossen zu halten. Im letzten Weltkrieg sei das anders gewesen, sagt Bruno, weil die Schweiz da von Anfang an hinter der Frontlinie der Achsenmächte gelegen habe und durch ihre Neutralität eher den Alliierten im Weg gestanden sei. «Und jetzt mal ganz ehrlich», sagt Bruno, «die Schweizer Armee könnte vielleicht die russische Kavallerie eine Weile aufhalten, wenn die Russen noch eine hätten.» Deshalb sucht Bruno jetzt also ein Refugium in Arizona, und er hat auch schon die Swiss angerufen und gefragt, ob es ein Economy-Flex-Ticket gibt, das einem einen Sitzplatz in der letzten Maschine garantiert, die nach Kriegsausbruch von Zürich in die USA fliegt. Gibt es aber nicht – die Swiss hat offenbar die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt.

Natürlich hat Bruno auch abgecheckt, ob es in Arizona Militärbasen mit Nuklearwaffen gibt, die ein Angriffsziel sein könnten – gibt es aber auch nicht. Laut Inserat befindet sich

das Grundstück 246 Meilen von der Nuclear Missile Base in Sandia, New Mexico, entfernt. Aber was ist, wenn Trump sich zum Diktator auf Lebenszeit aufschwingt? «Soll er nur kommen», sagt Bruno, «in den USA wird vielleicht die Demokratie abgeschafft, aber ganz bestimmt nicht das Recht des Landeigentümers, auf jeden zu schießen, der das Land unbefugt betritt!» Was soll man sagen? Es klingt, finde ich, eigentlich alles ganz vernünftig.



FRAUEN Kate Middleton, Ruhepol Julie Burchill

Weil Elizabeth II gesundheitlich zu angeschlagen war, um ihre *Queen's Speech* zu halten, haben wir einen Vorgeschmack darauf bekommen, wie es sein wird, wenn die heute 96-jährige Monarchin stirbt. Ihr Sohn und Erbe, der 73-jährige Prinz Charles, und seine Frau Camilla wirkten entspannt und glücklich, als sie ins Parlament schritten. Doch sie wirkten nicht wie König und Königin. Sie wirkten wie alte Faktoten, die zu entlassen niemand das Herz gehabt hat.

Was für ein Gegensatz zu William und Kate! Die junge Familie der Cambridges erinnert an die glorreichen Zeiten von Grossbritanniens «neuem Elisabethanischem Zeitalter» in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts: Damals hoffte ein Land, das erschöpft war, nachdem es einen Krieg gewonnen hatte, der von anderen ausgelöst worden war, es würde wiedergeboren dank der Krönung einer wunderschönen jungen Königin, die in der Folge Mutter von vier Kindern – und einer widerspenstigen Nation – werden sollte.

Kate, einst von den Medien mit dem Spitznamen «Waity Katie» bedacht, haben wir genau

ihrer Geduld und ihrer Ausdauer wegen so lieb gewonnen. Einer der Gründe, weshalb es zum Zerwürfnis zwischen William und Harry kam, war, dass der ältere Bruder dem jüngeren riet, es bei seiner Romanze mit Meghan «langsamer angehen» zu lassen. Das deuteten die hysterischen Sussexes als rassistisch statt als Hinweis darauf, dass einer Monarchie anzugehören nicht einfach das Gleiche wie Showbusiness, bloss mit besseren Diademen, ist. Woke Politik hat das brutale britische Klassendenken übertrumpft. Von Diversität ist nur noch die Rede, wenn es um unterschiedliche Rassen, nicht aber unterschiedliche Klassen geht: Davon, dass Meghans Eltern der Mittelschicht angehören, ist keine Rede. Die Vorfahren von Kate wiederum waren Grubenarbeiter; ihre Eltern sind ehemalige Flugbegleiter, weshalb hochnäsige Freunde von William kichernd «Doors to manual» sagten, als er sich mit ihr zusammensetzte – damit teilt ein Pilot nach der Landung der Besatzung mit, dass die Verriegelung der Türen wieder auf Handbetrieb umgestellt ist.

Wir Britinnen und Briten spüren mittlerweile das Alter: Wir haben alles miterlebt, vom Empire zum Brexit, vom in Ungnade gefallenen Riesen, der die Welt regierte, zum winzigen Rädchen in Brüssels Bürokratiemaschinerie und von da zur fröstelnden souveränen Nation, deren Wirtschaft am Boden ist wegen Covid und eines neuen europäischen Kriegs. Wir können nicht mehr tun als «Keep Calm and Carry On», also ruhig bleiben und weitermachen, und Kate ist die aktuelle Verkörperung dieses Mottos aus dem Zweiten Weltkrieg.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Du hättest nicht über Ihre neue Frisur
lachen dürfen...»



THIEL

Empirie

Empiriker: Die Zukunft der Biologie liegt in der Genetik, die Zukunft der Medizin im Transhumanismus. Aber welche wissenschaftliche Perspektive bietet die Mathematik?

Logiker: Dank der Mathematik können wir jederzeit eins und eins zusammenzählen.

Empiriker: Und was gibt eins und eins?

Logiker: Natürlich zwei.

Empiriker: Ist das empirisch bewiesen? Mathematik ist doch bloss Theorie.

Ein empirischer Forscher formuliert erst einmal eine Forschungsfrage: Was gibt eins und eins? Und dann verifiziert er seine Theorie in einem praktischen Experiment. Hier ist eine Kartoffel, und hier ist noch eine Kartoffel. Und jetzt zählen wir sie zusammen: eins, zwei.

Logiker: Siehst du?

Empiriker: Freu dich nicht zu früh! Das Experiment muss wiederholbar sein.

Also nehmen wir gleich noch eine Kartoffel, und dann noch mal eine, und zählen auch diese beiden zusammen: eins, zwei. Aber diesmal schauen wir genauer hin. Die eine Kartoffel ist nur halb so gross wie die andere. Damit ist erwiesen, dass 1+1 in diesem praktischen Experiment 1,5 ergibt.

Logiker: Das wäre ja dann eine andere Rechnung. Du müsstest von Anfang an 1 und 0,5 zusammenzählen.

Empiriker: Da sieht man, wie unwissenschaftlich du denkst. Du kannst doch nicht im Nachhinein die Forschungsfrage umformulieren, bloss weil dir das Resultat nicht gefällt.

Logiker: Rechnen wir rückwärts. Dividiere ich 1,5 durch 2, ergibt das nicht 1, sondern 0,75, womit bewiesen ist, dass deine Rechnung nicht 1+1 gelautet haben kann.

Empiriker: Man kann das Protokoll eines vorwärtsgerichteten Prozesses doch nicht umkehren. Ein Forscher muss vorwärtsdenken. Die Zukunft gehört der Empirie.

Logiker: Und wie dein praktisches Experiment bewiesen hat, kommt dabei weniger raus, als man sich ausrechnet.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Perle am Fuss des Gletschers

Mitten im Aletschgebiet befindet sich der höchstgelegene Golfplatz Europas – und die Villa Cassel.



Churchill checkte viermal ein: Villa Cassel auf 2081 Metern über Meer.

Gäbe es die Briten nicht, wären die Schweizer Alpen weniger spektakulär. Man denke nur an den legendären Cresta Run in St. Moritz, den die Engländer initiierten, oder an den exklusiven Kandahar Ski Club in Mürren – und an die Villa Cassel im Walliser Aletschgebiet. Vor genau 120 Jahren liess Ernest Cassel dort seine Sommerresidenz im viktorianischen Stil – 25 Zimmer, vier Etagen, Telefonanschluss – auf gut 2000 Metern über Meer bauen.

Man nannte ihn «Windsor Cassel»

Eigentlich kam Ernst Cassel aus Köln, er machte aber in Grossbritannien ab dem Alter von siebzehn Jahren eine sensationelle Karriere als Banker, nannte sich später Ernest und pflegte aufgrund seines «schlossherrenhaften» Reichtums, wie es heisst, gute Beziehungen zu den Royals. «Windsor Cassel» war sein Übername. Mit 22 sass er bereits im Management bei Bischoffsheim & Goldschmidt in London.

Cassel litt zeit seines Lebens an Herz-Kreislauf-Problemen und Magenbeschwerden. Zur Kur schickte ihn der Hofarzt von Königin Victoria in die Höhenluft der Schweizer Berge auf die Riederalp, wo er im Hotel «Riederfurka»

logierte. Immer wieder kehrte Cassel daraufhin ins Wallis zurück. 1901 übergab man ihm das Stück Land, auf dem er seine Villa errichten liess. Dank grosszügigen Spenden an die Schulen von Ried und Betten musste der Geschäftsmann nichts für das Grundstück bezahlen.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs empfing Cassel am Fusse des Aletschgletschers viele internationale Gäste. Manchmal überliess er sein alpines Refugium auch der Polit-Prominenz. Winston Churchill checkte mindestens viermal in die Villa ein, in der sich der spätere Premierminister und Literaturnobelpreisträger vor allem schriftstellerisch betätigte. Nach dem Tod von Cassel erbte seine Enkelin 1921 das Anwesen, verkaufte es aber wenige Jahre später an eine einheimische Hoteliersfamilie, die es bis 1969 als Gasthof weiterführte.

Heute sieht die Lage auf der Riederalp etwas anders aus. Nicht nur befindet sich hier unterdessen der höchstgelegene Golfplatz Europas, die Villa Cassel ist seit den siebziger Jahren im Besitz der Naturschutzorganisation Pro Natura. Diese bietet unter anderem Exkursionen zum Aletschgletscher an. Übernachten kann man im wundervollen Haus noch immer.

Andi Gross

Bis 2015 sass der GSoA-Gründer im National- und Europarat. Seither ist es in der Öffentlichkeit ruhiger um ihn geworden, verstummt ist der bald Siebzigährige aber nicht.

Weltwoche: Schon als Sie noch für die SP des Kantons Zürich im Nationalrat sassen, wohnten sie in Saint-Ursanne. Wie lebt es sich im Jura?

Andi Gross: Der Jura gehört meiner Meinung nach neben dem Bergell, dem Zürcher Rheinufer in Ellikon sowie der Lago-Maggiore-Region zu den schönsten Gegenden der Landes. Er ist sozusagen das Kanada der Schweiz. Damals suchten wir eine grössere und bezahlbare Unterkunft, wo auch meine rund 30 000 Bücher Platz finden. Das war in Zürich unmöglich.

Weltwoche: Wie verbringen Sie Ihre Tage?

Gross: Mit den ersten *Espressi* lese ich sieben Tageszeitungen aus fünf Ländern, drei auf Papier, vier digital. Dazu kommen sechs Wochenpublikationen, darunter die *Weltwoche* und die *Woz*. Zudem schreibe ich seit fünf Jahren jeden Samstag im *Quotidien jurassien* einen Stein in der Rubrik «Mosaïque de la démocratie». Letzte Woche erschien

Nummer 237. Dann habe ich an der Uni in Hamburg einen Lehrauftrag zur direkten Demokratie, halte Vorträge, nehme an Diskussionen teil, arbeite an der föderalistischen Europa-Verfassung und gestalte viermal im Jahr für die SP Solothurn die Willy-Ritschard-Bildungswerkstatt.

Weltwoche: Das klingt nicht nach einem gemütlichen Rentnerdasein ...

Gross: Es ist aufregend und gemütlich zugleich. Dabei habe ich meine Hauptbeschäftigung noch gar nicht erwähnt. Ich beende ein Buch über die Geschichte der Zürcher Revolution 1867 bis 1869, das 500 Seiten stark und die Auseinandersetzung zwischen dem *Winterthurer Landboten* und der *NZZ* um die Ausgestaltung der direkten Demokratie dokumentiert. Das Projekt sollte längst fertig sein, aber die Pandemie und nun der Krieg in der Ukraine lasten auf der Seele und beeinträchtigen die Kreativität sehr.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie als Mitgründer der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee die von Russland ausgehende Aggression?

Gross: Ein absoluter Horror. Noch nie hat eine Atommacht in Europa derart aggressiv eine neoimperiale Politik entwickelt und ein Nachbarland militärisch überfallen. Dieses Verbrechen erschüttert die politische Ordnung ganz Europas; von einer «Zeitenwende» würde ich aber nicht sprechen. Denn die Spaltung Europas dauert seit 1946 an. Es ist vielmehr ein Rückfall ins 19. Jahrhundert mit den Massenvernichtungsmitteln des 21. Jahrhunderts.

Weltwoche: Was bedeutet diese Situation für die Schweiz?

Gross: Für die Schweiz hat sich militärstrategisch wenig geändert; sie ist von Österreich und von Nato-Staaten umgeben und von Russland getrennt. Nach wie vor bedroht schlimmstenfalls ein Atomkrieg die Schweiz, und da würden auch neue Panzer und Flugzeuge nicht helfen. Ein solcher Krieg lässt sich militärisch nicht verhindern und auch nicht überleben; verhindern können wir ihn nur politisch und zusammen mit anderen.

Weltwoche: Was schlagen Sie stattdessen vor?

Gross: Die Schweiz sollte die Neutralität beibehalten, diese aber weniger egoistisch verstehen und engagierter werden für den Abbau von Gewalt, die anderen angetan wird. So sollten wir uns bemühen, dass die Neutralität von Moldawien von der Uno anerkannt wird. Oder wir könnten für fünf Milliarden Franken Afrikaner und arme Asiaten gegen Covid impfen. Oder der Ukraine Getreide abkaufen und nach Afrika und Südamerika transportieren, wo Tausende Menschen als Folge des Kriegs vom Hungertod bedroht sind.

Weltwoche: Was sagen Sie zum Zustand der SP Schweiz?

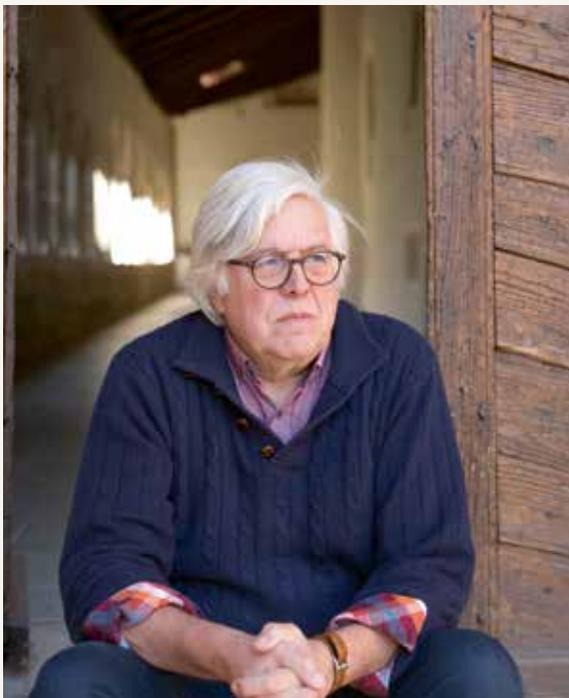
Gross: Es tut weh zu sehen, wie viele Menschen in der Schweiz politisch aufgeben, resignieren und ihre Macht so schlecht nutzen. Das können wir nur ändern, indem wir versuchen, mit möglichst vielen dieser Menschen wieder ins Gespräch zu kommen.

Michael Baumann



«Aufregend und gemütlich zugleich»: Aktivist Gross, 1985 und heute.

Andreas Gross, 1952 im japanischen Kobe geboren, studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Zürich und Lausanne. Landesweit bekannt wurde er ab 1982 durch die Gründung der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). Von 1991 bis 2015 sass er für die SP im Nationalrat.



Freude am Feuer und am Teilen

Restaurant 1Komma7, Grill, Bar und Terrasse,
Claridenstrasse 14, 8002 Zürich.
Telefon 044 208 24 04

Es ist ein Trend in der heutigen Gastronomie, dass nicht jeder sein eigenes Essen isst, sondern dass oft eine Vielzahl von Dingen auf den Tisch gestellt wird, die man unter sich aufteilt. Man kennt das von den Mezze aus dem Libanon und anderen orientalischen Ländern. Das Teilen hat nun Schule gemacht, und das originelle, neue Lokal gegenüber dem Haupteingang der Zürcher Tonhalle mit dem eher mathematischen Namen «1Komma7» folgt ebenfalls diesem Konzept: *Sharing is caring*.

Ein einladend loderndes Feuer macht auf das Restaurant aufmerksam. Es flackert indessen nur von einem grossen Bildschirm, aber



gleich darunter ist ein grosszügig dimensionierter Grill mit echter Glut eingebaut. Was auf den Rost kommt, liegt in einer Auslage bereit – fast wie beim Metzger: Man wählt aus und bestimmt, ob das Fleisch lieber *bleu* oder *saignant* oder medium gebraten werden soll. Zusammen mit den bestellten Zutaten wird schliesslich alles auf den Tisch gestellt.

Die Produkte sind gemäss der Philosophie des Hauses regional: Eier, Milchprodukte und ein Teil des Fleisches kommen vom familien-

eigenen Bauernhof auf dem Üetliberg, Gemüse und Früchte werden auf dem Markt am Bürkliplatz eingekauft.

Das Lokal ist angenehm hoch, und die sorgfältige Gestaltung ist in weiten Teilen in Schwarz gehalten, so wie halt Feuerstellen seit eh und je aussehen. Salat, Tatar, marinierte Auberginen, Blumenkohl, Spargel und Diverses mehr – in manchmal eher gewagten Kombinationen – stehen auf der Karte.

Am überzeugendsten war schliesslich das Fleisch: Koteletts, Entrecôte, Filets, Steaks. Auch die Pommes frites waren knusprig. Vieles kam in braunen Keramiknapfen, welche die Speisen wenig vorteilhaft in Szene setzten, auf den Tisch. Mit dem Teilen unter guten Freunden hat es gut geklappt, aber – um ganz ehrlich zu sein – am liebsten hätte ich mir das prächtigste, saftigste Stück zur Gänze einverleibt.

WEIN/PETER RÜEDI

Brunello leuchtet

Luce della Vite: Brunello di Montalcino 2017.
15%. Arvi, Melano. Fr. 102.30. www.arvi.ch

Das Weingut mit dem schönen Namen Luce della Vite ist das Resultat eines transatlantischen Joint Ventures der mächtigen Florentiner Weinfamilie Frescobaldi mit dem amerikanischen Pionier Robert Mondavi (1913–2008) in Montalcino. Er war ein begabter Stratege, der in seinen Weingeschäften der Maxime der Habsburger folgte («Kriege führen mögen andere, du, glückliches Österreich, heirate»).

Mit Baron Philippe de Rothschild fand Robert Mondavi sich im gemeinsamen Projekt Opus One Vineyard im Napa Valley, in Chile kooperierte er mit Eduardo Chadwick von Viña Errázuriz, und Luce blieb keineswegs die einzige Partnerschaft mit Frescobaldi. Mondavi war, wenn auch während kurzer Zeit, beteiligt am Super-tuscan-Projekt Ornellaia. Die Frescobaldis ihrerseits waren (und sind noch) grosse Player in der Toskana, mit renommierten Besitzungen wie der Tenuta Castiglioni, dem Castello Pomino, dem Nipozzano und



dem Castel Giocondo; Letzteres wie die Latifundien von Luce (249 Hektaren, davon 88 mit Reben bestockt) im Gebiet des prestigeträchtigen Montalcino gelegen. Und sie hatten den längeren Atem. Wie Ornellaia ist Luce, heute geführt von Marchese Lamberto Frescobaldi, ganz im Besitz der Familie.

Genug. Reden wir vom Wein und nicht vom Geld. Was allerdings auch nicht ganz voneinander zu trennen ist, bewegt sich doch der Preis des Luce in der Regel im dreistelligen Bereich. Der Wein, erstmals 1997 vorgestellt, ist eine sehr geglückte Cuvée von Sangiovese und Merlot. Als solche wurden hier den Lesern schon die Jahrgänge 2014 und 2017 ans Herz beziehungsweise ans Portemonnaie gelegt. Heute geht es um einen Brunello di Montalcino, den

Luce seit 2003 in einer Nische von fünf Hektaren, einem gesegneten Weinberg namens Madonnino, nach allen Regeln des Konsortiums produziert (die legen unter anderem fest, dass der Brunello als reiner Sangiovese erst ab dem 1. Januar des fünften auf die Ernte folgenden Jahrs auf den Markt kommen darf).

2017 war nicht das einfachste Jahr, die sommerliche Hitze liess die Trauben kleinbeerig reifen. Allein, die (frühen) Erntebedingungen waren günstig, dieser Brunello ist mit seiner dichten Struktur und Eleganz seinem Preis gewachsen (für die, die ihn sich leisten mögen): mit explosiv frischer Frucht (Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren) und diskreten Unterzügen von Lakritz, Teer und etwas Toastnoten, toller Würze und einem Hauch Vanille vom langen Ausbau in slowenischer Eiche – alles eingebunden in einen harmonisch sinnfälligen (aber nicht «weichgezeichneten») Gesamtzusammenhang. Die 15 Prozent Alkohol sind genau richtig in diesem gefinkelten Kraftpaket. Wir nehmen sie erst wahr, wenn sie uns auf der Etikette ins Auge springen.

Exotisches Tierwesen

Zum Glück gibt es noch Fahrzeuge wie den Audi RSQ8 als Musterbeispiel für die Möglichkeiten des Verbrennungsmotors.



Eine grosse oder sogar überwiegende Zahl der Autos, die uns in jüngerer Zeit zur Verfügung gestellt werden, ist ganz oder teilweise strombetrieben. Das ist eine gute Sache, keine Frage, auch wenn die elektrifizierte Fortbewegung manchmal vielleicht einen etwas nüchternen Charakter hat, wie treue Leser dieser Kolumne auch schon mitbekommen haben.

Wie ein exotisches Tierwesen aus einer anderen Zeit und Welt stand hingegen kürzlich ein Audi RSQ8 raumfüllend in meiner Garage – als eine Art Monument für eine grosse Erfindung und als Erinnerung daran, dass es in der Geschichte der Menschheit immer wieder einmal sinnvoll erschien, manche Dinge zu bewahren. Der massive SUV mit dem mächtigen V8-Turbo-Aggregat ist ein Musterbeispiel für die faszinierenden Möglichkeiten des Verbrennungsmotors. Eine Technologie, die zu Unrecht etwas unter Druck gekommen ist, der wir aber eigentlich ziemlich viel zu verdanken haben.

Aber wir wollen hier nicht in melancholische Nostalgie abgleiten, sondern vielmehr flott voranfahren. Der RSQ8 ist im besten und im Wortsinn eine Wuchtbrumme. Schon wenn der 600-PS-Motor aus dem Ruhezustand erwacht und mit einem sonoren, gut vernehmbaren Grummeln in Bereitschaft versetzt wird, ahnt man, dass es nicht um nüchterne, sachliche Mobilität geht, sondern um das Autofahren als grosses, hedonistisches Vergnügen.

Dabei ist das stärkste SUV von Audi nicht zuletzt auch aufgrund seiner Grösse durch-

aus ein praktisches Fahrzeug; die ausgefeilte Luftfederung macht es wahlweise erstaunlich sportlich und nur einen Knopfdruck später wieder angenehm komfortabel. Diese sogenannte Spreizung ist den Fahrwerksentwicklern hervorragend gelungen und macht den RSQ8 besonders attraktiv. Bei entsprechendem Anlass ermöglichen 800 Newtonmeter die katapultartige Beschleunigung des Autos in 3,8 Sekunden von 0 auf 100 km/h, was ein wenig frivol erscheint, aber halt auch sehr vergnüglich ist.

Eine sorgfältig komponierte Zündfolge in den acht Zylindern untermalt dynamische Fahrten mit einem an bessere Zeiten erinnernden, raumfüllenden Klang. Dabei ist das Antriebssystem des SUV-Coupés gar nicht so rückwärtsgewandt, wie es hier jetzt möglicherweise dargestellt wird. Ein Mild-Hybrid-System mit einem 48-Volt-Bordnetz und einem Riemen-Starter-Generator gewinnt Energie zurück oder ermöglicht es dem grossen Audi zu «segeln», was für überraschende Momente der Stille auf der Autobahn sorgt und aber auch zeigt, dass das Prinzip Verbrennungsmotor noch längst nicht zu Ende gedacht ist. So endet die Fahrt im Audi RSQ8 mit einer Mischung aus Wehmut und Zuversicht.

Audi RSQ8

Motor/Antrieb: V8-Zylinder-Doppelturbomotor, MHEV, Allradantrieb, 8-Gang-Tiptronic; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 600 PS/441 kW; max. Drehmoment: 800 Nm/2200–4500 U/min; Verbrauch (WLTP): 13,2 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h (optional 305 km/h); Preis: Fr. 160 900.–, Testwagen: Fr. 198 770.–



OBJEKT DER WOCHE

Gut Ding will Weile haben

«Cavelli»-Stuhl von Ikea
Versteigert für rund 15 000 Franken

Meistens gilt: Je rarer das Objekt, desto wertvoller ist es. Die Qualität spielt dabei eine untergeordnete Rolle. So haben wir an dieser Stelle auch schon von der teuersten Briefmarke der Welt berichtet, die Experten als minderwertig bezeichnen, aber, weil es vermutlich bloss noch ein Exemplar vom 1856 herausgegebenen Stück Papier gibt, für sage und schreibe 8,3 Millionen Dollar versteigert wurde.

Man muss also nur lange genug warten, dann steigt der Wert. Der Ikea-Stuhl «Cavelli» von 1958 konnte Ende letzten Jahres für gut 15 000 Franken versteigert werden. Das mag auf den ersten Blick überraschen, gilt Ikea doch nicht gerade als Hochpreisinsel unter den Möbeldhändlern. Bei genauerer Betrachtung ergibt der Preis aber mehr Sinn. Vom Lehnstuhl «Cavelli» kamen damals bloss fünf Stück in den Handel. Ein weiterer Preistreiber ist der Kult, der um gewisse Möbelstücke von Ikea in den letzten Jahren entstand. Das «Kromvik»-Bett von 1982 verkaufte sich jüngst für gut 6000 Franken, die Chaiselongue «Skye» aus den Siebzigern für knapp 4000 Franken oder das «Ladoga»-Sideboard aus den Sechzigern für rund 2500 Franken.

Wer nun hofft, sein «Billy»-Bücherregal werde bald zu einer wertvollen Anlage, muss enttäuscht werden. Bislang gingen bei Ikea rund 100 Millionen dieses praktischen Möbels über den Ladentisch. Bis «Billy» zur Rarität wird, wird es sehr, sehr lange dauern.

Benjamin Bögli



«15 Kilometer»: Porsche-Langstreckenpilot Neel Jani, Ehefrau Lauren, Sohn Maverick.



Strahlend: Skicrosserin Fanny Smith, Noemie mit Baby Louie.



«Wir sind dankbar»: Der Bündner Rennleiter Corsin Caluori.



Sassen im Verfolgungsauto: Skirennfahrer Marc Berthod und Sandro Viletta.



Für einen guten Zweck: 4000 Läuferinnen und Läufer waren in Zug dabei.

BEI DEN LEUTEN

Wohltätigkeit verleiht Flügel

Ganz Zug war auf den Beinen.
Zum neunten Mal stieg der Benefizlauf Wings for Life.

André Häfliger

In zahlreichen Städten auf der ganzen Welt wird gelaufen. Hunderttausende Franken werden dabei für die Erforschung der Krankheiten von behinderten Menschen gesammelt. Auch in Zug ist alles bereit. Zentraler Treffpunkt ist der «Freirum» bei der Bosshard-Arena, eine der coolsten Eventlocations der Schweiz. Überall lachende Gesichter, freundliche Helferinnen, Helfer und Securitas sowie ein hervorragendes Catering – vorbildlich!

Auch die Wings-for-Life-Aushängeschilder sind top drauf. Der Nidwaldner Skistar Marco Odermatt (Riesenslalom-Olympiagold in Peking und Gesamtweltcupsieg 2022) läuft mit seiner Freundin, der Krankenschwester Stella Parpan. Seit drei Jahren sind sie ein Paar: «Kennengelernt haben wir uns im Kindergarten.» Für diesen guten Zweck würden sie sich «sehr gerne und mit Freude» einsetzen. Rollstuhlsportler Marcel Hug (letzter Sieg am Tokio-Marathon im Februar): «Genial, wie sich hier alle voll ins Zeug legen, bravo!»

Rennfahrer Neel Jani (Porsche, Langstrecken) hat nach dem Lauf eine Vermutung:

«Unser Sohn Maverick wird wohl Velo- und nicht Autorennfahrer.» Warum? «Er hat fünfzehn Kilometer auf dem Velo geschafft, ich sechs mit den Beinen.» Fechter Max Heinzer fiebert auf die um ein Jahr verlegte Weltmeisterschaft im Sommer in Kairo hin: «Das hier ist auch ein willkommenes Training.» Der Team-Weltmeister 2018 hat einen besonders schönen Bezug zu Zug: Die Zuger SRF-Moderatorin Fabienne Bamert («Samschtig-Jass») ist Gotte von Mahina, der Tochter von Janique und Max Heinzer.

Als gemeinnützige Stiftung fördert Wings for Life internationale Forschungsprojekte und klinische Studien. Ziel ist die Heilung der Querschnittslähmung. Der Wings for Life World Run findet jährlich statt und hilft massgeblich mit, dies zu erreichen. Rennleiter Corsin Caluori zieht eine positive Bilanz: «Wir hatten eine tolle Stimmung, es gab keine Pannen, alles klappte reibungslos, und das Helferteam hat grandiose Arbeit geleistet. Dafür sind wir dankbar. Schliesslich hatten wir auch noch grosses Wetterglück. Was wollen wir mehr?»



Partnerlook: Orientierungsläuferin Judith Wyder, Ehemann Gabriel Lombriser.



«Willkommenes Training»: Fechter Max Heinzer mit Ski-Idol Marco Odermatt vor dem Red-Bull-Oldtimer.



Lachende Gesichter: Edouard Boulanger, Sieger Dakar-Rallye 2021.



Lauf-Studium: Florence Iten, Jamie-Lee Moser.



«Genial»: Rollstuhlsportler Marcel Hug mit Oliver (l.) und Marco.



Teamgeist: Kletterer Giuliano Camerani, Laufsportler Roman Clerc, «Ninja Warrior Austria»-Teilnehmer Joel Mattli, Crossfitter Lukas Esslinger, Skateboarder Simon Stricker.



Interview: Moderatorin Jasmin Langenegger («Mysports»), Tetraplegiker David Mzee.

Blaupause eines ukrainischen Funkspruchs



Stinkefinger an die Sowjetunion: der Film «Top Gun» von 1986.

Der Zeitgeist spukt manchmal in unheimlicher Weise. Zuweilen zeigt er sich in Form der Unterhaltungsindustrie und vermittelt in Echtzeit seine Botschaft. Dass jetzt, nach 36 Jahren, die Fortsetzung des Action-Epos der achtziger Jahre, nämlich der Film «Top Gun», in die Kinos kommt, ist im Lichte des russischen Angriffs auf die Ukraine bemerkenswert. Der Film jagte die

Rekrutierungszahlen der US-Army nach oben. Denn die in Werbeästhetik verpackte Geschichte um den Kampfpiloten Maverick war emblematisch für die Zeit des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjetunion. Die Szene, als Maverick sich in seinem F-14-Jet kopfüber über eine sowjetische MiG legt und dem Piloten den Mittelfinger zeigt, ist quasi das Original des Funkspruchs, den ukrainische Soldaten

am 24. Februar 2022 auf die Aufforderung der Russen, sich zu ergeben, auf der Schlangeninsel absetzten: «Russian warship, go fuck yourself.» Einen schöneren Stinkefinger an Putin als «Top Gun» kann Hollywood dem Publikum nicht präsentieren.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, täusche ich mich, oder sind Aids und andere sexuell übertragbare Krankheiten tatsächlich kein grosses Thema mehr, und es wird auch nicht mehr gross auf Safer Sex geachtet?

R. T., Frauenfeld

Eine gute Frage, auf die ich mit Ja und Nein antworten würde. Denn es kommt darauf an, wo Aids und andere sexuell übertragbare Krankheiten ein Thema sind und wo weniger. Was aber sicher stimmt, ist, dass es diese grossen, internationalen «Stop Aids»-Kampagnen, wie wir sie aus den achtziger Jahren kennen, nicht mehr gibt. Die grossflächige Präventionsarbeit war sehr erfolgreich und hatte dazu geführt, dass die Zahl

der HIV-Neuinfektionen stark gesunken ist. Die darauffolgende «Love Life»-Kampagne des Bundesamtes für Gesundheit informierte auch über andere sexuell übertragbare Krankheiten. Die Safer-Sex-Regeln waren ein zentraler Bestandteil. Die neuste Kampagne des BAG zielt nun vielmehr auf eine individualisierte Form von Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten mit dem Ziel, dass jeder das eigene Risiko kennt und die Sicherheitsvorkehrungen selber trifft. Aus diesem Grund wird in der Öffentlichkeit das Thema auch weniger wahrgenommen.

Im Aufklärungsunterricht in der Schule allerdings wird Safer Sex immer noch in einem ähnlichen Umfang besprochen – das steht und fällt natürlich auch immer etwas mit der Lehr-

person. Auf jeden Fall ist der Fokus immer noch sehr auf HIV gelegt – aus meiner Sicht würde ich sogar sagen, dass dies einen sehr dominanten Platz einnimmt und lustvollere Themen daher oft zu kurz kommen.

Es ist aber auf jeden Fall sehr wichtig, dass das Thema der sexuell übertragbaren Krankheiten nicht verharmlost wird. Denn auch wenn man vielleicht nicht direkt an einer Krankheit stirbt, kann sie doch sehr schwerwiegende Folgen haben. Daher macht es auf jeden Fall Sinn, sich sorgfältig mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Brigitte Oertli

Die Zürcher Skirennfahrerin gewann 1988 zwei Olympia-Medaillen. Heute hilft sie Sportlern in Not.

Im Restaurant «Hochwacht» auf dem Pfannenstiel liegt einem die ganze Welt zu Füssen – oder zumindest die Region Zürich: Oberland, Greifensee, Zürichsee, Alpenpanorama. Brigitte Oertli setzt sich auf die Terrasse und bestellt einen Kaffee: «Näher kommt man den Bergen in Zürich kaum irgendwo», sagt sie auf der 850 Meter über Meer gelegenen Aussichtsplattform ihrer Heimatgemeinde Egg.

Die 59-jährige frühere Spitzenskifahrerin ist die wohl berühmteste Tochter des Ortes. Sie gewann unter anderem zwei Olympia-Medaillen in der Abfahrt und in der Kombination 1988. Am vergangenen Sonntag wurde sie anlässlich des 75-Jahre-Jubiläums des Skiclubs Egg in hoher Dosis mit der eigenen Vergangenheit konfrontiert: «Es war eine gute Party unter alten Freunden», sagt sie lachend.

In ihrem Geburtsjahr (1962) wurde das für die Egger legendäre Skihaus in Oberiberg SZ gebaut – unter der Federführung von Brigittes Vater Hans. Den Tipp, das Land für damals nur 5000 Franken zu kaufen, erhielten die Egger von einem schlaun Oberiberger. Der Hintergrund: Am Roggenstock gab es damals einen gutfrequentierten Skilift. Brigitte Oertli erinnert sich: «Mein Vater hat nicht nur das Skihaus gebaut, er war auch Präsident des Klubs. Und meine Mutter war JO-Trainerin.» Das aktive Klubleben habe sie in ihrem sportlichen Werdegang sicherlich beflügelt, sagt sie.

Golfen für einen guten Zweck

Als sich Oertli 1990 vom Spitzensport verabschiedete, war dies eine harte Zäsur. «Wenn man zurücktritt, ist man auf einen Schlag pensioniert und arbeitslos – und hat die grösste Zeit des Berufslebens noch vor sich.»

Im Gegensatz zu anderen Sportarten lasse sich im Skisport kaum genügend Geld verdienen, um danach ein unabhängiges Leben zu führen: «Ich hatte damals während meiner Ski-Karriere einen Lohn wie eine gutbezahlte Chefsekretärin.» Heute wäre wohl das Doppelte bis Dreifache möglich. Darüber möchte sich Brigitte Oertli aber gar nicht lange aufhalten. Viel lieber spricht sie von ihrem neuen Engagement



Harte Zäsur: Sportlerin Oertli.

als OK-Präsidentin des Charity-Golfturniers der Stiftung «Goldene Tage von Sapporo 1972» am 24. Juni auf dem Golfplatz Küssnacht am Rigi. Das dort gesammelte Geld kommt früheren Sportlerinnen und Sportlern zugute, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden. «Ich möchte mit diesem Engagement meine Solidarität demonstrieren und weniger gut situierten Kolleginnen und Kollegen helfen.»

Mit ihrer Hilfsbereitschaft ist Oertli in guter Gesellschaft. Praktisch alle noch lebenden Sapporo-Helden beteiligen sich an der Aktion: Adolf

Ogi, Hausi Leutenegger, Jean Wicki, Bernhard Russi, Edy Hubacher, Roland Collombin, Fredel Kälin. Dazu Sportlerinnen und Sportler neuerer Generationen wie Maria Walliser, Fabien Rohrer, Erich Schärer, Paul Accola, Oliver Höner, Mike von Grünigen oder Florence Schelling. Ein *Flight* kann für 2500 Franken gebucht werden, als Einzelperson ist man für 850 Franken dabei. «Es wäre schön, wenn wir alle 32 *Flights* verkaufen könnten», sagt Oertli. Anmelden kann man sich unter brigitte@powerwoman.ch

Thomas Renggli

Im Dienst des Vaterlands

Für Dominik Knill, Präsident der Schweizer Offiziersgesellschaft, ist die Bündnerin eine der talentierten Führungsfiguren in der Armee. Wir haben uns mit ihr unterhalten.

Michael Baumann

Es ist immer interessant zu beobachten, wie Leute auf Frauen reagieren, die Militär machen. Lorena Branchina, 28, Berufsoffizierin im Rang eines Hauptmanns, bekommt nur selten dumme Sprüche zu hören, die meisten sind neugierig. «Klar gibt es auch Sexismus, aber damit muss man bis zu einem gewissen Grad umgehen können», sagt sie. Letztlich gehe es um Leistung und nicht um die Geschlechterfrage. Im Kompetenzzentrum Veterinärdienst und Armeetierte in Bern, wo Branchina stationiert ist, sind Frauen nichts Aussergewöhnliches. «Bei uns beträgt der Frauenanteil in der RS und über alle Kaderstufen meist etwa 25 Prozent.»

Gleiche Rechte – gleiche Pflichten

Zur Gleichstellung von Mann und Frau vertritt Lorena Branchina eine moderne Meinung: Sie findet, dass sich heute jede und jeder irgendwie für die Gesellschaft einsetzen sollte. «Wer gleiche Rechte verlangt, hat auch die gleichen Pflichten zu übernehmen», sagt sie. Eine RS zu machen, würde sie jeder Person empfehlen – egal, ob Mann oder Frau. Dabei unterstützt sie jede Frau, die Militärdienst leisten möchte, und steht für Ratschläge zur Verfügung. Ihr Weg ins Militär war keineswegs vorgezeichnet, dass sie dort Karriere machen würde, erst recht nicht. «Mein Vater war Soldat, mein kleiner Bruder ist jetzt Wachtmeister, sonst hat niemand aus meiner Familie in der Schweiz Militärdienst geleistet», sagt die Bündnerin, die im Sarganserland aufgewachsen ist, und lacht.

Sie sei zufällig reingerutscht. Nach dem Abschluss des Gymnasiums besuchte Lorena Branchina den Maturandentag der Universität und der ETH in Zürich, ohne konkrete Erwartungen zu haben. Als sie durch die Gänge schlenderte, fiel ihr der Stand der Staatswissenschaftlichen Fakultät auf, weil dort eine Tarnblache hing und eine Frau in Uniform stand, mit der sie ins Gespräch kam. «Nie hätte ich gedacht, dass ich an der ETH studieren würde, denn ich war in Mathematik nicht sehr gut», erklärt sie. Aber das Studium der Staatswissenschaften, das Berufsmilitärs absolvieren kön-



«Vorbild für Frauen und Männer»: Offizier Knill.

Oberst Dominik Knill, 64, ist seit letztem Jahr Präsident der Schweizer Offiziersgesellschaft. Über Lorena Branchina sagt er: «Frau Hauptmann Branchina hat eine klassische Milizoffizierslaufbahn absolviert. Dank ihrem engen Bezug zu Pferden in den Train-Formationen hat sie ihre Bodenhaftung nicht verloren. Der Einstieg in das Berufsmilitärkader ist eine solide Grundlage für eine erfolgversprechende Offizierskarriere. Mit einem bevorstehenden Einsatz in der militärischen Friedensförderung rundet sie ihr professionelles Profil ab. Sie darf mit Stolz Vorbild sein für Frauen und Männer, die in unserer Milizarmee Dienst leisten wollen.»

nen, sei thematisch breitgefächert und umfasse auch Recht, Politik und Geschichte. Viele Frauen wüssten nicht, wie attraktiv eine Ausbildung bei der Armee sei. Mehr Werbung oder gar ein obligatorischer Infotag würden ihrer Meinung nach viel bewirken. Und es brauche ein Dienstleistungsmodell zur Erfüllung der Dienstpflicht für Mütter, wenn die Frauenquote weiter steigen solle.

Zuerst galt es für Lorena Branchina, die RS zu absolvieren, was in ihrer Familie und im

Freundeskreis gemischte Reaktionen auslöste. «Niemand hatte keine Meinung dazu. Einige fanden meine Entscheidung cool, andere sagten, ich spinne», sagt sie. Der Vater meinte, sie mache Witze, ist aber heute stolz auf seine Tochter und kommt an jeden Besuchstag und jede Beförderung. Die RS absolvierte sie, die in der Primarschule mit Reiten begonnen hatte, 2012 als Trainsoldatin. Bereut hat sie ihre Berufsentscheidung im Grundsatz nie, auch wenn sie lügen würde, wenn sie sagte, nicht auch manchmal Zweifel gehegt zu haben. «Ein paarmal habe ich mich während der Durchhaltewoche schon gefragt, was ich eigentlich mache», sagt sie schmunzelnd. Insgesamt ist sie aber froh, wie sich ihr Leben entwickelt hat: «Ich habe mich im Militär besser kennengelernt und gemerkt, was meine Stärken sind.» Auch Teamarbeit in Grenzsituationen und wahre Kameradschaft hat Frau Hauptmann zum ersten Mal in der RS kennengelernt.

Fernziel Schulkommando

Dann ging alles Schlag auf Schlag. Es folgten die Unteroffiziers- und die Offiziersschule, sie wurde Zeitsoldatin und erfüllte schliesslich alle Selektionskriterien, um ab 2017 an der Militärakademie zu studieren. Im März 2021 schloss sie ihre Ausbildung mit dem Erwerb eines Bachelor of Arts ETH in Staatswissenschaften ab. Im Kompetenzzentrum ist sie Klassenlehrerin in der Offiziersschule für Tierärzte und Einheitsberufsoffizierin in der RS, welche die Vorschläge für Beförderungen macht. Zudem kommandiert sie die Miliz-Trainkolonne 13/2. Als nächsten Schritt plant sie einen unbewaffneten Auslandseinsatz als Militärbeobachterin für die Uno – am liebsten im Nahen Osten. Als Fernziel denkt sie an ein Schulkommando.

Was hätte Lorena Branchina eigentlich gemacht, wenn es mit der Militärkarriere nicht geklappt hätte? «Mein Plan B war ein Spanischstudium», sagt sie und ist nicht unglücklich darüber, dass sie nicht darauf zurückgreifen musste. Heute hätte sie, die über eine Privatpilotenlizenz verfügt, sowieso etwas mit Aviatik im Sinn, zum Beispiel bei Skyguide.



«Mein Plan B war ein Spanischstudium»: Frau Hauptmann Branchina, 28.

Elke Heidenreich, Schriftstellerin

Die Grande Dame des deutschen Literaturbetriebs wäre gerne eine Woche lang Dr. Dolittle, hat Vertrauen zu Bundeskanzler Scholz; der Glaube an Gott ist ihr abhandengekommen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Elke Heidenreich: Angela Merkel. Sie war eine grosse, niemals korrupte, vorsichtige und menschlich agierende Kanzlerin.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Heidenreich: Ich werde nicht so gern gestreichelt. Wenn's sein muss, dann an den Händen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Heidenreich: Dass das grösste Unglück der Menschen die Dummheit ist. Und dass wir Religionen und deren Führer nicht mehr brauchen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Heidenreich: Ist verschieden. Wenn mir ein Bestseller gelingt, sechsstellig. Dazwischen wieder Dürre. Aber immer genug, um sorgenfrei zu sein. Mehr braucht's auch nicht.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Heidenreich: Ehrlichkeit. Grosszügigkeit. Humor. Aber bei einer Frau auch!

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Heidenreich: Sobald ich mit dem Kopf unter Wasser komme, habe ich Todesangst. Wahrscheinlich also vor dem Erstickten. Ich hab mein Leben lang Probleme mit dem Atmen.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Heidenreich: Abend für Abend vor dem Fernseher bei den Bildern aus der Ukraine. Und sehr beim Tod von Hans Neuenfels, der mir ein Freund war.

Weltwoche: Welche Figur aus der Geschichte oder der Literatur wären Sie gerne für eine Woche?

Heidenreich: Dr. Dolittle, der die Sprache der Tiere versteht.

Weltwoche: Was halten Sie von Bundeskanzler Olaf Scholz?

Heidenreich: Kein Knaller, aber bedächtig und ruhig, ich hab Vertrauen zu ihm.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Heidenreich: Ist mir leider abhandengekommen. Der soll sich mal melden, bitte. Mit irgendetwas.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Heidenreich: Von meinem Vater.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Heidenreich: Halbherzig mit siebzehn, richtig mit neunzehn. Wir waren damals später dran als die heute.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Heidenreich: Früher die Haare, jetzt im Alter gar nichts mehr, ich bin dankbar und zufrieden mit mir.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Heidenreich: Zählt Wein? Den täglich. Hab früher mal gekifft, macht mich aber zu müde, bin lieber wach.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Heidenreich: Geh in die Künstler-sozialkasse!

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Heidenreich: Aber ja. Er mir ja auch.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Heidenreich: Ich esse vernünftig, ausgewogen, wenig Fleisch. Ich neige nicht zum Extremen. Ist mir zu anstrengend.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Heidenreich: Früher grün, jetzt SPD. Zu Merkels Zeit auch mal CDU. Niemals FDP. Der Rest ist eh bescheuert.

Weltwoche: Was halten Sie von Roger Köppel?

Heidenreich: Nicht viel. Finde ihn eng, konservativ und nicht sympathisch.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Heidenreich: SUV raus aus den Städten.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Heidenreich: Möglichst nie. Manchmal, wenn ich etwas aus Zeitmangel absage, in Wirklichkeit aber keine Lust habe.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Heidenreich: Meine lange gute Ehe mit Bernd Schroeder.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Heidenreich: Mit dem Hund im Wald.



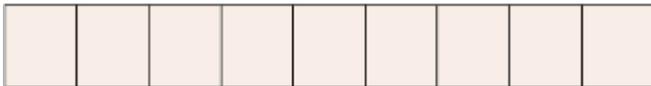
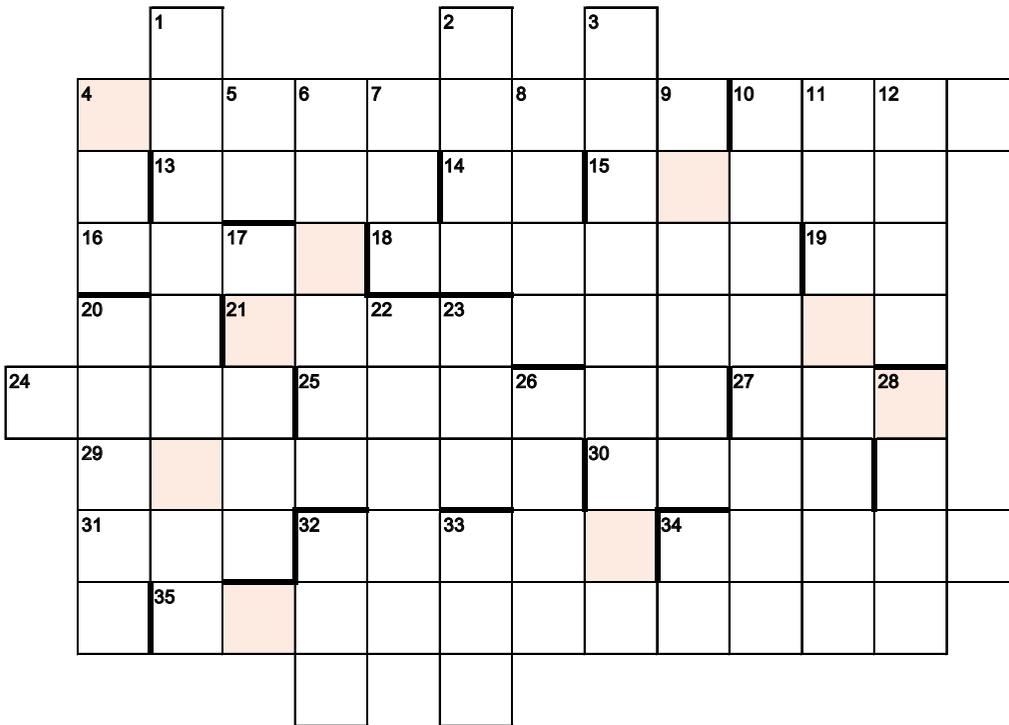
«Das grösste Unglück der Menschen, die Dummheit»: Literaturkritikerin Heidenreich, 79.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Heidenreich: Mit Theo Koll vom ZDF. Keiner kann die Welt schöner erklären als er. Wenn der nicht kann – der kann bestimmt nie –, dann mit Christian Thielemann.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Heidenreich: Eine Schreckschusspistole. Und einen hochgefährlichen Hund. Ein Mops.



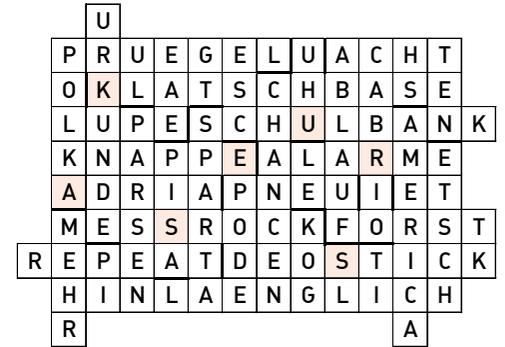
Lösungswort — jemand, der Geld auf Rennschweine setzt?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 hartes Turngerät? 10 nicht flüssig oder nicht schlank 13 genauso wie 16 waagrecht in Staubsaugern zu finden 14 Slalomstrecken-Beginn 15 Schuppen-Homologon, manchmal voller Schuppen 16 siehe 13 waagrecht 18 beliefert vor allem Geburtshäuser und Spitäler 19 Teil von Wohnhäusern und Turnhallen, aber nicht von Villen oder Gymnastikräumen 20 «lachhafte» Begrüssung 21 jemand, der sein Auto in eine Erdaufschüttung gesteuert hat? 24 ...-rot, Roth oder Wilder 25 bestimmen die Qualität des Nachbarschaftsverhältnisses 27 für manche ein Anlass zum Kochen 29 lieber einen verzehren als in einen geraten 30 Ekel in Pflanzenform 31 Vorsatz für Genossen und Echsen 32 im Fleisch absolut unerwünscht, dem Salat aber oft absichtlich beigemischt 34 typisch menschliche Tätigkeit 35 Nacktbilder im Spital?

Senkrecht — 1 bekanntlich nur vertrauenswürdig, wenn selbst gefälscht 2 (nicht nur) Frutarier-Kost 3 zu einem grossen Teil aus einem Möbelstück bestehende Verkehrshindernisse 4 Morse-Mayday 5 Neudeutsch-typischer Laut 6 für seine spektakulären Fälle bekannt 7 Liegt sowohl auf Ameland als auch in Cannes 8 Palme aus Schweden 9 Plättli, aber ohne etwas Essbares drauf 10 Fabrik eines Gottmadinger Traktorenherstellers? 11 immer noch gleich gross, aber verlängert 12 10 waagrecht auf Hochdeutsch 17 sofern nicht verliehen zum Beispiel ein Krankenzimmer 20 mit Wind oder Wasser nicht ungefährlich 22 wo man Akkus kaufen kann und was man mit ihnen machen kann 23 windschattiger Jeet-Kune-Do-Gründer 26 was ein Schulmeister in sich trägt ... 28 ... ist in England dies 32 Kapitelanfang 33 Dwight Davids Rufname 34 generell oder stellvertretend

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 767



Waagrecht — 2 PRUEGEL 8 ACHT 12 KLATSCHBASE 14 (F)LUPEntixol 16 SCHULBANK 18 KNAPPE 21 ALARME 24 ADRIA 25 PNEU (P neu) 26 ET (E. T.: Film-Ausserirdischer v. Steven Spielberg) 27 MESSROCK 29 FORST 31 REPEAT (pea: engl. f. Erbse) 33 DEOSTICK (de-Os-Tick) 36 HINLAENGLICH

Senkrecht — 1 URKUNDE 2 POLKAppen 3 UL 4 (G)EAEst 5 GT 6 ESC 7 UHU 8 ABLAUF 9 CABRIO 10 HS (Hassium) 11 TEN 13 CHANCEN 15 PARSEN 16 SPARTA (Spar-Ta) 17 AMERICA (aus «West Side Story») 19 PISA 20 EPODE (EP-Ode) 22 Lebens 23 GIETSCHern 27 MEHR 28 AlmKOGel 30 TK (Tokelau) 32 PISA 34 SL 35 Tiefenentspannung

Lösungswort — **KUERASS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SPEEDMASTER CANOPUS GOLD™

Die 1957 lancierte Speedmaster verdiente sich ihren Spitznamen 1969, als erste Uhr, die auf dem Mond getragen wurde. Diese Ausgabe bleibt zwar den klassischen Designelementen des Chronographen treu, verfügt aber über ein selten verwendetes, silberfarben abgestuftes Zifferblatt mit Sonnenschliff und ein Gehäuse aus OMEGAs exklusivem 18 K Canopus Gold™. Eine einzigartige Weissgoldlegierung von hoher Brillanz, benannt nach einem extrem hellen südlichen Stern, der Entdeckern jahrhundertlang als wichtiger Orientierungspunkt diente – und dies Raumfahrtbehörden auch heute noch tut. Bei diesem bemerkenswerten Zeitmesser handelt es sich zudem um einen Co-Axial Master Chronometer. Unabhängig zertifiziert vom Eidgenössischen Institut für Metrologie (METAS), um grösste Präzision, Verlässlichkeit und höchste Widerstandskraft gegen Magnetismus zu gewährleisten – auf der Erde wie im Weltall.


OMEGA